765.

Boll ant.

0 37.

1.1

Gr. III. 352 a.

3,352

Biographie

grosser

und berühmter Männer

des

Alterthums.

Von

Paul Joachim Siegmund Vogel,

Rector der Sebalder Schule in Nürnberg.

Erster Band.

Nürnberg,

bei Ernst Christoph Grattenauer,

1788.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Seinen theuersten Freunden,

dem

Herrn

M. Georg Lorenz Bauer,

Conrector der Sebalder Schule,

und dem

Herrn

M. Konrad Mannert,

ehemaligem Lehrer an der Sebalder Schule, und
nunmehrigem Lehrer am hiesigen Gymnasium,

widmet dieses Buch,

um Ihnen seine ungeheuchelte Hochachtung und
innige Liebe öffentlich zu bezeugen,

und

um das Andenken des Zeitpunktes zu erhalten, in welchem diese zwei Männer, die sich, ieder in seinem Fache, der gelehrten Welt so rühmlich bekannt gemacht haben, die Sebalder Schule schmückten,

der Verfasser.

Vorrede.

Ich mache einen Versuch, ob die Beschreibung des Lebens grosser und berühmter Männer des Alterthums von meiner Feder dem Publikum gefallen könne.

Grosse und berühmte Männer sollen dazu gewählt werden. Man weiß, daß Grösse und Ruhm nicht immer gleichen Schritt halten. Und wenn der berühmte und grosse Mann eine Biographie verdient, weil er groß ist: so verdient der grosse Mann, der nicht berühmt ist, um so eher aus seiner unverdienten Dun-

kelheit hervorgezogen zu werden. Auf der andern Seite ist es der Mühe werth, zu sehen, wie ein gewöhnlicher, oder wohl ein kleiner, oder gar ein schlechter Mann dazu gekommen sei, berühmt zu werden.

Wenn dieser Versuch gut aufgenommen werden sollte: so werden die meisten Männer, die alsdann in der Fortsetzung dieser Biographie aufgestellt werden sollen, Griechischer Nation sein.

Ueber die Römer muß ich die Entscheidung dem Publikum überlassen. Als ich den ersten Gedanken an dieses Werk faßte, war ich gesonnen, die Männer, die in den bürgerlichen Kriegen Hauptrollen gespielt hatten, vorzüglich auszuheben, ihren Charakter und ihre Thaten ausführlich zu erzählen, und zum Exempel dem Cäsar, gewiß einem der größten Menschen, wenigstens einen ganzen Band zu widmen.

Vorrede.

Was mich über diesen Vorsatz zweifelhaft macht, ist Fergusons Römische Geschichte, die an Herrn Professor Beck einen vortrefflichen Uebersetzer erhalten hat. Zwar habe ich gerade die Fergusonsche Geschichte der bürgerlichen Kriege noch nicht geprüft; aber sie sind ausführlich beschrieben, sind von einem Ferguson beschrieben, dessen philosophischen Forschungsgeist auch in der Geschichte mich schon der erste Band kennen gelehrt hat: würde es also der Mühe lohnen, den Stoff noch einmal unter die Hände zu nehmen, den er bearbeitet hat? Um dem Publikum die Beantwortung dieser Frage zu erleichtern, lege ich ihm hier das Leben des ältern Gracchus vor, von dessen Beschreibung Ferguson mich nicht abschreckte, weil ich anders von ihm denke, als er. Daher habe ich auch sein Leben nur in der wichtigen Periode beschrieben, die ich in einem andern Lichte erblicke, als Fer-

guſon. In der That iſt dieſe Beſchreibung nicht ſowohl die Geſchichte ſeines Lebens als ſeines legis agrariae. Die Einleitung dazu iſt verhältnißmäſſig zu lang. Das kommt daher, weil ſie vor ſeine, ſeines Bruders, und Marius Biographie, die in Einem Bande beyſammen ſtehen ſollten, gemeinſchäftlich beſtimmt war.

Auch von andern Nationen könnten groſſe oder berühmte Männer hier ihre Stelle finden, zum Exempel das Heldengeſchlecht der ſogenannten Makkabäer.

Da ferner nicht bloß Helden und Staatsmänner groß ſind, und berühmt zu ſein verdienen: ſo müßten auch Weiſe und Schriftſteller nicht eben nothwendig ausgeſchloſſen bleiben, wenn anders ihre Biographie jungen Leſern intereſſant werden könnte.

Denn jungen Leſern iſt dieß Buch zunächſt beſtimmt, und ich würde es ein Leſebuch für

die

die Jugend genannt haben, wenn ich es ausschliessend für sie bestimmt hätte, und wenn nicht manche Lesebücher für die Jugend dieser Benennung levis notae maculam angeklext hätten.

Die Jugend, der ich durch meine Arbeit nützlich werden möchte, ist dieienige Klasse der studierenden Jugend, die mit den Schriften der Alten vertraut zu werden, und die reichen Schätze, die in den Tiefen der Geschichte liegen, heraus zu heben wünscht.

Sie ist es, die mich bestimmte, so viel als sich thun ließ, von der Geschichte des Staats, in dem einer meiner Helden lebte, in seine Biographie einzuweben. Ich weiß, daß dadurch die Begebenheiten ihr richtiges Ebenmaaß verliehren, einige in Riesengrösse im Vordergrunde erscheinen, und andere in weiter Entfernung sich beinahe dem Auge entziehen: aber ich wollte

Vorrede.

lieber eine unvollkommene Biographie liefern, um sie desto brauchbarer zu machen. In der That ist die Brauchbarkeit einer Biographie, die der Ereignisse, welche den Helden nicht selbst betreffen, nur erwähnt, für Leser, die diese Ereignisse nicht kennen, sehr eingeschränkt. Dagegen ist ihnen die Entwickelung derselben sehr brauchbar, theils um ihnen die Geschichte des Helden klärer zu machen, theils um ihrem künftigen Studium der hier berührten Geschichte mehr Leichtigkeit und Interesse zu geben.

Zu ihrer Bequemlichkeit habe ich Anmerkungen beigefügt, welche über Sachen aus den Alterthümern, die ihnen etwa noch unbekannt sein dürften, Erläuterung geben können. Sie mögen wohl zu sparsam angebracht sein; allein der Studierende hat ia seinen Lehrer an der Hand, wenn er weiterer Aufklärung bedarf.

Die

Die meisten Anmerkungen aber sind für gelehrte Leser gemacht, wenn anders solche sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen mögen. Sie enthalten theils Belege zur Erzählung im Texte, theils kleine kritische Untersuchungen, die den Text zu trocken oder zu holpericht gemacht haben würden.

Meine Quellen habe ich sorgfältig angegeben: nur daß ich bei den Hauptquellen nicht iedes einzelne Kapitel citire. Beim Lykurg sind es Plutarchs Lykurg, und Xenophon de republica Lacedaemoniorum; beim Aristomenes Pausanias in seinen Messenicis, oder dem vierten Buch seiner Beschreibung Griechenlands; bei Phocion und Gracchus wieder Plutarch, in der Biographie beider, und bei Gracchus noch Appian im ersten Buch seiner Bürgerkriege.

Am nützlichsten würde meine Arbeit den iungen Lesern werden, wenn sie dieselbe mit den

Duel-

Quellen verglichen, wozu ich verschiedentlich Winke gegeben habe. Freilich fehlt es ihnen gewöhnlich hiezu an den Büchern; aber öffentliche Bibliotheken und die Bibliotheken ihrer Lehrer würden doch diesem Mangel abhelfen können.

Neuere Schriftsteller habe ich nie als Führer bei meiner Erzählung gebraucht. Nachgelesen habe ich nur sehr wenige, die ich eben bei der Hand hatte. Ich hoffe dadurch meinen Erzählungen mehr Gewißheit gegeben zu haben. Wenn diese Vernachlässigung sie mangelhaft gemacht hat: so halte ich den Schaden bey einem Lesebuch für die Jugend gering. Es giebt kein lehrreicheres Vergnügen und keine grössere Aufmunterung für iunge forschende Köpfe, als wenn sie Berichtigungen und Ergänzungen zu machen finden. Und so könnte man — freilich nicht in vollem Ernste — fragen, ob es nicht gut

gut wäre, solche Lesebücher absichtlich mangelhaft zu machen; wenigstens scheinen manche Verfasser dieß im Ernste zu glauben.

In Absicht auf die Chronologie bin ich der Petavischen gefolgt, weil sie noch die gewöhnlichste ist. Dem Kenner, der die Frankische vorzieht, die freilich, für eine so zweifelhafte Wissenschaft, viel für sich hat, wird es leicht sein, meine Angaben nach Franks Berechnung umzuändern. Die Berechnung der Jahre rückwärts von Christi Geburt an, habe ich deßwegen nicht angenommen, weil man, nach meiner Empfindung, die, wie ich gefunden habe, mit der Empfindung mehrerer zusammenstimmt, ungern eines festen Punktes entbehrt, von dem man abwärts zählen kann.

Noch habe ich eine gedoppelte Erinnerung zu machen. Die eine betrifft meinen Phocion. Die Veranlassung zu seiner Biographie hat mir

das

das Urtheil gegeben, das mein Freund Mannert in seiner Geschichte der unmittelbaren Nachfolger Alexanders, die ich übrigens für ein Meisterstück von Geschichtsforschung halte, von ihm fällt. Es ist bekannt, so wie das Urtheil, das ihm Heyne spricht, welcher Mannerten nahe kommt, ohne daß einer die Meinung des andern kannte, und die Vertheidigung, die Schlözer ihm angedeihen ließ. Ich hoffe, mich in meinem Urtheil keiner Parteilichkeit schuldig gemacht zu haben; verlange von dem, mit dessen Urtheil das meinige übereinstimmet, keinen Dank, und erwarte von dem, der anders urtheilt, keinen Unwillen. Rein ausgemacht wird der Streit nie werden können; denn es kommt bei der Entscheidung mehr auf Gefühl als auf Kenntniß der Begebenheiten an.

Die zweite Erinnerung betrifft die Kunstrichter. Denen, die beschlossen haben, daß ein

Buch

Vorrede.

Buch schlecht sein muß, dessen Verfasser ihnen einmal etwas zu Leide gethan hat, habe ich nichts zu sagen, wiewohl es ein unangenehmes Schicksal ist, unverschuldet, mit hämischen Verdrehungen oder ohne Angabe einiges Grundes, den Stab in Journalen über sich gebrochen zu sehen, die einige tausend Leser haben: wie soll ein Büchlein, das vielleicht 500 nothdürftig zusammen bringt, dagegen aufkommen, zu einer Zeit dagegen aufkommen, wo die Menge der Schriftsteller macht, daß die, welche lesen wollen, auf das Urtheil der Kunstrichter sich verlassen müssen? Können doch weniger gelesene Journale und Zeitungen nicht einmal gegen sie aufkommen.

Aber die ehrlichen Kunstrichter, die, weil sie der Sprüche viel zu machen haben, sich nicht bei iedem so ängstlich durch die Akten durchwühlen können, muß ich warnen, meine Arbeit nicht

in

Vorrede.

in der Eile für eine Uebersetzung anzusehen, wiewohl ich in Erzählungen ganze Stellen, die mir gefielen, wörtlich übersezt habe. Auch manche Reflexionen habe ich, besonders von Plutarch, der oft vortreffliche macht, eingeschaltet, und ihren Urheber dabei genannt. Dieienigen, bei denen keiner angegeben ist, fallen auf meine Verantwortung.

Lykurg.

Lykurg.

Kein Punkt in der Geschichte verdient die Aufmerksamkeit des Forschers der sich aus ihr unterrichten will, in höherem Grade, als die Gesetzgebung; und es kann keine historische Uebung lehrreicher sein, als die, über die Gesetze eines Staats nachzudenken; zu untersuchen, ob sie an sich weise und gut, und mit der besondern Lage des Staats zusammenpassend seien, oder nicht, und dann zu erwägen, was diese Gesetze für Wirkungen auf den Geist der Nation gehabt haben müssen, und was für Folgen auf das Schicksal des Staats, in so fern es von äusern Umständen nicht abhieng, von ihnen sich erwarten lassen. Wenn diese Ueberlegungen geendigt sind, wird man mit erhöhtem Interesse zur Geschichte des Staats selbst schreiten und aus dieser iene berichtigen können. Man ist dann auch im Stande, wenigstens einigermassen zu bestimmen, wie die Einwirkung der äusern Umstände auf den Staat durch die Gesetze modificirt worden ist, was für vortheilhaftere oder schlimmere Veränderungen durch sie in dem Staate würden hervorgebracht worden sein, wenn die Gesetze besser oder schlechter gewesen wären.

Dieses Studium wird verwickelter und mühsamer, wenn die Gesetzgebung nicht auf einmal zu Stande gebracht worden ist; wenn der erste Gesetzgeber bei seinen Anordnungen

nicht weit auf die Zukunft hinausblickte, sondern sich mit Einrichtungen begnügte, die für den gegenwärtigen Augenblick nützlich oder nöthig schienen. Der Staat ist alsdann genöthigt, bei iedem neuen Falle eine neue Einrichtung zu treffen, die dann gewöhnlich wieder nur auf diesen Fall paßt. Und der Geschichtsforscher findet sich für die Mühe, seine Untersuchungen oft von neuen anzufangen, nicht einmal durch grosse Aussichten, durch Herzenserhebungen belohnt, die man sich von Mustern der Weißheit und Güte so sicher versprechen darf.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Erkenntniß der Fehler der Menschen nicht minder belehrend sei, als die Erkenntniß ihrer Verdienste; aber unterhaltender ist die letzte offenbar. Man findet immer ein grösseres Vergnügen, geschickten Spielern zuzusehen, als unverständigen, wenn man gleich aus den Fehlern der letztern lernen kann, sich vor ähnlichen zu hüten. Daß die Bewunderung grosser Muster endlich zu einförmig, zu wenig anziehend werden dürfte, hat man in der Geschichte ohnehin nicht zu fürchten, die uns immer Menschen darstellt, von denen selbst der vollkommenste uns hier und da noch den Wunsch übrig läßt, daß er einen Fehler weniger gehabt haben möchte, der seine grossen Eigenschaften entstellt, einen Vorzug mehr, der ihm zur Ründung seines Charakters noch fehlt.

Und

Und vollends die Plane, selbst der weisesten Menschen, wenn sie weitaussehend, auf späte Zukunft hinaus berechnet sind! Oft findet der kaltblütige Forscher schon in den Anstalten des begeisterten Staatsmannes Fehler, die seine Entwürfe in der Folge hemmen oder zerstören müssen; und noch öfter zeigt ihm der Verlauf der Geschichte, daß er so gut als der Weise den er bewundert, Mängel übersehen hat, die erst durch ihre Folgen merklich werden.

Wenn solche Betrachtungen eine Begierde erzeugen können, mit irgend einer weisen Gesetzgebung näher bekannt zu werden: so müssen sie uns vorzüglich einladen, die Gesetzgebung zu beleuchten, durch die Lykurg seinem kleinen Staate nicht nur Festigkeit und in der Folge Grösse, sondern auch einen ganz eigenen, ungewöhnlich sich auszeichnenden Nationalgeist und Nationalcharakter gab, der uns unbegreiflich scheinen muß, wenn wir ihn mit dem Geiste und dem Charakter der heutigen Nationen vergleichen, und der auch wirklich unbegreiflich sein würde, wenn wir nicht aus seinen Anstalten die Art kennen lernten, durch die er erzeugt wurde, reifte, und sich erhielt. Und diese Anstalten selbst sind so sehr, nicht bloß von allen heutigen, sondern überhaupt von allen, die uns die Geschichte bekannt macht, verschieden, scheinen so romanhaft, so unaus-

führbar, daß wir in Versuchung gerathen würden, sie für Ideale eines politischen Träumers zu halten, wenn nicht die sichersten Zeugnisse ihre Wirklichkeit bestättigten.

Dennoch hatte auch diese Gesetzgebung ihre Mängel, und die Zeit hat sie nur zu sehr ins Licht gesetzt. Der Forscher kann also erst seinen Geist an dem Anschauen der tiefen Weißheit, des überdachten Zusammenhangs, in dem Ganzen der Lykurgischen Verfügungen weiden: er wird noch Gelegenheit genug finden, seinen Scharfsinn in der Entdeckung ihrer schwachen Seite zu üben.

Lykurg war in einem kleinen Staate gebohren, der einen Theil von dem Peloponnes ausmacht, der Halbinsel, die mit dem eigentlichen Griechenland durch die Korinthische Landenge zusammenhängt.

Die älteste Geschichte dieses Staates verliehrt sich, so wie die der übrigen Griechischen Staaten in der dunkeln Ferne. Man weiß wohl, daß ein Volk, die Pelasger, seit dem 22. Jahrh. kleine Reiche im Peloponnes errichtet haben; man weiß aber nicht, ob sie auch in der Gegend, die nachher das Lacedämonische Gebiet ausmachte, sich aufgehalten. Erst gegen den Anfang des 25sten Jahrh. findet sich ein König über dieses Gebiet, der Lelex geheisen und von dem sein Volk den Namen Leleger bekommen haben soll. Diese ersten Bewohner der Lacedämonischen Landschaft waren wahrscheinlich Pelasgischer Abkunft.

Es bedarf kaum der Erinnerung, daß ein König in den damaligen Zeiten eine sehr unbedeutende Macht gehabt habe. Nicht nur war die Zahl seiner Unterthanen klein, denn der Anführer ieder Horde wurde mit dem Königstitel beehrt; sondern auch die Gemüther der Unterthanen waren zu ungebildet, als daß er eine grosse, geschweige eine durch Verträge und Gesetze bestimmte Macht hätte haben kön-

nen. Es ist noch zweifelhaft, ob die Unterthanen des Lelex den Ackerbau kannten. Sie wohnten wahrscheinlich in zerstreuten Hütten; denn die Erbauung ihrer Hauptstadt wird erst dem Schwiegersohne von dem Enkel des König Lelex zugeschrieben, der Lacedämon hies.

Dieser baute gegen das Ende des 25. Jahrh. *) die erste Stadt in seinem Gebiete, der er den Namen seiner Gemalin, Sparta, gab. Sein Gebiet benannte er nach sich selbst, Lacedämon. In der Folge wurden die beiden Namen vermischt, und es ist gleichviel ob man die Stadt oder das Gebiet, Sparta oder Lacedämon nennt. Daß diese Stadt Sparta mit keiner heutigen zu vergleichen sei, daß ihre Erbauung nicht viel mehr, als eine Zusammenrückung der zerstreuten Hütten ihrer Bewohner gewesen sein mag, versteht sich von selbst. Sie wuchs und verschönerte sich mit der Zeit; sie scheint aber nie eine grosse Stadt geworden zu sein, kam auch nie an Schönheit andern griechischen Städten bei. Das letzte verhinderte, nicht ihre Schwäche, sondern die durch Lykurg gebildete Denkungsart ihrer Einwohner.

Bei Lacedämons Familie blieb die Regierung 200 Jahre ungestört, biß zu Anfang des 28. Jahrhunderts Herkules den König Hippokoon, der ihn beleidigt hatte, überwand und umbrachte. Er übergab das Land dessen Bruder, Tyndarus, der von Hippo-

koon

*) 2496 nach Petav.

koon um seinen Landesantheil gebracht worden war, aber nicht zum Eigenthum, sondern, wie es wenigstens seine Nachkommen auslegten, bloß, um es ihm aufzubewahren, für ihn zu verwalten.

Dem Tyndarus folgten seine in der Fabelgeschichte sehr bekannten Söhne, Kastor und Pollux. Nach deren getheilter Vergötterung gelangte Menelaus, der Gemahl von Tyndarus Tochter Helena, zur Regierung. Diese Fürsten nahmen an den größten Unternehmungen Theil, die die Griechische Nation biß dahin noch versucht hatte: Kastor und Pollux am Seezuge der Argonauten, Menelaus am Troianischen Kriege, den die Entführung seiner Gemalin durch den Troianischen Prinzen Paris, veranlaßte.

Menelaus hinterließ zween Söhne, aber die Nation nahm sie nicht zu Königen an, weil sie von einer Sklavin gebohren waren. Dadurch kam zu Anfang des 29. Jahrh. Lacedämon an Orestes, den Sohn Agamemnons, des Bruders Menelaus, der bereits Argos und Mycenä *) beherrschte, und also die drei ansehnlichsten unter den kleinen griechischen Staaten vereinigte. Sein Sohn Tisamenus folgte ihm in diesen drei Reichen, verlohr sie aber auch alle drei.

*) Im Diodor wird ihm Messene gegeben, t. 2. p. 54. ed. Wessel. Im Leben Aristomens werde ich Gelegenheit haben, etwas darüber zu erinnern.

Es gelang nehmlich den Nachkommen des Herkules (2881), den Peloponnes sich zu unterwerfen. Bei dieser Revolution bekam Temenus Argos und Mycen. Lacedämon kam (2882) durch Verrätherei eines gewissen Philonomus in die Hände der Zwillingssöhne des Herakliden Aristodemus. *)

Eurysthenes und Prokles, denn so hiesen diese zween ersten Heraklidischen Könige von Lacedämon, beherrschten ihr Land gemeinschäftlich; und von ihrer Regierung an hat Lacedämon immer zween Könige von ihren Nachkommen zugleich gehabt, einen aus Eurysthenes Geschlechte, das, als das ältere, etwas angesehener war, **) den andern aus dem Geschlechte des Prokles. Doch wurden diese beiden Häuser am gewöhnlichsten nicht nach ihren Stiftern, sondern nach Prokles Enkel, Eurytion ***), und Eurysthenes Sohne, Agis, benannt.

Was dem Agis diese Ehre erwarb, findet sich nirgends aufgezeichnet. Eurytion aber gelangte durch seine Nachgiebigkeit gegen das Volk dazu. Die Herakliden scheinen von ihrem Anherrn, Herkules, einen gewaltthätigen despo-

*) Die Lacedämonier behaupteten zwar, Aristodem selbst habe es erobert. Herodot. VI. c. 52.; sie haben aber das Zeugniß und die Zeitrechnung aller alten Geschichtschreiber wider sich.

**) Her. VI. c. 51. 52.

***) Einige nennen ihn Eurypon. Pausan. p. 219. ed. Kuhn.

despotischen Geist geerbt zu haben, der sich nicht unter das Joch der Gesetze zwingen ließ, sondern von denen, die sich ihnen unterwarfen, blinden Gehorsam forderte, unbekümmert, was für Recht sie dazu hätten. Eurytion mochte das unrechtmässige dieser Art zu regieren einsehen; und ließ deßwegen dem Volk viel mehr Macht, als es zuvor gehabt hatte. Er hub aber bloß ein Uebel durch das andre; denn er schränkte die Macht des Volks so wenig durch Gesetze ein, als zuvor die königliche eingeschränkt gewesen war; und so mißbrauchte dann das Volk, wiewohl es den Ruf eines gutartigen Volkes hatte *), die ungewohnte Gewalt, und es riß eine Gesetzlosigkeit ein, die an Anarchie gränzte **). Der König Eunomus, Lykurgs Vater wurde erstochen, indem er Streithändel, die in Thätlichkeiten übergegangen waren, beilegen wollte.

Die Freiheit des Volkes schränkte sich bloß auf die Stadt Sparta ein. Das Gebiet war zwar anfangs von Eurysthenes und Prokles auf gleichen Fuß mit der Stadt gesetzt, und die Einwohner der Landesstädte hatten auf alle Würden in der Stadt Anspruch, und an den Berathschlagungen Theil. Aber Eurysthenes Sohn Agis nahm ihnen diese Gleichheit, und machte sie der Stadt zinsbar: und diese Einrichtung erhielt sich, so lange

Lace-

*) Strabo VIII. p. 562. ed. Almelov.

**) Herodot. l. c. 65.

Lacedämon ein unabhängiger Staat blieb *). Eine von diesen Städten, Helos, widersetzte sich dieser Verkürzung ihrer Rechte. Sie wurde deßwegen von Agis **), bekriegt, überwunden, und ihre Einwohner zu Sklaven der Stadt Sparta gemacht. Von diesen Einwohnern von Helos bekamen alle Sklaven, die die Lacedämonier in der Folge machten, den Namen Heloten. Die eigentlichen scheinen von den sogenannten dadurch unterschieden gewesen zu sein, daß sie keinen einzelnen Herrn hatten, und nicht aus dem Lande verkauft werden durften. Sie hatten ihre besondern Wohnplätze, und ihre bestimmten Arbeiten. Lykurg machte einen wichtigen Gebrauch von ihnen.

Es ist Zeit, auf Lykurg selbst zu kommen. Ich muß aber zuvor erinnern, daß viele Punkte in seiner Geschichte sehr zweifelhaft sind; der gewöhnliche Fall bei der Geschichte dieser Zeiten. Die Zeit seiner Geburt und seines Lebens, sein Vater, sein Tod, manche Stücke seiner Gesetzgebung, werden verschiedentlich angegeben; ia es gab sogar Schriftsteller, die ihm die ganze Gesetzgebung absprachen ***). Wir sind nicht mehr im Stande, diese streitigen

*) Strabo, p. 561. Die freien Einwohner des Gebiets hiessen Periöci.

**) Strabo l. c. nach andern von Sons, dem Sohne des Prokles. Plut. Lyc. p. 40. ed. Rualdi. Par. 1624.

***) Strabo p. 562.

gen Punkte zu berichtigen. Wir müssen uns auf die spätern griechischen Schriftsteller verlassen, die die ältern, uneinigen, vor sich hatten, und nach den Gesetzen der historischen Kritik über sie entschieden. Sollten diese sich in einigen Stücken geirrt haben: so bleibt uns wenigstens die Beruhigung, daß die kleinen Irrthümer, zu denen sie uns verleiten, der Geschichte nichts am Lehrreichen benehmen.

Nach den glaubwürdigsten Schriftstellern*) also war Lykurg der zweite Sohn des Königs Eunomus. Als dieser ermordet worden war, wurde sein erster Sohn, Polydektes, König, starb aber sehr bald; und ihm folgte Lykurg in der Regierung, gegen das Ende des 31. Jahrh. Er war aus dem Geschlechte des Prokles oder Eurytions; aus dem Eurysthenischen oder Agisschen war ein Agesilaus sein Mitkönig.

Lykurg behielt die Krone nicht lange; er verlohr sie auf eine rühmlichere Art, als sie gewöhnlich erlangt werden. Die Wittwe seines Bruders Polydektes befand sich nach dessen Tode schwanger; und da die Regierung vom Vater auf den Sohn erbte, so gehörte sie unstreitig ihrem Sohne, im Fall sie einen gebahr, und Lykurg musste ihm die Regierung abtreten. Sie machte dem Lykurg den Vorschlag, ihn dieser Resignation zu überheben: sie wollte die

Frucht

*) Plutarch und Pausanias.

Frucht durch abtreibende Mittel aus dem Wege räumen; Lykurg sollte also das Reich behalten, und dafür sie zur Gemahlin nehmen. Ein Vorschlag, der manchen gewöhnlichen Menschen geblendet haben würde, zumal da er in ienen noch sehr rohen Zeiten, das Empörende nicht hatte, durch das er ieden Menschen von Gefühl in unsern Tagen mit Abscheu erfüllen muß. Lykurg lehnte ihn nicht nur mit Rechtschaffenheit, sondern auch mit Klugheit ab. Er fürchtete für das Leben des Kindes in den Händen einer solchen Mutter, wenn er ihren Antrag geradehin verwarf. Er erklärte ihr deßwegen seine wahre Gesinnung nicht, sondern stellte ihr vor, daß sie durch abtreibende Mittel ihr Leben in Gefahr setzen würde. Sie sollte also die Frucht ungehindert zur Welt bringen, und dann für die Wegschaffung derselben ihn sorgen lassen. Das Weib willigte ein, und die Zeit ihrer Niederkunft kam herbei. Lykurg überließ sie dabei nicht ihrer Willkühr. Er schickte Vertraute zu ihr, mit dem Befehl, sie nicht zu verlassen, biß sie geboh-ren hätte. Wäre das Kind, mit dem sie niederkäme, ein Mädchen, so sollten sie es ihr lassen; wäre es aber ein Sohn, so sollten sie denselben unverzüglich ihm bringen, er möchte sein, wo er wollte. Es war ein Sohn. Wäre es eine Tochter gewesen, so würde uns wahrscheinlich diese edle Handlung des Lykurg als eine sehr niederträchtige erschienen sein.

Wie hätte er sich gegen die Beschuldigung rechtfertigen wollen, daß er, seiner eigenen Versicherung nach, das Kind umgebracht haben würde, wenn es ein Sohn gewesen wäre; daß er die verwittibte Königin nur darum nicht geehlichet habe, weil sie ihn nach der Geburt einer Tochter nicht mehr an der Behauptung der königlichen Würde habe hindern können? Wenn Lykurg, wie sich von ihm vermuthen läßt, die Folgen, die dieser Fall für seine Ehre haben konnte, vorausgesehen und erwogen hat: so ist diese Erhaltung des Prinzen, die er mit so grosser Gefahr erkaufen mußte, eine der größten Thaten, deren der Mensch fähig ist.

Als Lykurgs Abgeordnete das neugebohrne Kind ihm brachten, hatte er die vornehmsten Regimentspersonen bei sich. Der Prinz wurde gebracht, indem sie speisten. Lykurg stund auf, legte das Kind auf seinen königlichen Sitz, und sagte: „Ein König ist euch gebohren worden, Spartaner.„ Die mit Bewunderung vermischte Freude, die die Erscheinung dieses Prinzen, die sie der Rechtschaffenheit und dem Edelmuthe Lykurgs verdankten, in den Anwesenden erregte, bewog den Lykurg, ihn Charilaus *) zu nennen.

Er legte also nun die königliche Würde nieder, die er nicht länger als 8 Monate begleitet hatte, behielt aber, als Vormund **) des

*) Volkslust. **) Prodikus.

des iungen Königs, die Verwaltung der dem König zukommenden Geschäfte. Allein auch dieses veränderte Amt behielt er nicht lange. So viele Hochachtung und Liebe ihm die Beschützung des Prinzen, und seine übrigen Eigenschaften und Verdienste, bei dem bessern Theile des Volkes erwarben: so viel Neid zog ihm auf der andern Seite sein so schnell gestiegenes Ansehen bei ehrgeizigen Nebenbuhlern zu, und so viel Haß erweckte seine unbestechliche Rechtschaffenheit bei der verwittibten Königin, die sich durch das Verwerfen ihres Erbietens schimpflich gekränkt glaubte. Sie und ihr Bruder verbreiteten das alberne Gerücht, er suche den König, dem er das Leben erhalten hatte, aus dem Wege zu räumen, um sich die königliche Würde, die er durch die Ermordung des Königs vor oder bei der Geburt nicht hatte erkaufen mögen, dadurch zu verschaffen. Man sollte nicht erwarten, daß eine so armseelige Verläumdung einigen Eindruck auf den Mann hätte machen können, den wir so eben, im Bewußtsein der Reinigkeit seiner Absichten, seine Ehre einer nicht geringen Gefahr haben Preis geben sehen. Wenn uns also die Geschichte doch versichert, daß er nicht nur sein Amt als Vormund, aufgegeben, sondern sich auch aus dem Lande entfernt habe, mit der Absicht, nicht eher wieder zu kommen, als biß der iunge König Nachkommenschaft haben würde: so dürfen wir vermuthen, daß nicht sowohl der Unwille

wille über iene Läſterung, oder eine Beſorgniß, daß unvorgeſehne Unfälle den König betreffen und auf ſeine Rechnung geſchrieben werden könnten, als vielmehr die erkannte Unmöglichkeit, in ſeiner Lage etwas Groſſes zum Beſten ſeines Volks auszuführen, oder die Abſicht, ſich mehr Kenntniſſe zu ſeiner ſchon beſchloſſenen Staatsverbeſſerung auswärts zu verſchaffen, ihn zu dieſer Auswanderung aus ſeinem Vaterlande bewogen habe. Wenigſtens lehrt uns die Geſchichte, daß er ſich auf ſeinen Reiſen fremde Geſetzgebungen bekannt gemacht, und ſie in der Folge bei der ſeinigen benützt habe.

Er gieng von ſeinem Vaterlande zuerſt auf die Inſel Kreta; und er wählte gerade dieſe, ohne Zweifel um die Verfaſſung derſelben näher kennen zu lernen. Sie war der erſte griechiſche Staat, der ſich durch eine weiſe Geſetzgebung auszeichnete. Dieſe verdankte ſie dem Minos im 28. Jahrh. Lykurg ſtudierte dieſelbe, und verwandte wichtige Theile von ihr in ſeinen Nutzen. Es wird ſich in der Folge Gelegenheit darbieten, zu unterſuchen, wie viel er ihr bei der ſeinigen zu verdanken hatte.

Hier lernte er einen Mann kennen *), der die Dichtkunſt zu ihrem edelſten Zwecke anwandte, zum Unterricht und zur Bildung der Menſchen; ein Zweck, dem ſie in ihrer Kind-

heit

*) nach Plutarch. S. 41.

heit am getreuesten geblieben zu sein, und den sie erst bei ihrer Ausbildung aus den Augen verlohren, wenigstens nur als einen Nebenzweck behandelt zu haben scheint. Thales hies der Mann *), der unter der Gestalt eines lyrischen Dichters ein weiser Gesetzgeber war. Seine Gesänge enthielten begeisterte Anpreisungen des Gehorsams gegen die Gesetze, und der Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch gegenseitige Gefälligkeit und Sanftmuth; und sie machten grössern Eindruck auf die noch sehr rohen Gemüther, als die Gebote der Regenten, deren Heilsamkeit sie wenig zu schätzen wußten. Der wichtige Gebrauch, der sich von diesem Manne machen ließ, entgieng Lykurgs Aufmerksamkeit nicht. Er bewog ihn, nach Sparta zu reisen, und die Einwohner durch die Gewalt seiner Lieder zu bürgerlicher Ordnung und Eintracht geneigt, und für eine verbesserte Gesetzgebung empfänglich zu machen. Und nach Plutarchs Versicherung vereitelte er diese Absicht nicht; er bahnte wirklich Lykurgen den Weg zu seiner grossen Staatsumformung.

Von dem mässigen und an Sitten strengen Kreta gieng Lykurg in das reiche und wohllüstige Kleinasien, vielleicht um sich durch die Vergleichung

*) Er darf mit dem Jonischen Weisen gleiches Namens nicht verwechselt werden, der erst im 35sten Jahrh. lebte.

gleichung der Wirkungen dieser Verschiedenheit der Lebensart auf den Geist der Nationen, von der Richtigkeit seiner Gedanken, von den Vortheilen seiner Entwürfe, lebhafter zu überzeugen. Es findet sich keine Spur, daß er von der Bekanntschaft mit den Asiatischen Griechen einen andern Gebrauch gemacht hätte, als den, alles von seinem Volke zu entfernen, wodurch es ihnen ähnlich werden konnte.

Hier soll er die Gedichte Homers abgeschrieben, und von hier nach Griechenland gebracht haben, wo man sie zwar schon kannte, wo mehrere Stücke davon schon von Rhapsoden oder herumreisenden Sängern gesungen wurden, wo man sie aber noch nicht vollständig hatte. Diese Erzählung hängt sehr gut mit der von der Abschickung des Thales nach Sparta zusammen, aus der wir bereits die Aufmerksamkeit Lykurgs auf die Gewalt der Dichtkunst kennen gelernt haben. Es ist also begreflich, daß er einen zur Tapferkeit so ermunternden Dichter seinem Volke empfehlen konnte, wenn gleich einige zu weiche Stellen seiner Werke seinen Absichten nicht so gut entsprachen. Ein Urtheil eines spätern Lacedämonischen Königs, Kleomenes, scheint der gegenwärtigen Nachricht auch zu einiger Bestättigung zu dienen, wenn nicht auch dieses erdichtet ist. Er soll gesagt haben: Homer sei der Dichter der Spartaner, Hesiodus aber der Heloten; denn

iener habe die Kunst zu kriegen, dieser die Kunst das Feld zu bauen gelehrt. *).

Von seinen weitern Reisen weiß man nichts. Die Aegypter behaupteten, er sei bei ihnen gewesen, und von ihnen habe er die Absonderung des Handwerkstandes vom Soldatenstande entlehnt. Einige griechische Schriftsteller pflichten ihnen bei. Ihre Beistimmung beweist aber so wenig, als iener Behauptung. Der Aegyptische Nationalstolz eignete sich immer alles Weise und Gute in Griechenland, als von Aegypten ausgeflossen, zu; und die Griechen behielten immer eine Art von abergläubischer Verehrung für die Aegypter, weil diese schon einige Kultur hatten, während sie noch in dem Stande der Rohheit sich befanden.

Daß Lykurg auch nach Indien zu den Gymnosophisten, nach Libyen, und nach Spanien gegangen sei, hat weder Wahrscheinlichkeit, noch historischen Grund.

Wie lang die Entfernung von seinem Vaterlande gedauert habe, läßt sich nicht bestimmen. Geendigt wurde sie auf eine für ihn sehr ehrenvolle, und für seine Plane höchst erwünschte Art. Das Volk war während seiner Abwesenheit mit den Königen äuserst unzufrieden geworden. Der Bruderson Lykurgs war sehr iung, und der andre König ein sehr alltäglicher Mensch. Diese Unzufriedenheit artete

*) In dem dem Plutarch zugeschriebenen Lacedämonischen Apophthegmen, im 2. B. seiner Werke. S. 209.

artete in Unehrerbietigkeit und Ungehorsam aus. Daraus entstund allgemeine Verwirrung. Das Volk sehnte sich nach dem rechtschaffenen, weisen Lykurg, und bat ihn zu wiederhohlten-malen, zu ihnen zurückzukommen, und die Ordnung unter ihnen wiederherzustellen. Die Könige selbst sahen seine Zurückkunft gerne. Sie konnten das Volk nicht mehr bändigen, und versprachen sich von ihm Sicherheit und Ansehen. Lykurg kam.

Er machte sich unverzüglich an das Werk. Er fand den Spartanischen Staatskörper zu verdorben, als daß Palliativmittel einen heilsamen Erfolg hätten hoffen lassen; es war eine Hauptkur nöthig, statt der verdorbenen Säfte mußten frische, gesunde hineingebracht werden *). Eine und die andere fehlerhafte Einrichtung abzustellen, eine und die andere gute Verordnung zu geben, würde wenig gefruchtet haben; die ganze Verfassung mußte vom Grund aus umgeschaffen werden.

Es war leicht vorauszusehen, daß eine solche Unternehmung heftigen Widerstand finden würde. Lykurg verließ sich deßwegen nicht auf das Ansehen, in dem er bei dem Volke stund, und von dem seine Zurückberufung ein glänzender Beweis war. Er wußte, daß bei derselben weder das Volk noch die Könige die Absicht gehabt hatten, ihre Verfassung durch ihn umwandeln zu lassen, daß jenes und diese

*) Plutarch. S. 42.

Bestättigung und Erhöhung ihrer geforderten und gehabten Rechte von ihm erwarteten. Er nahm also seine Zuflucht zu einem damals sehr gewöhnlichen, fast von allen alten Gesetzgebern benutzten Mittel, seinen Gesetzen mehr Nachdruck zu verschaffen, als sein Name ihnen geben konnte: er wirkte göttliche Autorität für sie aus.

Aeltere Gesetzgeber als Lykurg, auch neuere, aber bei noch rohern und noch abergläubischern Völkern als zu Lykurgs Zeiten die Spartaner waren, pflegten ihren Personen einen Schein von Göttlichkeit zu geben: sie gaben sich entweder für Abkömmlinge oder für Vertraute von höhern Wesen aus. Lykurg begnügte sich, seinen Gesetzen den erklärten göttlichen Beifall, und zum Theil einen unmittelbaren göttlichen Urheber zu verschaffen. Er wandte sich zu dem Ende an das Delphische Orakel; denn damals stunden in Griechenland die Orakel überhaupt in größter Verehrung, und dieses Orakel des Apollo insbesondre. Es wurde nichts wichtiges unternommen, ohne vorher ein Orakel darüber befragt zu haben. In unsern Tagen kann kein Vernünftiger mehr bezweifeln, daß keine göttlichen Antworten von solchen Orakeln zu hoffen waren, daß die Aussprüche der Gottheiten von dem Gutdünken ihrer Priester und Priesterinnen abhiengen. Es läßt sich hieraus leicht begreifen, daß es nicht unmöglich war, solche Aussprüche von den Orakeln

keln zu bekommen, als man wünschte und brauchte; und es wurden öfters Bestechungen entdeckt, durch die man sich günstige Orakelsprüche erkauft hatte. Doch scheinen in den ältern Zeiten, wenigstens die angesehensten Orakel solchen Bestechungen nicht geradezu feil gewesen zu sein, wiewohl sie freilich denen immer am liebsten Glück weissagten, die ihre Tempel am reichlichsten beschenkten; es scheinen unter ihren Priestern wirklich weise und redliche Männer gewesen zu sein, welche zu befragen schon darum der Mühe lohnte, weil man sich einen vernünftigen Rath, eine heilsame Warnung von ihnen versprechen durfte.

Welchem Grunde auch Lykurg die Antwort zu danken gehabt haben mag, die er vom Delphischen Orakel erhielt, so war sie wenigstens für ihn sehr erwünscht. Die Pythia redete ihn, gleich bei seinem Eintritt in den Tempel, ehe er noch sein Geschäfte vorbringen konnte, begeistert an: „Willkommen, Lykurg, in „meinem Heiligthum, Du Günstling Jupiters und aller Bewohner des Olymps. Ich „schwanke, ob ich Dich für einen Gott oder „Sterblichen erklären soll; aber mehr scheinst „Du mir ein Gott zu sein. *)„ Nach dieser Anrede läßt sich der Bescheid ohne Schwierigkeit vermuthen, den er über seine Gesetze erhielt: sie versicherte ihn von dem Beifall ihres Gottes, und von der Macht, die der durch

*) Herodot. I. c. 65.

ihn gebildete Staat bekommen würde. Sie gab ihm Anschläge mit, wie er den Staat einrichten sollte, und drei förmliche Gesetze, die unter dem Namen, Orakelsprüche *), in Sparta aufbewahrt wurden.

Die spätern Griechen haben diese Begünstigungen des Orakels unverdeckt der Klugheit Lykurgs zugeschrieben, und seine Reise nach Delphi, als eine seiner feinsten Erfindungen betrachtet, dem Volke willigen Gehorsam gegen seine Gesetze einzuflössen, indem Ungehorsam gegen dieselbe, nach diesen Aussprüchen Apolls Gottlosigkeit gewesen wäre **).

Doch war Lykurg zu behutsam, sich bloß auf die Wirkung dieses Orakels bei seinen Spartanern zu verlassen: er machte sich nach und nach die Vornehmsten zu Freunden, theilte ihnen sein Vorhaben mit, und versicherte sich ihres Beistandes. Sie waren vermuthlich seine Begleiter nach Delphi gewesen ***), und mit ihnen begann er sein grosses Unternehmen.

An einem bestimmten Tage erschien er auf dem Markte, um dem Volk seine Entwürfe bekannt zu machen, umgeben von dreisig der vornehmsten unter seinen Freunden, die in voller Rüstung waren. Darüber gerieth alles in

*) Rhetren.

**) Xen. de rep. Lac. c. VIII. §. 5. in opusc. politic. ed. Zeun.

***) Xenoph. l. c.

in Bestürzung. Lykurgs ehemaliger Zögling, der König Charilaus, glaubte vielleicht, daß es darauf angesehen sei, Lykurgen an seine Stelle zu setzen, und flüchtete also, weil er Gewaltthätigkeiten fürchtete, in den Tempel der Minerva. Man mußte ihn erst eidlich versichern, daß er nichts zu besorgen hätte, biß er sich entschloß, wieder in die Versammlung des Volks zu kommen.

Ein so gewaltsames Mittel, das Lykurg gewiß nicht ohne Noth ergriff, zeigt, daß er noch eine starke Gegenpartei gehabt haben müsse, oder daß er wenigstens aus den Sitten seiner Nation geschlossen habe, sie würde sich mancher seiner Anordnungen schlechterdings nicht gutwillig unterwerfen. Der Erfolg rechtfertigte seine Vermuthung und die deßwegen getroffenen Vorkehrungen.

Seine erste Anstalt war die Errichtung eines Senats. Dadurch gab er der Spartanischen Verfassung ihre Festigkeit, die bißher immer zwischen Monarchie und Demokratie geschwankt hatte; denn dadurch hub er das gegenseitige Bestreben der Könige und des Volks, ihre Gewalt zu erweitern, auf, und gab ieder dieser Mächte ein hinlängliches Gegengewicht, da das Interesse des Senats forderte, keine zu mächtig werden zu lassen. Dieser Absicht entsprach auch der Senat so ganz, daß man in der Folge nöthig fand, auch ihn durch die Macht der Ephoren einzuschränken, die über

den Senat so gut die Aufsicht hatten, als über die Könige. Zwar findet sich bei Herodot die Nachricht, daß Lykurg selbst die Ephoren angeordnet habe *); sie hat aber das Zeugniß aller andern Schriftsteller gegen sich.

Die Zahl der Senatoren wurde auf acht und zwanzig gesetzt, und die Begleiter des Lykurg zu dieser Würde erhoben — zwei hatten ihn aus Furcht verlassen —. Warum er gerade diese Zahl gewählt habe, läßt sich freilich nicht mehr bestimmen; daß er aber ihre Bestimmung nicht bloß dem Zufalle überlassen habe, erhellt daraus, daß sie in einem Rathe des Orakels (Rhetra) enthalten ist, den er von Delphi mitgebracht hatte: Er sollte einen Rath von Dreißigen mit den Königen, errichten **).

Dem Senate, dessen Vorsteher die Könige waren, deren ieder zwei Stimmen in demselben hatte ***), wurde nun die ganze Staatsverwaltung aufgetragen. Sie beriefen das Volk zu Versammlungen, wenn sie ihm einen Vortrag zu machen hatten; das Volk durfte nichts vortragen. Dagegen mußten die Befehle

*) Herodot. I. c. 65. Die andern Schriftsteller schreiben sie dem König Theopomp zu.

**) In der Rualdischen Ausgabe des Plutarch muß bei dieser Stelle, p. 43. das Komma nach τριακοντα weggestrichen werden.

***) Thucydid. lib. I. p. 5. cf. Scholia p. 6. ed. Camerar. Basil. 2540.

fehle des Senats erst vom Volke bestättigt wer-
den, und das Volk verwarf oder änderte sie.
Diese Gewalt scheint das Volk zwar, solange
Lykurg lebte und dessen Einrichtungen ihnen
noch neu waren, nicht gemißbraucht zu haben;
aber schon in der ersten Hälfte des 33sten
Jahrh. sahen die Könige, Polydorus und
Theopompus, sich genöthigt, ihnen dieses von
Lykurg verliehene Vorrecht wieder zu nehmen,
und, auch unter der Autorität des Delphischen
Drakels, dem Senate die Macht beizulegen, alle
schiefen Schlüsse des Volkes umzuändern.
Dadurch wurde also, wie Plutarch sehr richtig
anmerkt, alle Volksgewalt aufgehoben, und
Sparta aus einem aristo- demokratischen Staa-
te, wozu es Lykurg bestimmt hatte, in eine
blosse Aristokratie umgewandelt.

Jede erledigte Stelle im Senat wurde mit
dem wieder besetzt, den das Volk für den Tu-
gendhaftesten unter den Mitbewerbern erklärt
hatte, die alle über sechzig Jahre alt sein muß-
ten. Die Wahlgebräuche bestunden darin,
daß die Bewerber, einer nach dem andern, sich
dem versammelten Volke vorstellten. Das
Volk empfieng ieden mit einem Freudengeschrei,
das stärker oder schwächer nach dem Verhältniß
der Achtung war, in der er bei dem Volke
stund. Dieses Geschrei und dessen Grade
beobachteten die Wähler mit größter Sorgfalt.
Sie befanden sich in einem an den Versamm-
lungsplatz stossenden Gebäude, wo sie das

Ge-

Geschrei des Volkes deutlich vernehmen und seine Abstuffungen unterscheiden, den Bewerber aber nicht sehen konnten, der es erregte. Sie merkten also die Grösse des Zuruffes bei iedem vortretenden, vom ersten biß zum letzten, an, und bei wem sie diesen Zuruf am lautesten gehört hatten, den bestimmten sie zum Senator, ohne ihn mit etwas anderm, als der Ordnung in der er vorgetreten war, als den dritten oder fünften u. s. w., bezeichnen zu können.

Aristoteles tadelt an dieser Einrichtung, daß man sich um eine solche Würde bewerben müsse. „Den würdigsten„ sagt er „das „heist den geschicktesten zur Regierung, musste „man ernennen, er mochte dazu ernannt sein „wollen oder nicht *).„ Eine Bemerkung, die im allgemeinen nicht nur gegründet, sondern auch höchst wichtig ist. Allerdings wäre zu wünschen, daß das Anhalten um Aemter nie wäre eingeführt worden. Denn auser dem, daß es eine Einladung zu kriechender Niederträchtigkeit ist, wird auch der Beamte dadurch mehr an die Person des Aemterertheilers gefesselt, als an den Staat, für den er doch sein Amt führt. Im gegenwärtigen Falle aber mochte es nöthig sein, dem Volke, dessen Gewalt ohnehin so sehr beschränkt worden war, dieses Vorrecht zu einiger Entschädigung zu geben.

*) Aristot. Polit. II. p. 195. ed. Dan. Heinf. Lugd. Bat. 1621.

geben. Auch mag es sein, daß Lykurg, wie Aristoteles vermuthet, den Ehrgeiz, den er überhaupt sehr begünstigte, durch diesen öffentlichen Wettstreit auch noch im Alter anfachen und erhalten wollte.

Uebrigens merken Xenophon *) und Plutarch mit Recht an, daß dieser Kampf der schönste, und der Sieg in demselben der glorreichste gewesen sei, den ein Mensch erringen konnte; daß er über alle andere Siege so weit erhaben gewesen sei, als Geistesvorzüge über die körperlichen erhaben sind. Auch genoß der Sieger nicht gemeiner Ehrenbezeugungen. Er wurde begränzt, brachte den Göttern Dankgebete, und wurde von dem Volke, unter den Lobgesängen der Frauen, in die Tempel begleitet. Seine Freunde bewirtheten ihn, und an dem öffentlichen Tische von dem er Genosse war, erhielt er doppelten Antheil, um die Hälfte der Freundin zu geben, für die er die meiste Achtung hatte. Eine Ehre, die, nach dem Geiste der Nation, eine der auszeichnendesten war.

Nachdem nun die Verfassung auf einen festen Fuß gesetzt war, schritte Lykurg zur Ausführung seines grossen Plans, die Stadt gänzlich umzubilden, und ihr die Denkungsart einzuflössen, die seinem Zweck entspräche. Auf diesen Zweck bezogen sich alle seine Anordnungen; die besondern Zwecke die bei jeder zum

Grunde

*) Op. Polit. p. 34.

Grunde liegen, treffen alle in diesem einzigen, als ihrem Brennpunkte, zusammen: und es ist nicht wohl möglich, ihn zu verfehlen, wenn man die einzelnen Anstalten prüfend durchgeht, ihrem Geist nachspüret, und die Harmonie einer jeden mit allen übrigen erwäget.

Lykurg fand bei seinen Spartanern eine sehr auffallende Ungleichheit des Vermögens. Einige wenige lebten im Ueberflusse; der grosse Haufe schmachtete in der äussersten Dürftigkeit. Diese Ungleichheit erzeugte ihre natürlichen Folgen: der Reiche wurde schwelgerisch, übermüthig, weichlich, herrschsüchtig; der Dürftige neidisch, kriechend, geldsüchtig, niederträchtig. Lykurg beschloß, dieses Uebel mit der Wurzel auszurotten. Er beschloß, die Vermögensumstände aller Spartaner gleich zu machen. Ein ungeheures Unternehmen, das nur damals, und selbst damals nur durch die weit überwiegende Menge der Armen ausführbar war. Lykurg schlug vor, alles Land im Spartanischen Gebiete, es möchte gehören, wem es wollte, neu, in gleiche Theile, auszutheilen; er unterstützte diesen Vorschlag mit seiner Beredsamkeit, indem er die Spartaner ermahnte, allen Unterschied unter ihnen aufzuheben, und keinen Vorzug mehr anzuerkennen, als Tugend, keine Schande, als Laster: und er brachte diesen Vorschlag zur Vollziehung. Dreissigtausend Theile des ganzen Landes gab er den Spartanischen Landstädten, und neun tau-

tausend den Einwohnern der Stadt Sparta selbst *).

Daß diese Vertheilung der Aecker so zu Stande kam, wie Lykurg sie entworfen hatte, wissen wir mit voller Gewißheit. Man erzählt, daß er einst gerade nach der Aernde von einer Reise zurückgekommen sei, da die Garben noch auf dem Felde lagen, und daß er sein Vergnügen über die Gleichheit derselben durch die Ausruffung an den Tag gelegt habe: Sieht nicht das Lacedämonische Land einem frischgetheilten Eigenthum von lauter Brüdern gleich! Ueber die nähere Beschaffenheit der Vertheilung aber lassen sich viele interessante Fragen aufwerfen, zu deren Beantwortung die Data aus der Geschichte nicht zureichen.

Der Theil, den ieder Einwohner von Sparta bekam, trug so viel, als er das Jahr hindurch zu seinem Unterhalt brauchte. Von Getraide waren auf den Mann 70 Medimnen **), auf die Frau 12 gerechnet. Diesen Ertrag der Feldgüter mußten die Heloten als einen Zehenden entrichten; denn diese hatten die Felder der Spartaner anzubauen, und nährten sich von dem, was ihnen nach iener Abgabe übrig blieb ***).

Der

*) Nach andern nur 6000, nach noch andern nur 4500. Darin aber, daß wenigstens in der Folge 9000 Theile gewesen seien, stimmen alle überein.

**) Ein Attischer enthielt, nach Rambachs Angabe, einen und $\frac{1}{22}$ oder $\frac{1}{28}$ Berliner Scheffel.

***) Plut. p. 54.

Der Theile scheinen so viele gemacht worden zu sein, als Personen in Sparta lebten; doch vielleicht so, daß einige Aecker vorräthig gelassen wurden. Wenigstens läßt sich dieses daraus vermuthen, daß iedes Kind sogleich einen Antheil bekam, wie Plutarch ausdrücklich versichert *).

Um diese Vertheilung auch für die Zukunft in ihrer Gleichheit zu erhalten, scheint die Einrichtung unumgänglich nothwendig gewesen zu sein, daß mit dem Tode eines Spartaners sein Antheil dem Publikum wieder heimfiel. Da iedes Kind schon einen Antheil bekam, so entstund aus der Menge der Kinder ohnehin eine Art von Reichthum für den Vater, da das Kind biß zu seiner Mannheit ungleich mehr einnahm, als es brauchte. Diese Ungleichheit war aber von geringer Bedeutung, wenn der Landesantheil des Vaters durch seinen Tod von der Familie wieder weg und an das Ganze der Republik kam. Wenn er aber bei der Familie blieb, so entstund eine dauerhafte Ungleichheit; und da bei Einer Familie dieser Fall oft, bei einer andern selten sich ereignen konnte, so konnte und mußte die Ungleichheit mit der Zeit auch sehr beträchtlich werden. Man muß also diese Anordnung von dem Rückfall iedes Theils an den Staat vor allen andern erwarten. Allein das fehlt so weit, daß sich vielmehr gerade eine entgegengesetzte findet,

*) p. 49.

findet, nach welcher der Antheil des Vaters an den Sohn, vermuthlich an den ältesten, fiel *). Demnach ist es nicht befremdlich, daß diese ursprüngliche Gleichheit des Grundeigenthums sich gänzlich verlohr, und Reichthum und äuserste Dürftigkeit, mehr als vor der Theilung und mehr als in ungetheilten Staaten, einriß, zumal da in der Folge auch die Verpflichtung, seine Güter dem Sohne zu hinterlassen, aufgehoben, und iedem Besitzer überlassen wurde, seine Güter zu schenken und zu vermachen wem er wollte.

Diese Inconsequenz ist so auffallend, von einem so weisen Manne so unbegreiflich, daß man fast vermuthen sollte, sie habe sich erst nach ihm eingeschlichen, und Er habe höchstens nur den Fehler begangen, keine zweckmässige bestimmte Verfügung darüber zu treffen. Diese Vermuthung wird dadurch begünstigt, daß Lykurg andere, offenbar auf die Erhaltung der Gleichheit abzielende Verordnungen machte, durch welche verboten wurde, ein solches Gut auf irgend eine Weise zu veräusern, auch nicht einmal einer Tochter als ein Heirathsgut mitzugeben **); so daß sie also ihren Ehemännern nichts mitbringen konnten, als ihren eignen

*) Plut. in Ag. et Cleom. p. 797.

**) Plut. Apophth. t. II. p. 227.

eignen Landesantheil, der eben zu ihrem Unterhalte hinreichte *).

Mit der Gleichheit des Grundeigenthums war die Ungleichheit des Vermögens noch lange nicht gehoben; es fand noch Reichthum und Armuth an Gold und Silber, an baarem Gelde, statt. Auch diese erkühnte sich Lykurg auszurotten, und die Art, wie er dabei zu Werke gieng, ist ein wahres Meisterstück von gesetzgeberischer Klugheit. Das Gold und Silber, so wie die Aecker, gleich unter die Bürger zu vertheilen, gieng an sich schon nicht an. Die Gleichheit würde sich weit weniger in die Länge erhalten haben, als bei dem Grundeigenthum: der eine würde sein Geld verschwendet, der andere gespart und neues dazu gesammelt haben. Auch forderte Lykurgs Plan nicht Gleichheit, sondern gänzliche Verbannung des Goldes und Silbers. Er verbot also allen Gebrauch desselben als Münze, und erhub dafür das Eisen zum allgemeinen Austauschungsmittel. Es leuchtet nicht sogleich ein, wie durch diese Verwechslung der Zeichen des Reichthums Reichthum und Armuth selbst habe können gehoben werden; und es möchte eine

*) Ich muß indessen gestehen, daß aus einer Stelle des Plato (de legib. l. XI. p. 141. ff. vol. IX. ed. Bip.), wo er die Freiheit, durch Gutdünken zu testiren, bestreitet, zu erhellen scheint, daß man vor ihm in Griechenland noch nicht an die Beschränkung dieser Freiheit gedacht, sondern sie aus einer Art von frommen Vorurtheil überall begünstigt habe.

eine lehrreiche Uebung für junge Freunde des historischen Studium sein, wenn sie hier das Buch aus der Hand legten, und überdächten, was Lykurg durch diese Anordnung habe erreichen wollen, und wie er es möge angefangen haben, sie zur Beförderung seiner Absicht geschickt zu machen. Sie werden alsdann die nähern Bestimmungen dieses Verbots desto richtiger schätzen können.

Die neue eiserne Münze machte er sehr schwehr; so daß ein Stück, das etwa 7 leichte Silberpfenninge unsers Geldes galt, an anderthalb Pfunde wog *), und daß man, um für etwa 150 Thaler Münze fortzubringen, einen zweispännigen Wagen, und um sie aufzuheben, eine kleine Schatzkammer brauchte.

Dieses schwehre Gewicht der neuen Münze hatte sehr erhebliche Folgen. Alle Bestechung mit Gelde fiel, wie Plutarch sehr richtig anmerkt, dadurch weg; denn wer sollte es wagen, eine Summe zu geben oder anzunehmen, die nicht von einem Hause in das andere gebracht werden konnte, ohne daß ganz Sparta es erfuhr? Eben so fiel auch aller Gelddiebstahl weg; denn wer sollte ihn wagen, da soviel als der Dieb mit sich fortnehmen konnte nichts bedeutete, und eine beträchtliche Summe unbemerkt fortzubringen unmöglich war?

Noch wichtiger war die Folge, daß kein Ausländer sich mit solcher Münze belasten

*) Plut. Apophth. t. II. p. 226.

konnte, und folglich aller ausländischer Handel auf einmal abgeschnitten wurde, wenn man voraussetzt, daß der Spartaner Fremde so wenig mit Golde und Silber zahlen durfte, als seine Mitbürger. Und dieß muß man voraussetzen, nicht nur weil sonst das Verbot Lykurgs unwirksam geblieben sein würde, sondern weil wirklich das Gold, das sich in Lacedämon fand, nach Delphi, als ein Geschenk für den Apoll geschickt wurde, und diejenigen, welche zu sehr daran hiengen und auf künftige Abänderungen hofften, keinen andern Ausweg wußten, als das, was sie wegbringen konnten, den benachbarten Arkadiern zum aufheben anzuvertrauen, die sie dann meistens darum betrogen *). Wirklich war das Gold so ganz aus Sparta verbannt, daß, als sie gegen 400 Jahre nach Lykurg dem Apoll eine goldene Statue setzen wollten, sie zu dem reichen Könige Krösus schicken mussten, der ihnen das dazu nöthige Gold, das sie von ihm kaufen wollten, schenkte **). Demnach behielt nicht einmal der Staat etwas für seine Bedürfnisse zurück; und wenn allenfalls Privatpersonen ja etwas Gold und Silber zurück behielten, so konnten sie doch keinen Gebrauch davon machen ***).

Nur

*) Athenaeus VI. c. 4.

**) Herodot. I. c. 69.

***) Her. I. c. 51. erzählt indessen, daß in Delphi ein goldenes Wassergefässe den Lacedämoniern zugeschrieben

Nur Eine Art, die lacedämonische Münze zu nützen, blieb den Ausländern übrig: sie konnten das Eisen, das als Münze unter seinem natürlichen Werth galt, verarbeiten lassen. Aber auch diesen Ausweg schnitt ihnen Lykurg ab, indem er das zum Ausmünzen bestimmte Eisen, sobald es glühend gemacht war, in Essig abkühlte, und ihm dadurch seine Festigkeit und Brauchbarkeit nahm.

Die Folgen dieser Aufhebung alles auswärtigen Handels sind unübersehlich. Aller Luxus wurde dadurch mit einemmal aus Sparta verbannt; denn es wurden keine Waaren, die ihn nähren konnten, mehr eingeführt. Die so allmächtige Liebe zum Gelde wurde vertilgt; man hatte nicht bloß keine Mittel mehr, nicht einmal das Verlangen konnte man mehr haben, reich zu werden. Die Nation mußte einen festen, ausgezeichneten Nationalcharakter bekommen; denn da so wenig ein Fremder des Handels wegen nach Sparta, als ein Spartaner in die Fremde kam, so war die Einmischung fremder Sitten unmöglich. Dieser Vortheil war in Lykurgs Augen so wichtig, daß er auch den Fremden, die, nicht um zu handeln, nach Sparta kamen, keinen langen Aufenthalt gestattete, und seinen Spartanern

 keine

ben sei; sagt aber, es sei nicht von ihnen, sondern von Krösus; die dazu gehörige Figur eines Knaben sei von ihnen. Es ist aber nicht gesagt, daß auch diese von Gold gewesen sei.

keine Reisen ohne wichtige Ursachen erlaubte.

Wenn man dieses alles erwägt, und ferner bedenkt, was nun mit einem Volke angefangen werden konnte, das keinen Luxus kannte, von keiner Habsucht, keiner Geldbegierde mehr zu niedrigen Handlungen und Gesinnungen gereizt werden konnte, das bloß für sich selbst, für das Vaterland, Liebe und Eifer haben konnte, weil es von der ganzen übrigen Welt wie abgeschnitten war: so kann man nicht umhin, die tiefe Weißheit unsers Gesetzgebers zu bewundern; und man muß wenig Gefühl für wahre Grösse haben, wenn man diese Anordnungen darum unbedeutend finden kann, weil sie für ein kleines Volk gemacht waren, da die größten Nationen keine aufzuweisen haben, die, an Erhabenheit, Kühnheit und Weißheit, mit dieser in Vergleichung gesetzt werden könnte.

Diese Betrachtungen werden es uns leicht verschmerzen lassen, daß wir auch bei dieser Anordnung für manche Frage keine befriedigende Antwort finden. So wissen wir z. E. nicht, wie die eiserne Münze unter das Volk ausgetheilt worden sei; wir können nur vermuthen, daß sie gleich werde vertheilt worden sein. Eben so wenig wissen wir, wie viel ieder bekommen habe, oder in welchem Verhältnisse es zu den Waaren, die man damit erkaufte, stund, wie theuer die Arbeiten den

Hande

Handwerksleuten bezahlt wurden, und wie hoch dagegen diesen die Nahrungsmittel, die sie kaufen mußten, gekommen sein mögen.

Noch blieben ein paar Anreizungen zum Aufwand übrig, die nicht nur die Gleichheit des Reichthums vernichten, sondern auch eine schwelgerische Lebensart und einen weichlichen Charakter bei den Bürgern begünstigen und eezeugen konnten. Sie konnten im Ausschmücken ihrer Häuser prächtig und verschwenderisch sein, und konnten auch in Speise und Trank der Schwelgerei nachhängen. Auf beides wandte Lykurg die größte Aufmerksamkeit.

Die Pracht in den Geräthschaften verbannte er ohne viele Schwiehrigkeit. Der Weg, den er dazu wählte, war ziemlich sonderbar, aber desto sichrer. Er verbot sie nicht gerade zu, sondern befahl bloß in einer Rhetra, daß keine Decke in einem Hause mit einem andern Werkzeuge als einem Beil, und keine Thüre mit einem andern als einer Säge gearbeitet werden sollte. Dieses wurde so pünktlich befolgt, daß in spätern Zeiten ein Lacedämonier*) über die künstlichen in Vierecke abgetheilten Decken, die er in dem prächtigen Korinth sah, in solches Erstaunen gerieth, daß er an seinen Wirth die naive Frage that, ob denn das Holz in Korinth viereckig wachse.

Die Folgen dieses Gebotes setzt Plutarch vortrefflich auseinander. „Ein solches Haus„

*) Der ältre Leotychides. Plut. p. 47.

sagt er*) „läßt Pracht und Schwelgerei nicht „ein. Denn niemand ist so geschmacklos und „so unsinnig, daß er in ein so einfaches, un„gepußtes Haus Ruhebetten mit silbernen Füs„sen, purpurfarbne Decken, goldne Pokäle, „und andre damit harmonirende kostbare Ge„räthschaften stellen sollte. Er muß wohl dem „Hause das Ruhebette, dem Ruhebette das „Gewand, dem Gewande die übrigen Geräth„schaften anpassend und gleich machen.„

Die Einschränkung der Schwelgerei in Speise und Trank machte Lykurgen ungleich grössere Schwierigkeit, und der Widerwille der Spartaner, sich seinen Anstalten in diesem Stücke zu unterwerfen, brachte ihn in offenbare Lebensgefahr.

Lykurg vermuthete im voraus, daß die Anordnungen, die er hierüber zu machen gedachte, nicht leicht Eingang bei seinen Spartanern finden würden; denn sie waren dieser Art von Schwelgerei sehr ergeben. Er suchte sie daher von dem Schaden derselben durch eine sinnliche Vorstellung zu überzeugen, die ganz in dem Geschmack seines Zeitalters ist, in dem Wahrheit und Weißheit nicht leicht auf einem andern Weg zum Herzen dringen konnte, als auf dem Wege der Versinnlichung. Er hoffte, daß bei dem Volke, bei dem die Gesänge des Thales so viel Eindruck gemacht hatten, eine Fabel, die nicht bloß gesungen, sondern vor ihren

*) eben das.

ihren Augen vorgestellt würde, noch viel grös-
sere Wirkung thun werde. Er zog daher zwei
junge Hunde, die sich sehr gleich waren, ver-
schieden auf; gewöhnte den einen an Faulheit
und Leckerbissen, und richtete dagegen den an-
dern zur Jagd ab. In der Versammlung des
Volks zeigte er demselben beide Hunde. Ihr
seht, sagte er, daß sie sich dem äusern Ansehen
nach sehr gleich sind, auch sind sie von Einem
Geschlechte. Dann ließ er in einiger Entfer-
nung von ihnen eine Schüssel mit Speise hin-
setzen, und zugleich einen Haasen laufen: so-
gleich eilte der verzärtelte Hund auf die Schüs-
sel zu, und der Jagdhund dagegen rannte dem
Haasen nach. Seht ihr, sagte Lykurg zum
Volke, die Folgen des Müssiggangs und der
Lüsternheit? So träge und kraftlos macht sie
den, der von Natur so geschickt zu Thätigkeit
und Muth war, als der besser gewöhnte.
Auch die Abkunft ändert nichts an den Wir-
kungen der Schwelgerei; und wir werden, ob
wir gleich Herkules Nachkommen sind, in
Weichlichkeit und Feigheit versinken, wenn
wir uns nicht entschliessen, der Schlemmerei
zu entsagen *).

Dem zufolge trug er ihnen das Gesetz vor,
daß künftig kein Spartaner mehr zu Hause,
sondern in Gemeinschaft mit seinen Mitbürgern
an öffentlichen Tischen von bestimmten Speisen

*) Plutarch. de liber. educ. t. II. p. 3. id. Apophth.
Lac. ib. p. 225. f.

essen sollte, damit sie nicht, gleich gefrässigen Thieren, ihre Körper feist und unbehülflich, und ihre Seelen weichlich und kränkelnd machten.

Allein die sinnreiche Einleitung zu diesem Gesetze machte es den Schwelgern um nichts angenehmer oder erträglicher. Sie schritten sogleich zu Gewaltthätigkeiten, warfen mit Steinen nach dem Gesetzgeber, und nöthigten ihn, zu fliehen. Er eilte auf einen Tempel zu, dessen Heiligkeit ihn vor der Wuth seiner Verfolger schützen sollte, und war vor dem grossen Haufen schon weit genug voraus. Aber ein, nicht unedler, aber hitziger, aufbrausender Jüngling, Alkander, folgte ihm auf dem Fusse, und schlug ihm, als er sich umwandte, mit seinem Stabe ein Auge aus dem Kopf. Nun blieb Lykurg stehen, und wandte sich gegen das ihm nachsetzende Volk. Jedermann sah sein blutiges, von dem Schlage iämmerlich entstelltes Gesicht; und dieser erschütternde Anblick stillte nicht nur auf einmal die Wuth seiner Feinde, sondern erzeugte bittre Reue und kränkende Beschämung. Sein Gesetz fand von dem Augenblick an keinen Widerstand mehr, und sie lieferten ihm den Alkander zu willkührlicher Bestraffung in die Hände.

Lykurg lobte sie, und nahm seinen Beleidiger mit sich nach Hause. Die Begegnung, die er ihm widerfahren liess, ist höchst lehrreich

und

und charakteristisch. Er brauchte ihn zu seiner Bedienung, und begegnete ihm gerade so, wie er zuvor seinen Dienern begegnet hatte, ohne der Behandlung, die er von ihm erdultet, zu erwähnen. Dagegen verrichtete auch Alkander, was er ihm auflegte, mit stummer Ergebenheit. Seine Verrichtungen brachten es mit sich, daß er immer bei Lykurg sein mußte. Er lernte also die ganze Lebensart des Mannes kennen; er sah seine Mässigkeit, seine Arbeitsamkeit, und zugleich seine Heiterkeit und Sanftmuth. Er war genöthigt, sich mit Schaam zu gestehen, daß er sich an dem würdigsten Mann vergriffen habe. In kurzen verwandelte sich sein Haß in die reinste und vollkommenste Verehrung, und Lykurg hatte keinen treuern und ergebnern Anhänger.

So glücklich für Sparta endigte sich diese unglückliche Begebenheit, und Lykurg erkaufte seinem Vaterlande die Mässigkeit und Strenge der Sitten, die es so sehr auszeichnete, mit einem beträchtlichen Schaden und noch grösserer Gefahr seiner Person. Er verewigte ihr Andenken durch einen Tempel, den er der Minerva Optiletis stiftete. *) Auch wurde sie dadurch verewigt, daß die Spartaner von dieser

*) Οπτιλοι hiesen in der Sprache der dasigen Dorier die Augen. Nach andern Geschichtschreibern wurde Lykurgen das Auge nicht ausgeschlagen, sondern blos verwundet, und er stiftete den Tempel zum Danke für die Heilung desselben.

ser Begebenheit an nie mehr mit Stöcken in die öffentlichen Versammlungen kamen.

Nun fand sein vorgeschlagenes Gesetz keinen Widerspruch mehr. Es wurde festgesetzt, daß alle Spartaner an öffentlichen Tischen gemeinschäftlich speisen sollten. Nur die Jagd sprach von dieser Pflicht frei, und ein Opfer, das man in seinem Hause anstellte. Diese zween Fälle ausgenommen, wurde, noch lange nach Lykurg, so streng über dieses Gesetz gehalten, daß die Ephoren sogar dem Könige Agis die Erlaubniß versagten, den Tag nach seiner Zurückkunft aus dem Kriege zu Hause zu essen.

Jeder der öffentlichen Tische bestund aus ungefähr funfzehn Tischgenossen. Sie waren in der Hauptsache so eingerichtet, wie die in der Insel Kreta, nach welchen Lykurg seine Anstalt offenbar gebildet hat.

Gespeiset wurde äuserst mässig. Jeder Tischgenosse trug monatlich ein bestimmtes Maaß von Getraide, Wein, Käse und Feigen, und ein wenig Geld zum Anschaffen des Fleisches bei. Diese ordentlichen Speisen wurden häufig durch Geschenke verstärkt, welche diejenigen Genossen an den Tisch schickten, die wegen einer Jagd oder eines Opfers nicht dabei erschienen. Solche Geschenke machten die Leckerbissen bei den öffentlichen Mahlen aus, die übrigens, wie man schon aus dem Verzeichniß der dazu gelieferten Speisen schliessen kann,

sehr

sehr frugal waren. Fleisch wurde sehr wenig gegeben, und das reizendeste Gericht für die Spartaner war ihre schwarze Brühe, von der allein sich die Alten gewöhnlich sättigten. Diese erhuben auch die Spartaner so sehr, daß ein Pontischer König sie einst zur Probe von einem Spartanischen Koche sich zubereiten ließ. Er fand sie aber so unschmackhaft, daß er aufgebracht darüber wurde: und sein Koch machte ihm die gegründete Erinnerung, daß man im Eurotas *) baden müßte, um sie gut zu finden. Ueberhaupt fanden weichliche Ausländer die Spartanische Kost unerträglich; und ein Bürger von der Stadt Sybaris, deren Schwelgerei zum Sprüchwort geworden ist, sagte nach einem Besuche, den er in Sparta gemacht hatte: Es wundere ihn nicht mehr, daß die Lacedämonier so unerschrocken wären; wer klug sei, würde lieber tausendmal sterben wollen, als so elend leben **).

Es gieng auch nicht wohl an, sich zu Hause für die Dürftigkeit der öffentlichen Mahlzeiten schadlos zu halten. Die Tischgenossen gaben sorgfältig auf die Menge der Speisen Acht, die ieder zu sich nahm, und sie verfolgten den, der seinen Hunger bereits gestillt zu haben schien, mit dem unerbittlichsten Spotte.

Auch

*) Der an Sparta vorbei floß.

**) Athenaeus. VIII. c. 6.

Auch zu viel durfte man weder von den Speisen noch vom Weine geniessen. Man durfte nicht so viel essen, daß man dadurch gehindert worden wäre, nach Tische die gewöhnlichen Leibesübungen gehörig mitzumachen. Man durfte auch nicht so viel trinken, daß man dadurch unsät im Gehen, oder unsicher im Sehen geworden wäre: deßwegen durfte sich kein Jüngling nach Hause leuchten lassen; deßwegen wurde auch niemanden zugetrunken, sondern ieder ließ sich Wein in seinen Becher geben, wann ihn dürstete.

Die nehmliche sparsame Mässigkeit herrschte auch bei ihren Festen; sie wurde selbst bei den freudigsten Veranlassungen nicht überschritten. *)

In-

*) Diese Tischgenossenschaften hiesen anfangs in Sparta ανδρια, wie in Kreta (Aristotel. Polit. II. c. 8.), zu einem Beweise, daß sie von Kreta nach Sparta gekommen waren. Sie hatten diese Benennung von der Ausschliessung der Weiber. Dann hiesen sie συσσιτια, Tischgenossenschaften; auch φιδιτια oder φιλιτια, so daß das erste so viel als das letzte ist, und eine freundschaftliche Gesellschaft bedeutet, wiewohl Plutarch auch eine andre Ableitung angiebt, nach der es von φειδω, sparen, herkäme, und also auf die Sparsamkeit, die dabei herrschte, anspielte, und noch eine, nach der es εδιτια, Mahlzeiten, heisen sollte, und das φ nur durch das Digamma vorangekommen wäre. Xenophon nennt sie auch συσκηνια.

Den

Indessen war das weder der einzige noch der größte Vorzug, den diese Tischgenossenschaften

Den monatlichen Beitrag giebt Plutarch für ieden Tischgenossen also an: Einen Medimnus Mehl; 8 Congien Wein, einen zu 2 Berliner Maas 1½ Nössel, nach Rambach; 5 Minen Käse, die Mine, — denn wahrscheinlich ist eine Aeginäische gemeint — zu 1 Pfund 15 Loth, 1 Quint; 2½ Minen Feigen. Das Geld zum Fleische bestimmt er nicht genau. Dicäarch beim Athenäus (IV. B. 8. K.) geht von dieser Angabe etwas ab. Nach ihm trug ieder bei, anderthalb Medimnen Mehl, eilf biß zwölf Congien Wein. Käse und Feigen bestimmt er nicht genau. Den Geldbeitrag aber setzt er auf ungefähr zehn Aeginäische Obolen, etwas über 22 leichte Kreuzer.

Das gewöhnliche Fleisch bei diesen Tischen war gekochtes Schweinefleisch, oft so wenig, daß nicht viel über ¼ Pfund dem Mann zu Theil wurde. Sie sättigten sich also hauptsächlich mit ihrer schwarzen Suppe, und mit gewissen Kuchen von Gerstenmehl, die mit Oel angemacht, und mit Lorbeerblättern umwickelt waren, denn diese zählte man damals unter die Gerichte des Nachtisches.

Das Essen hiesen die Lacedämonier αἶκλον, und darunter verstunden sie das bißher beschriebene. Auf dieses folgten die σπαῖκλα, die auch ματτυη geheisen haben sollen. Dieses waren die Geschenke, die der Gesellschaft von einem Genossen gemacht wurden, der der Jagd oder eines Opfers wegen nicht gegenwärtig war. Diese bestunden meistens in Fleischspeisen, indem die, so Schaafe hatten, welche schenkten, und die welche iagten, etwas von dem was sie erlegt hatten. Gekauft durfte nichts dazu werden;

denn

schaften hatten. Sie dienten auch zur Bildung der Nation, welche Lykurgs Hauptgeschäfte war. Die Unterhaltung dabei war nehmlich zugleich sehr ernsthaft und sehr lehrreich.

Es

denn diese Geschenke sollten der Tischgesellschaft nicht zur Schwelgerei, sondern zu einem Beweise der Geschicklichkeit des Jägers, und überhaupt der Achtung des Schenkenden dienen. Daher wurde auch bei iedem solchen Gerichte der Name des Gebers genannt. Nach andern Schriftstellern, die a. a. O. beim Athenäus, aus dem diese Nachrichten genommen sind, nachgesehen werden müssen, bestunden diese Epaikla auch aus solchen in Lorbeer eingewickelten Kuchen, und andern dergleichen Gerichten des Nachtisches, ia sogar bißweilen bloß aus Laub zur Bedeckung der Ruhebetten, und sie wurden als Straffen aufgelegt. Die erste Erklärung scheint bei weiten die richtigere; sie stimmt mit dem überein, was Xenophon und Plutarch davon sagen.

Die Betten, auf denen sie bei dem Essen ruhten, waren bloß von Holz (Athen. 4. B. 9. K.), mit nichts bedeckt, als etwa bißweilen mit Laub.

Bei ihren Festen war der Aufwand in Essen und Trinken nicht beträchtlicher, selbst bei ihrem größten Feste nicht, das sie dem Apollo Karneus (von dem man den Pausanias in Lac. cap. 13. p. 238. ed. Kuhn. nachsehen kann) feierten, das neun Tage dauerte, die unter Laubhütten, die eine Art von Lager vorstellten, zugebracht wurden. Auch an den Tithenidien, wo sie die Kinder in den Tempel der Diana Korythallia brachten, waren die Mahlzeiten nicht viel kostbarer als in den Syssitien. Sie wurden Kopis genannt. Eben so hiesen, wenn ich anders die Stelle im Athenäus 4. B. 6. K. nicht falsch verstehe, auch die Opferschmäuse, die einzelne Spartaner für sich hielten.

Es war zwar für das Vergnügen der Tischgenossen sehr gut gesorgt. Jedes neue Mitglied mußte erst die einstimmige Einwilligung der ältern Mitglieder erhalten, ehe es zugelassen wurde *). Es war aber eben so gut dafür gesorgt, daß dieses Vergnügen in den Schranken der Ernsthaftigkeit blieb. Denn die Genossen waren nicht von Einem Alter, sondern es befanden sich bei iedem Tische Greise, denen die Jüngern eine auszeichnende Ehrerbietung erweisen mußten, und junge Knaben, die nicht mitspeisten, sondern die öffentlichen Tische, wie eine Schule, besuchten. Jene lenkten also die Unterhaltung so, wie sie diesen am nützlichsten werden konnte. Es wurde von Staatssachen gesprochen, Weißheitsregeln gegeben, verdiente Männer gelobt, und ihre Thaten erzählt. Diese ernsthaften Gespräche wurden durch Scherze unterbrochen. Die Knaben zogen einander auf, und vertheidigten sich mit Witz. Es war im Geiste der Nation, mit wenig Worten viel zu sagen. Ihre Spöt-

*) Die Stimmen wurden auf folgende Art gegeben: Ein Diener gieng mit einem Gefässe auf dem Haupt zu iedem Genossen. Jeder warf, ohne etwas zu sprechen, eine Krume Brod in das Gefäß. War er mit dem Vorgeschlagenen zufrieden, so warf er sie leicht hinein. Wollte er ihn nicht bei seinem Tische haben, so zerdrückte er sie im Hineinwerfen. Eine einzige zerdrückte Krume schloß den Vorgeschlagnen aus.

Spöttereien waren so kurz, aber auch so schneidend als ihre Schwerter. Gegen solchen Spott war keine andre Gegenwehr, als hinwider witziger und treffender Spott erlaubt; und wenn einer zu empfindlich sich getroffen fühlte, und sich mit den Waffen des Witzes nicht mehr zu vertheidigen wußte, so blieb ihm nichts übrig, als um Frieden zu bitten, und dann wurde seinem Gegner Stillschweigen geboten. Alle wurden zugleich auch zur Verschwiegenheit angehalten, die immer die Gefährtin eines festen Charakters, so wie die Schwatzhaftigkeit ein sichres Kennzeichen eines unstäten und unzuverlässigen Charakters ist. Der Aelteste unter den Tischgenossen zeigte iedem die Thüre, mit den Worten: Hier darf nichts hinaus kommen.

Der allerwichtigste Vortheil bei dieser Einrichtung ist unverkennbar, nehmlich der, daß dadurch die Spartaner von Jugend auf einen öffentlichen Geist bekamen. Ihre häuslichen Angelegenheiten waren ihnen ungleich weniger wichtig, als die öffentlichen: Denn gerade in ihren Häusern fanden sie das wenigste Vergnügen; sie konnten es nirgends als in den öffentlichen Gesellschaften, unter ihren Mitbürgern, erwarten. Dadurch wurde der Zusammenstoß der Privatvortheile mit den öffentlichen vermieden, bei dem dieser gewöhnlich nachgesetzt, oder doch nur mit einer Anstrengung, mit einer Aufopferung vorgezogen wird,

von

von der die Spartaner fast gar nichts wußten. Freilich reichte das gemeinschäftliche Speisen allein noch nicht hin, eine so grosse Wirkung zu erreichen, so viel es auch dazu beitrug: allein Lykurg hatte auch schon für diese Absicht, die ihm bei seiner Gesetzgebung die wichtigste war, durch ganz andre Anstalten gesorgt, durch Anstalten, die ihres Zwecks unmöglich verfehlen konnten, die ihres gleichen in der ganzen Geschichte nicht haben, und die alleine schon ihn und seine Staatskunst unsterblich machen müßten.

Er gründete den Nationalsinn, den er ihnen so ausgezeichnet einprägte, auf die **Bildung** der Bürger: und bloß daraus wird es begreiflich, wie die eigenthümlichen Spartanischen Züge so tief in ihre Seelen gegraben sein konnten, daß sie auch da noch kenntlich blieben, als Uebertretung der Lykurgischen Gesetze, Schwelgerei und Weichlichkeit, bereits so viel davon verwischt hatten. Es wurde für die Bildung der Bürger von ihrer Geburt an gesorgt, nicht sowohl durch ihre Eltern, als durch den Staat; und von ihrem siebenten Jahre an traten die Eltern diese Sorge ganz an den Staat ab, und der verlohr seine Zöglinge von diesem Jahre an biß zu ihrem Greisenalter nicht mehr aus dem Gesichte. Er überließ die Sorge für ihre Bildung weder einzelnen Personen, noch ihnen selbst.

Man muß dabei gestehen, daß unter dieser Bildung des Bürgers die Bildung des Menschen nicht wenig litt; und es wird sich noch Gelegenheit finden, diesen Schaden ausführlicher darzustellen. Da indessen leider die meisten Regenten diesen Verlust der Menschheit als Gewinn für sich betrachten würden; da die ausschliessende Bildung zum Bürger ihr höchster Wunsch ist: so erscheint ihre Vernachlässigung der Erziehung, oder ihre zwecklosen, oft zweckwidrigen, Verwendungen für dieselbe, gegen den weisen und tiefgedachten Anstalten Lykurgs in einem desto verächtlichern Lichte; und man kann nicht umhin, die Wahl seiner Mittel zu bewundern, wenn man gleich den Zweck nicht ganz billigen kann, zu dessen Erreichung er sie brauchte.

Es ist auch nicht zu läugnen, daß manche dieser Mittel empörend hart und grausam sind. Wie konnten sie auch durchaus menschlich sein, da ihr Zweck nicht das Beste der Menschheit war? So wie keine grosse Anstalt für das Ganze ausgeführt werden kann, wenn man sich scheut, den Vortheilen Einzelner zu nahe zu treten: so konnte auch der Patriotismus nicht die ganze Seele der Spartaner ausfüllen, wenn nicht andre, liebenswürdigere und bessere Gesinnungen mit Gewalt ausgereutet wurden. Und so wie kein guter Mann ein grosser Mann sein kann, wenn er nicht, um gute Absichten zu erreichen, seine Güte in einzelnen Fällen in

Härte

Härte verwandeln kann: so konnte auch Lykurg das, was er seiner Nation aus Liebe zu ihr verschaffen wollte, weil er es für ihr Glück hielt, nicht erzielen, wenn nicht bißweilen diese Liebe in auffallende Härte bei ihm übergieng.

Gleich die erste Anordnung, die er im Betreff der Kindererziehung machte, ist ein Beispiel von solchen Aufopferungen, und zwar das allerempörendste. Es durfte kein Vater ein Kind, das ihm gebohren wurde, auferziehen, ohne die Erlaubniß dazu vom Staat zu haben. Er mußte es zu den Aeltesten seiner Zunft tragen. Diese untersuchten die körperlichen Eigenschaften des Kindes. Fanden sie es gut gewachsen, stark, und gesund: so erlaubten sie ihm, es aufzuziehen, und wiesen dem Kinde seinen Antheil an den liegenden Gütern des Staats an. Fanden sie es aber schwach und krüplicht: so wurde es an den Berg Taygetus in eine Gegend getragen, die voll von Höhlen und Klüften war; dort wurde es seinem Schicksal überlassen und mußte elend verschmachten. Schon ehe es zu den Aeltesten gebracht wurde, machten die Weiber eine Probe mit seiner Gesundheit. Sie wuschen es mit Weine; denn sie glaubten, ein kränkliches Kind bekäme dadurch Convulsionen, ein gesundes hingegen würde gestärkt.

Diese Grausamkeit, unschuldige Kinder um das Leben zu bringen, muß ieden Menschen

mit Abscheu erfüllen. Die Absicht dagegen zielt unverkenntlich auf den Vortheil der Nation: sie sollte aus lauter gesunden und starken Leuten bestehen, die alle zur Vertheidigung ihres Vaterlandes geschickt wären. Um durch diese Unmenschlichkeit etwas weniger gegen Lykurg aufgebracht zu werden, muß man bedenken, daß es in Griechenland etwas ganz gewöhnliches war, Kinder auszusetzen und verschmachten zu lassen; nur daß in andern Staaten der Vater diese Grausamkeit an dem Kinde begieng, das ihm nicht gefiel, und in Sparta der Staat. Daher ist es auch zu erklären, daß die alten Schriftsteller wenig an dieser Anordnung auszusetzen finden, daß selbst der weise Plutarch sie mehr zu billigen als zu tadeln scheinet.

Die Kinder, deren Aufziehung genehmigt wurde, wurden nun sogleich zu Spartanern erzogen. Ihre Wärterinnen gewöhnten sie so hart als möglich. Sie wurden nicht eingewickelt; sie mußten lernen, allerlei Speisen zu essen, auch zuzeiten zu fasten. Man gewöhnte sie, im finstern zu gehen, alleine zu bleiben, und benahm ihnen dadurch die Kindern gewöhnliche Furcht. Diese Art der ersten Erziehung ist freilich für uns nichts neues. Männer von Einsicht haben sie längst angepriesen, und Eltern von Einsicht längst befolgt, ohne sie gerade den Spartanern abgelernt zu haben. Aber das ist der Spartanischen Erziehungsart eigen,

eigen, daß sie vom Staat geboten war, daß niemand seine Kinder anders erziehen durfte; an statt daß unsre Staaten ganz gleichgültig dabei sind, ob ihre Bürger die Bürger der nächsten Generation schwach und weichlich oder gesund und stark ziehen wollen.

Selbst diese so eingeschränkte Erlaubniß, ihre Kinder zu erziehen, wurde den Eltern genommen, sobald die Kinder das siebente Jahr erreichten. Mit diesem übernahm sie der Staat.

Sie wurden nun in Rotten vertheilt, assen, wohnten und lebten beisammen. Sie stunden nicht einmal unter Lehrern, die ihre Eltern ihnen gegeben hätten, sondern unter Auffehern, die der Staat ihnen setzte. Jede Rotte hatte ihren Aufseher, und alle diese Aufseher zusammen stunden unter einem Oberaufseher, der aus den angesehensten zu den höchsten Würden bestimmten Bürgern gewählt wurde *). Zu Unteraufsehern wurden die

*) Der Oberaufseher über die Knaben hies παιδονομος. Die Rotte der Knaben hies, nach dem Hesychius, βουα; der Aufseher der Rotte, βουαγως. Einige setzen die Benennung Iren hinzu, ich pflichte ihnen aber nicht bei. Ich glaube nehmlich nicht, daß die Aufseher der Rotten Irenen geheisen haben, sondern, daß alle Jünglinge die 2 Jahre Ephebi waren, so genannt wurden. Den Eintritt in das Ephebat setze ich in das 14te Jahr, weil ich glaube, das die Griechen das ganze Menschenalter nach Zeiträumen

gewählt, die sich durch Tapferkeit und Verstand auszeichneten. Ihre Aufsicht war sehr streng. Sie hatten Jünglinge unter sich, die mit Geiseln die Straffen vollziehen mußten, die sie auflegten *). Lykurg fürchtete also nicht, durch körperliche Straffen Kinder, die er zum höchsten Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland bilden wollte, sklavisch zu gewöhnen, und edle Gefühle in ihnen zu unterdrücken; und, was das sonderbarste ist, die Erfahrung bezeugte, daß er recht that, nichts gefähr-

von 7 Jahren unterschieden haben, so wie es in Solons Gedichte geschieht.

Das Kinderalter in Sparta setzt Plutarch ausdrücklich biß auf das 7te Jahr. Von da fieng das Knabenalter an, und dauerte also wahrscheinlich wieder 7 Jahre. Hochheimer glaubt in seinem Versuche eines Systems der Erziehung der Griechen, (Dessau, 1785. S. 135.) Iren sei der 18 jährige Jüngling genannt worden. Mich dünkt aber, er habe die Stelle Plutarchs (p. 50.), auf die er sich beruft, unrecht verstanden. Plutarch sagt, Iren sei der Jüngling 2 Jahre nach seinem Eintritt in das Ephebat genannt worden; er bestimmt aber die Zeit dieses Eintritts nicht. Mit 20 Jahren konnte aber ein solcher Iren erst Aufseher einer Knabenrotte werden. — Uebrigens macht mir die Gradation von 7 wahrscheinlich, daß die Zeit der Mannbarkeit in Sparta mit dem 21sten Jahre anfieng. Die Zeit des Mannsalters mochte wohl erst mit dem 30sten anheben, wie ich besser unten wahrscheinlich zu machen hoffe.

*) Simonides hatte daher nicht Unrecht, Sparta die Menschenbändigerin, δαμασιμβροτον, zu nennen. Plut. in Agesil. p. 596.

gefährliches für den Geist in dieser Art der Erziehung zu fürchten, die unsre Pädagogen nicht schrecklich genug zu mahlen wissen.

Dieser Aufseher war bei allem, was die Knaben vornahmen, zugegen, bei ihren Spielen und bei ihrem Unterricht; und wurde er ja gehindert: so fanden sich immer alte und ehrwürdige Männer bei ihnen ein, die die Stelle des Aufsehers vertraten, und die Kinder züchtigten, wenn sie es verdienten. Diese Züchtigung mußten sie mit ehrerbietiger Gedult ertragen. Hätte sich einer beigehen lassen, bei seinem Vater darüber zu klagen: so würde sich der Vater beschimpft haben, wenn er ihn nicht aufs neue, noch strenger gezüchtigt hätte. Der Unterricht war zwar von sehr engem Umfange: sie lernten lesen und schreiben, weil sie das nicht entbehren konnten, und übrigens lernten sie nichts wissenschaftliches. Dieses ist eine der Aufopferungen der Menschheitsrechte und des Menschenglücks, die niemand billigen kann, der für beides Gefühl hat, und überzeugt ist, daß keins von beiden dem Staate aufgeopfert werden dürfe. Aus diesem Zuge sieht man auch klar, was Lykurg aus seinen Spartanern machen wollte, tapfre Männer, die zugleich bloß natürlichen, aber gebildeten Verstand besässen; und er sorgte für das eine so gut, als für das andre.

In der Tapferkeit übte er seine Spartaner schon in der Kindheit. Schon da wurden sie

gewöhnt, die Schmerzen der Bestraffung standhaft zu ertragen. Schon da wurden sie gewöhnt, keine Beleidigung ungeracht zu erdulten. Die Greise, die immer um sie waren, gaben ihnen selbst Veranlassungen zu Streitigkeiten und Kämpfen, und beobachteten die Muthigkeit oder Feigheit, die sie dabei zeigten. Am meisten aber wurden sie geübt, alle Beschwerlichkeiten standhaft zu ertragen; und diese Uebungen nahmen mit den Jahren zu. Auch in Tänzen wurden sie von der ersten Kindheit an unterrichtet; aber auch diese Tänze waren kriegerische Tänze, Vorübungen zum Kriege *).

Sie schliefen auf Betten, die bloß aus Gras und Schilf bestunden, das sie sich selbst dazu hohlen mußten. Das Schilf hohlten sie vom Flusse Eurotas, und mußten es, ohne Messer, mit den blossen Händen abbrechen. Im Winter durften sie Kräuter unter ihre Betten mischen, die sie für wärmender hielten **). Sie wurden gewöhnt, ohne Schuhe zu gehen, und ganz entkleidet zu spielen. Man schor ihnen die Haare biß auf die Haut ab; und sobald sie zwölf Jahre alt waren, durften sie unter ihrem Mantel kein Unterkleid tragen, wie sonst alle Griechen trugen. Nur alle Jahre bekamen sie einen solchen Mantel.

Sie

*) Athen. l. XIV. c. 7.

**) λυκοφωνες.

Sie konnten ihn also nicht so lange reinlich erhalten; und das wollte man, weil man fürchtete, die Reinlichkeit möchte sie zur Liebe zum Putz und zur Eitelkeit verleiten. Um das zu verhüten, ließ man sie nicht einmal viel Sorge auf die Reinlichkeit ihres Körpers wenden; sie durften ihn nur selten waschen, und noch viel weniger Salben zu seiner Reinigung brauchen, wie die andern Griechen zu thun pflegten.

Es läßt sich schon aus ihrer ersten Erziehung, so wie aus der Beschaffenheit der Tischgenossenschaften der Männer, vermuthen, daß man ihnen weder erlaubt haben werde, köstlich, noch übermässig zu essen. In der That wurden sie äuserst mässig und gering gespeist. Sie mußten lernen, Hunger zu ertragen, einerlei Speise lange nacheinander zu geniessen, mit blossem Brod vorlieb zu nehmen, und mit allem, was man ihnen gab, zufrieden zu sein. Man versprach sich davon, auser dem Nutzen, den diese Enthaltsamkeit im Kriege gewährte, auch noch den Vortheil, daß sie mehr in die Höhe als in die Dicke wachsen, und durch diese Mässigkeit schlank und gelenkig werden würden, statt daß die Gefrässigkeit fett und unbehülflich machte. Dieses schien den Spartanern so wichtig, daß die Knaben sich alle 10 Tage nackend vor den Ephoren stellen mußten, damit man genau beobachten konnte, ob sie nicht zu sehr an Dicke zunähmen. Auch nach

ihren Betten und Kleidern sahen die Ephoren, und zwar täglich *).

Weil sie nun bißweilen weniger Speise bekamen, als sogar ihre Erhaltung erforderte: so wurde ihnen dagegen erlaubt, an die öffentlichen Tische zu gehen, und den Männern Speise zu stehlen. Die Absicht dieser befremdlichen Erlaubniß ist nicht zu verkennen: „Daß Lykurg sie nicht ertheilte„ sagt Xenophon **) „aus Verlegenheit, ihnen genug zu „essen zu geben, wird ieder einsehen. Offenbar gab er sie, weil der, der stehlen will, „Nächte durchwachen, bei Tag auf Ränke „sinnen, aufpassen, und Kundschafter aufstellen muß. Er verflocht also das Stehlen „in die Erziehung, um die Kinder zum Erwerb des Nothwendigen, und zum Kriegsdienst geschickter zu machen.„ Dieses letzte war ohne Zweifel die Hauptabsicht, und er wählte das Stehlen zum Mittel, um sie nicht bloß in Tapferkeit, sondern auch in Feinheit zu üben, mit der die Beharrlichkeit, von der Xenophon spricht, verbunden sein mußte. In dieser Rücksicht diente es auch zur Bildung ihres Geistes überhaupt.

Ob Lykurg recht that, diese Vortheile durch Begünstigung und Gebot des Diebstahls zu erzielen, ist eine Frage, die viele Moralisten und Politiker verneinen dürften. Auch

müsste

*) Nach Agatharchides Angabe beim Athenäus l. XII. c. 12.

**) de republ. Lac. c. 2. §. 8.

müsste sie aus politischen Gründen schlechthin verneinet werden, wenn die Erlaubniß zu stehlen unbegränzt gewesen, wenn das Eigenthum der Bürger dadurch unsicher gemacht worden wäre. So weit erstreckte sie sich aber nicht; sie war auf den angegebenen Fall eingeschränkt: nichts durfte gestohlen werden, als Speisen von den öffentlichen Tischen, und Kohl aus den Gärten. Man findet auch nirgends, daß die Lacedämonier eines weiter getriebenen Hangs zum Diebstahl wären beschuldiget worden. Diese letzte Bemerkung zeigt zugleich, daß der Spartanische Diebstahl auch in moralischer Rücksicht für kein Verbrechen gehalten werden kann. Es wurde nicht dadurch die Neigung begünstiget, sich ohne eigne Anstrengung von fremdem Fleisse zu nähren, welche den Menschen in Niederträchtigkeit versenkt; es wurde eben so wenig eine heimtückische Gemüthsart, Unempfindlichkeit oder gar Freude bei dem Unglück eines andern dadurch ausgebreitet: es wurden also wirklich die zum feinen Entwenden erforderlichen Gaben geübt, ohne durch das unmoralische, das sonst dem Diebstahl anklebt, verunreinigt zu werden. Dennoch scheint diese Uebung in der Feinheit beigetragen zu haben, daß sie auch unedlere Arten von List im Kriege, wie zum Beispiel Bestechungen, nicht für schimpflich hielten. Es ist sonst kaum zu erklären, wie eine so tapfere, sonst so edle, Nation sich solche kleine

Künste

Künste bald nach Lykurg hätte erlauben können *).

Ob es nun gleich, nach dieser Anordnung, kein Verbrechen war, zu stehlen: so war es doch dafür ein desto grösseres, sich ertappen zu lassen. Der tölpische Dieb wurde mit Hunger bestrafft, oder auf das unbarmherzigste, biß auf den Tod, gegeiselt. „Wie hängt das zu„sammen? möchte man fragen. Warum be„kam der Ertappte so gräuliche Schläge, „wenn das Stehlen erlaubt war? Weil„ antwortet Xenophon **), „alle Lehrer ihren „Schüler straffen, wenn er das schlecht macht, „was sie ihn lehren. So straffen denn auch „die Lacedämonier den über dem Stehlen Be„tretenen, nicht weil er gestohlen, sondern „weil er ungeschickt gestohlen hat.„

Diese Straffe des Diebstahls nicht standhaft zu ertragen, wäre die äuserste Schande gewesen. Auch gieng die Standhaftigkeit der Spartaner in Ertragung der Schmerzen biß ins unglaubliche. Um nicht des Diebstahls überwiesen zu werden, ließ sich ein Knabe von einem Fuchs ***), den er gestohlen hatte, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Tode beissen. Die Schläge, die sie für ihre entdeckten Diebstähle

*) Sie wandten sie schon im 2. Messenischen Kriege, zu Anfang des 34. Sec., an. Pausan. IV. c. 17.

**) l. cit. §. 9.

***) Vermuthlich hatte ihn ein Spartaner von der Jagd zu seinem Tische geschickt.

stähle erdulteten, ohne zu klagen, waren so grausam, daß sie häufig unter der Geisel starben.

Eine solche unmenschliche Geiselung wurde alle Jahre in dem Tempel der Diana Orthia vor dem Altare vorgenommen. Sie war so heftig, daß es nichts ungewöhnliches war, daß Knaben unter den Schlägen starben; starben, ohne eine Klage, einen Seufzer von sich hören zu lassen. Diesen erstaunlichen Heroismus brachte die Ehrbegierde hervor; denn es wurden diesen Märtyrern Statuen errichtet, und öffentlich aufgestellt *). Die Absicht, die Knaben gegen die Schmerzen abzuhärten, und sie zu gewöhnen, dem Leben einen rühmlichen Tod vorzuziehen, reicht bei weiten nicht hin, diese Grausamkeit zu rechtfertigen, oder nur verzeihlich zu machen. Nur dann wäre Lykurg zu entschuldigen, wenn er sie, wie griechische Schriftsteller erzählen, an die Stelle der Menschenopfer gesetzt hätte, die vor seiner Gesetzgebung der Diana Orthia gebracht wurden. Es läßt sich begreifen, daß er diese Unmenschlichkeit nicht ganz abschaffen konnte; und man kann nicht läugnen, daß die, welche er dafür einführte, doch geringer und seinem Volke vortheilhafter war. Es wird freilich immer zweifelhaft bleiben, ob diese Erklärung nicht bloß zur Entschuldigung Lykurgs ersonnen sei, dem man diese Grausamkeit, die seinem

*) Lucian. Anacharf. f. de Gymnaf. c. 38.

Plan so zuträglich war, sehr wohl zutrauen kann. Indessen muß man gestehen, daß sie ziemliche Wahrscheinlichkeit hat. Die Geiselung wurde unläugbar als eine gottesdienstliche Feierlichkeit getrieben: die nächsten Verwandten stunden um den Knaben her, und sprachen ihm Muth zu; und eine Priesterin hielt ihm ein kleines Bild der Göttin vor. Dieses mußte durch einen Aberglauben dazu dienen, die Schläge schwehrer zu machen. Denn die Priesterin versicherte, daß es, ob es gleich ganz leicht war, unerträglich schwehr würde, wenn die Schläge nicht hart genug ausfielen: und dieser grausame Aberglaube scheint allerdings zu bestättigen, daß die Spartaner die Meinung gehegt haben, ihre Diana Orthia fordre Menschenblut *).

Wie

*) Ueber ihre Benennung kann man die Note des Herrn Heyne zum 10. §. in dem angeführten Kapitel von Xenophon nachsehen. Diese Diana soll aus der Tauriſchen Halbinsel von Orest und Iphigenia nach Lacedämon gebracht worden sein. Pausan. in Lac. c. 16. Dort wurden ihr, nach der alten Sage allerdings Menschen geopfert. Iphigenia sollte ihr dort ihren Bruder Orest opfern. Nach Xenophon wurden die gegeiselt, die auf dem Diebstahle waren ertappt worden. Nach andern Schriftstellern wurden Jünglinge (über ihr Alter finde ich keine genaue Bestimmung) ohne Ursache an diesem Feste gegeiselt. Dieses letzte finde ich glaublicher. Die Stehlenden wurden wahrscheinlich auf der Stelle gezüchtigt.

Wie dem sei, so hatte doch die Geiselung immer den doppelten Vortheil für die Spartanische Jugend, daß sie für die, welche sie traf, eine Schule der Tapferkeit, in so fern sie in Abhärtung gegen körperliche Schmerzen besteht, wurde; und daß das Bestreben, durch Behutsamkeit und Feinheit ihr zu entgehen, dem Verstande der iungen Spartaner zu einer nicht geringen Uebung diente.

Ihr Verstand wurde indessen nicht bloß zu Schlauheit und Ränken, sondern auch zu ernstlichem Nachdenken geübt. Die Aufseher, so iung sie waren, legten ihren Untergebenen die wichtigsten Fragen vor. Sie mussten z. E. angeben, welches die Eigenschaften eines guten Bürgers seien; und es war eine Schande, über die Beantwortung einer solchen Frage in Verlegenheit zu kommen. Ihre Antworten mussten sie mit Gründen unterstützen: und beides so kurz und so kräftig als möglich zusammen drängen. War die Antwort schlecht, so wurde der Antwortende auf eine Art bestrafft, die ihm vielleicht dadurch, daß sie nur für Kinder schicklich war, seinen kindischen Unverstand desto fühlbarer machen sollte *).

Es erhellet von selbst, daß der Aufseher ein Jüngling von vorzüglichem Verstande sein musste, um seinen Knaben in Gegenwart erwach-

*) Der Aufseher biß ihm in den Daumen.

wachsener und alter Männer solche Fragen vorzulegen, ihre Antworten zu beurtheilen, und die schlechten zu bestraffen. An diesen Bestraffungen hinderte man ihn zwar nicht, wenn sie auch ungerecht waren; so bald aber seine Untergebenen sich entfernt hatten, so wurde er desto ernstlicher für seine Straffen gezüchtigt, wenn sie zu streng oder zu gelind gewesen waren.

Es war von diesen Männern und Greisen desto eher zu erwarten, daß sie die Knaben nicht würden ungerecht behandeln lassen, da immer viele von ihnen ein mehr als gemeines Interesse an einzelnen Knaben nahmen, das heist, da viele von ihnen Liebhaber einzelner Knaben waren. Denn es war etwas gewöhnliches, daß ein Knabe, der sich den Jünglingsjahren näherte, einen oder mehrere Liebhaber hatte, die nicht nur unter die Männer, sondern auch bereits unter die beiahrten Männer gehörten. Diese Liebe muß uns allerdings befremdlich vorkommen, und wir können sie kaum anders als lächerlich finden, wenn sie uns gleich nicht anstössig sein kann, da sie nicht im mindesten unrein, sondern so heilig als Eltern- und Geschwisterliebe war. Um den richtigen Begriff von ihr zu haben, muß man das heiße Temperament der griechischen Nation kennen, bei der iede Gemüthsbewegung zur Leidenschaft, und also Zuneigung zur Liebe wurde. Der Liebhaber des Knaben war nicht

bloß

bloß sein Freund, sein Gönner; er war gleichsam Eine Seele mit ihm. Die Gegenliebe des Knaben gehörte zu seinem Glücke; dafür war auch des Knaben Glück und Unglück, Mängel und Vollkommenheiten, die seinigen. Diese edelste Art der Knabenliebe hatte grossen Einfluß auf den Charakter der Knaben. Sie milderte ihre Sitten, die durch ihre ganze Erziehung zu rauh gebildet wurden; sie gab auch den Lehren des Liebhabers einen ganz andern Nachdruck, als die Schärfe den Lehren des Aufsehers geben konnte. Plutarch erzählt, daß die Wärme dieser gegenseitigen Liebe so weit gieng, daß man einst, um einen Knaben, der sich im Kampfe nicht standhaft genug betragen hatte, empfindlich zu straffen, seinen Liebhaber dafür züchtigte. Man würde den Spartanern Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß ihre Liebe, wiewohl sie nicht unrein war, doch auf körperliche Vorzüge, auf Schönheit, allein oder doch vorzüglich sich gegründet hätte. Die Eigenschaften des Geistes, die Verdienste, erwarben ihnen Liebhaber, oft bei auffallenden körperlichen Unvollkommenheiten. So hatte Agesilaus, ungeachtet er hinkte, seiner grossen Talente und Anlagen wegen, an Lysander, dem angesehensten unter der Nation, den eifrigsten Liebhaber *). Seine Geschichte lehrt uns zugleich, daß die jungen Geliebten nicht nur ihre

*) Plut. in Agesil. p. 596.

Liebhaber bei zunehmendem Alter behielten, sondern auch alle Freundschaftsdienste, die in ihrem Vermögen stunden, von ihnen erwarten durften; denn Agesilaus hatte es bloß seinem Lysander zu danken, daß er zum König von Sparta ernannt wurde.

Wenn sie die Jünglingsjahre erreichten, wo sonst die Aufsicht etwas nachsichtiger zu werden anfängt, nahm die, unter der sie gehalten wurden, an Strenge mehr zu als ab. „Lykurg wusste,„ sagt Xenophon*) „daß „gerade in diesen Jahren die Einbildung, „die man von sich hat, am höchsten ist, daß „der Uebermuth am stärksten sich einschleicht, „und der Hang nach Wohllust am heftigsten „zieht: deßwegen gab er ihnen gerade in diesem Zeitpunkt die meiste Arbeit, und ließ ihnen am wenigsten Zeit zum Müssiggang. „Wollte sich einer diesen Arbeiten entziehen, „so war seine bürgerliche Ehre verlohren: und „also sorgten nicht bloß die öffentlichen Aufseher, sondern auch die Verwandten und Liebhaber eines ieden dafür, daß die Jünglinge nicht aus Weichlichkeit sich öffentliche „Schande zuzogen.„

Unter den Arbeiten der Jünglinge nahmen die gymnastischen Uebungen eine vorzügliche Stelle ein. Sie übten sich nicht nur in der Stille auf ihren Uebungsplätzen in denselben, sondern sie hielten auch öffentliche Kampfspiele. Paus-

*) de rep. Lac. c. III.

Pausanias hat uns einige Nachrichten von solchen Kämpfen hinterlassen *), die sie auf einer Insel begiengen, die Platanistas genannt wurde, weil dichte Gänge von Ahornbäumen (Platanus) auf derselben waren. Die Anstalten dazu waren sehr feierlich. Die Jünglinge theilten sich in zwei Parteien, von denen sich die eine die Partei Lykurgs, die andre die Partei des Herkules nannte **), und zogen in der Nacht vor dem Kampfe in das Ephebeum, das, wie der Name mit sich bringt, für sie erbaut war, und das auserhalb der Stadt lag. Hier opferte iede Partei dem Mars einen iungen Hund. Jede hatte ein wildes Schwein bei sich, und diese beiden liessen sie mit einander kämpfen. Die Partei, der das siegende Schwein gehörte, betrachtete diesen Sieg als eine glückliche Vorbedeutung für den Ausgang des morgenden Kampfes. Noch looften sie in dieser Nacht über die Seite der Insel, die iede Partei einnehmen sollte, denn es führten zwei einander gegenüber liegende Brücken dahin. Ueber diese zogen sie dann den andern Tag, kurz vor dem Mittage, auf die Insel, und griffen einander an. Das Gefecht war hitzig, aber ohne Waffen; die Jünglinge waren nackend. Jeder packte seinen Mann so gut er konnte, er bekriegte ihn mit Händen und Füssen, biß ihn, zerkratzte ihm die Augen,

*) in Lac. c. 14. p. 242. f.

**) Lucian, Anacharsis s. de Gymnasiis.

warf ihn zu Boden. Auch vereinigten sie sich in Haufen zum Angriff und zur Vertheidigung. Keiner durfte um Gnade bitten, damit sie sich nicht gewöhnten, in Gefahren den Muth sinken zu lassen *). Es fand also kein Ueberwundener eher Sicherheit, als biß ihn sein Gegner in das Wasser gestossen hatte, das die Insel umfloß; denn hier durfte er ihn nicht weiter angreifen **). Dieses entschied dann den Sieg.

Die Subordination, die heutzutage im Kriege so pünktlich beobachtet, und als das einzige Mittel betrachtet wird, Ruhe, Ordnung, und Nachdruck in Unternehmungen bei Kriegesheeren zu erhalten, und die wir in der That als die einzige Schutzwehre verehren dürfen, die, bei unsern ungeheuern stehenden Armeen, uns und die Regenten vor der Erneuerung der schrecklichen Schauspiele sichern, die der zügellose Römische Soldat in der Residenz und in den Provinzen aufführte, diese Subordination wurde in Lykurgs Republik auf das strengste beobachtet, nicht bloß im Kriege, sondern auch im Frieden, nicht bloß gegen Vorgesetzte, sondern überhaupt gegen Angesehene. Es war bei ihm der erste Grundsatz: Wer gut sollte befehlen können, der müsse zuerst gelernt haben, zu gehorchen. Da indessen diese Subordination nicht sklavisch sein sollte,

sons

*) Plut. Lac. apophth. p. 228.
**) Luc. l. c.

sondern so, wie sie einem Republikaner ziemte: so wurde sie nicht durch den Stock oder die Geisel erzwungen, sondern in die Erziehung eingewebt. Schon in den Erziehungsanstalten, die wir bißher durchgegangen haben, war Kindern, Knaben, und Jünglingen, Gehorsam gegen ihre Vorgesetzten, und Ehrerbietung gegen die Männer, die alle die Aufsicht über sie führten, eingeschärft worden; und ie mehr sie selbst dem männlichen Alter sich näherten, desto mehr wurden sie zu dieser Ehrerbietung angehalten. Um sie desto sichrer daran zu gewöhnen, um die der Jugend so natürliche Aufgeblasenheit, Selbstgefälligkeit, und Uebermüthigkeit desto gewisser zu unterdrücken, forderte man von ihnen in ihrem ganzen Betragen die äuserste Sittsamkeit. „Sie musſten„ sagt Xenophon *) „auf der Strasse die Hände in „ihren Mänteln haben; stille ihren Weg ge„hen, nicht um sich blicken, sondern gerade „vor sich hin sehen. Dies wurde so pünktlich „befolgt, daß man so wenig einen Laut von „ihnen hörte, so wenig zum Herumgaffen sie „bringen konnte, als steinerne oder eherne „Bildsäulen, daß in ihrem ganzen Benehmen eine mehr als iungfräuliche Schaamhaftigkeit herrschte.„

Und nun, ihr Modepädagogen, mit dem Grundsatze, man müsse den Jüngling seine Kraft fühlen und üben lassen, die ihr eine sol-

*) de rep. Lac. c. III.

che Erziehung als unverantwortlichen Zwang, als Erstickung seiner Kräfte, als Sklavenzucht, belacht oder beseufzt oder verwünschet, die ihr eure Zöglinge, durch die ungebundene Freiheit, zu der ihr sie auffordert weil die Natur ihnen Hang dazu giebt, übermüthig, eitel, naseweis, selbst- und herrschsüchtig, alles Zwanges undultsam, in alle bürgerlichen Verhältnisse ungefügig, alles mühsamen Fleisses, aller anhaltenden Anstrengung unfähig macht, und euch zu eurer Aufklärung, zu eurer Wiederherstellung der Naturrechte, mit Hohnlächeln über die alten Orbile, Glück wünschet— nun ihr Pädagogen, wie gefällt euch diese Pädagogik des alten Lykurg? Was prophezeiht ihr für Folgen für den Geist der Nation, was für Männer glaubt ihr, daß aus diesen Puppen gezogen worden seien, wenn ihr, wie es vielleicht bei manchem von euch der Fall ist, von der Geschichte dieser Republikaner, dieser edelsten Kämpfer für die Freiheit, deren Priester ihr sein wollt, wenig oder keine Kenntniß habt? Und wenn ihr sie habt, wenn ihr die grossen Männer kennet, die aus dieser Schule hervorgegangen sind; wenn ihr beobachtet habt, daß selbst dieser ihnen zur Natur gemachte Zwang, doch bei vielen die Leidenschaften, die ihr von Jugend auf begünstigt und reizet, nicht hat ausrotten können, daß doch diese viele durch diese Leidenschaften sich und dem Staat geschadet haben: was sagt ihr dann

dann zur Rechtfertigung eures Verfahrens, eurer Maximen? Könnt ihr euch auf Gegenerfahrungen beruffen?

Wenn diese so erzogenen Jünglinge das männliche Alter erreichten *): so schritten sie zur Ehe. Der Staat sorgte auf alle ersinnliche Art dafür, daß so wenige als möglich diesen Schritt unterliessen. Er setzte nicht nur eigne, sehr abschreckende Straffen für die Hagestolzen fest, sondern er trug auch Sorge, die Jünglinge durch die Reize des andern Geschlechts biß zur lebhaftesten Begierde zu entflammen.

Wir kommen hier auf den Punkt, in welchem Lykurgs Anstalten von unsern Grundsätzen am weitesten abweichen, von den Geboten der Sittenlehre am meisten sich zu entfernen und das moralische Gefühl am stärksten zu beleidigen scheinen. Auch ist er über nichts allgemeiner getadelt worden, als über die Erziehung, die er dem weiblichen Geschlechte gab.

Sein Grundsatz war, daß die Frauen keine starken und muthigen Kinder zur Welt bringen könnten, wenn sie selbst weichlich und schwächlich wären. Er setzte also fest, sie müssten männlich erzogen werden. Demnach erzog er sie vollkommen, wie die Knaben; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht, wie diese, rottenweise, sondern iede besonders in dem

*) Sie wurden dann σΦαιρεις genannt.

Hause ihrer Eltern, erzogen wurde. Diese Verschiedenheit abgerechnet, war ihre Erziehung durchaus die nehmliche. Sie wurden, wie die Knaben, in allen gymnastischen Spielen geübt. Sie lernten in die Wette laufen, ringen, den Diskus werfen, Wurfspiesse führen, alles in der Absicht, dauerhafte und starke Körper zu bekommen. So weit waren Lykurgs Anordnungen für ihre Erziehung wohl ungewöhnlich, aber nicht empörend.

Allein das ist desto befremdlicher, daß sie diese Uebungen nicht nur, so wie die Knaben, unbekleidet, sondern auch vor und mit unbekleideten Knaben und Jünglingen unbekleidet vornahmen. Schon untereinander selbst solche heftige Uebungen nackend vorzunehmen, war der liebenswürdigsten weiblichen Eigenschaft, der Schaamhaftigkeit, nachtheilig; aber sie zugleich mit nackenden Jünglingen vorzunehmen, reutete nicht nur diese schönste Blume im Kranze weiblicher Tugenden gänzlich aus, sondern erzeugte dagegen nothwendig die allerwiderwärtigste Schaamlosigkeit.

Man kann diese Anstalt Lykurgs unmöglich anders betrachten, als für ein grobes Verbrechen gegen die Menschheit, als für einen unverantwortlichen Umsturz ihrer Anstalten zur Glückseeligkeit des Menschen. Das feinste sinnliche Vergnügen, dessen der Mensch fähig ist, das so viel geistige Vollkommenheiten in ihm entwickelt, die Rauhigkeit und Wildheit

der

der Sitten und des Charakters so wohlthätig mildert, so viel dazu beiträgt, den Menschen menschlich zu machen, wurde dadurch mit der Wurzel ausgerottet.

Nicht zur Rechtfertigung, nicht einmal zur Entschuldigung, sondern bloß diese ungeheuren Anordnungen begreiflich zu machen, dient der Nutzen, den Lykurg durch dieselben für den Staat zu erreichen suchte. Seine Spartaner sollten starke, tapfere Männer werden; zu dem Ende glaubte er seine Spartanerinnen zu männlichen Weibern machen zu müssen. Er ließ sie daher gewaltsame Leibesübungen treiben; er nahm ihnen daher bei denselben alle Bekleidung, gerade so und aus den nehmlichen Gründen, wie den Jünglingen. Sein Volk sollte aber auch zahlreich werden; die Jünglinge sollten, so bald die Natur ihnen die Kräfte dazu gab, Kinder zeugen, die ihren Vätern ähnlich wären. Deßwegen brachte er die Mädchen in ihre Gesellschaft, in einer Gestalt, die ihre Begierden am meisten in Bewegung bringen musste *). Aus dem nehmlichen Grunde erlaubte

*) Es gehörte deßwegen unter die Beschimpfungen, die denen, welche aus einer Schlacht geflohen waren (τρεσαντες), angethan wurden, (sie musten in lumpichten Kleidern, und mit halb beschornem halb unbeschornem Barte, einhergehen, von iedem, dem es einfiel, Schläge erdulten, wurden zu keinen Aemtern gelassen) es gehörte darunter auch die Straffe, daß niemand ihnen ohne die äuserste Schande seine Tochter zur Frau geben durfte, Plut. in Agesil. p. 612.

laubte er den Mädchen nicht einmal auser ie-nen gymnischen Spielen eine solche Bekleidung, wie die Schaamhaftigkeit sie forderte *). Diese Absicht ist schon deßwegen unverkenntlich, weil alle diese Unsittlichkeiten mit der Verhei-rathung ein Ende hatten, nach welcher sie kei-nes Mannes Augen mehr reizen sollten. Es erhellet hieraus, wie grundlos es sei, was man zur Beschönigung ihrer Tracht und ihrer Spiele anzuführen pflegt, daß nehmlich die Jungfrauen mit der allgemeinen Ehrbarkeit be-kleidet gewesen seien, und daß die Gewohnheit die Spartaner gegen diesen Anblick unempfind-lich gemacht habe. Diese Unempfindlichkeit wäre ganz wider die Absichten Lykurgs gewesen: und die allgemeine Ehrbarkeit konnte wohl unehrbare Handlungen hindern, aber die Au-gen konnte sie nicht blind machen; den Aus-bruch der Begierden konnte sie zurückhalten, nicht aber die Begierden ausrotten.

Etwas mehr zur Entschuldigung Lykurgs dient die Geringschätzung der weiblichen Schaamhaftigkeit, die, lange nach ihm, gepries-sene Weisen so nachdrücklich als er geäusert haben. Plato läsft den Sokrates **) eine ähnliche Anstalt, als zur Gründung eines vollkommenen Staats nöthig, empfehlen. Er läsft sie von ihm sogar noch viel weiter trei-

ben.

*) Ihre Kleidung zog ihnen von ganz Griechenland die unrühmliche Benennung, Φαινομηριδες, zu.

**) im 5. B. seiner Republik.

ben. Denn bei Lykurg zielte sie doch auf eine ordentliche Ehe ab; bei Sokrates hingegen auf einen vermischten Beischlaf, der, so sehr er an ihm künstelt, doch wenig mehr als thierische Befriedigung des gröbsten Instinkts bleibt.

Der Eindruck, den die Reize der Spartanerinnen auf die Jünglinge machten, bewirkte, daß sie einen Ruhm darein setzten, ihren Beifall zu erhalten, und es für eine grosse Schande hielten, Verweise von ihnen zu bekommen, oder von ihnen ausgelacht zu werden. Da nun die Mädchen eben so erzogen waren, wie die Knaben, so war es natürlich, daß die Tapferkeit ihr Lob sich erwarb, und Feigheit ihren Spott sich zuzog. So trug also auch die Begierde zu gefallen, nicht wenig dazu bei, den Jünglingen den Geist der Tapferkeit einzuflössen, den Lykurg in ihnen zu erregen suchte.

Lykurg war nicht damit zufrieden, durch die Reize der Mädchen das Verlangen nach der Ehe entzündet zu haben; er brauchte sie auch, diejenigen zu bestraffen, die kein solches Verlangen äuserten. Sie durften nehmlich keine Kampfspiele zwischen Knaben und Mädchen mit ansehen. Da aber diese Straffe für die, welche bei diesen Kampfspielen doch kalt geblieben waren, nicht sonderlich hart war: so fügte er ihr weit empfindlichere bei. Die Hagestolzen mussten an gewissen Tagen im Winter nackend um den Markt herumziehen, und Lieder singen, die schimpfliche Vorwürfe für sie, und

das

das Bekenntniß enthielten, daß sie diese öffentliche Beschimpfung wohl verdient hätten. Ueber das waren sie mancherlei Beschimpfungen von den Weibern ausgesetzt, die sie an Festen um den Altar herumschleppten, und in das Gesicht schlugen *). Auch waren sie von den Ehrenbezeugungen ausgeschlossen, die dem Alter in Sparta erwiesen wurden. So stund ein Jüngling vor einem angesehenen Feldherrn, Dercyllidas, nicht auf, und sagte zu ihm: „Du hast auch keinen gezeugt, der einst vor „mir aufstünde.„ Doch lehrt uns der Umstand, daß einem Hagestolzen die Anführung eines Heeres anvertraut wurde, daß die Hagestolzen, wenigstens in spätern Zeiten, ihr Verbrechen durch Tapferkeit und Verdienste einigermassen wieder gut machen konnten.

Die Verheirathung selbst wurde auf eine sehr sonderbare Weise vollzogen. Die mannbaren Jünglinge raubten ihre Weiber, und zwar, wenn dem Hermipp beim Athenäus **) zu trauen ist, auf folgende Weise: Die zum Heirathen tüchtig erfundenen Jünglinge und Mädchen wurden in ein finsteres Gemach zusammen gesperrt. Jeder Jüngling ergriff ein Mädchen, und führte sie mit sich nach Hause. Wenn diese Nachricht gegründet ist: so scheint es, Lykurg habe dadurch verhindern wollen, daß nicht Leidenschaft gegen Eine Schöne sich des

*) nach Klearch beim Athenäus, l. XV. c. 1.

**) am ang. O.

des Herzens eines oder mehrerer Jünglinge bemächtigte, sie dadurch weichlich machte, und Eifersucht mit ihren schädlichen Folgen erzeugte.

Dazu bestimmte Frauen empfiengen iede Neuverehlichte, beschoren ihr das Haupt, kleideten sie in männliche Tracht, und verliessen sie in einem finstern Zimmer. Indessen gieng der iunge Ehemann, wie sonst, zu seiner Tischgesellschaft, speiste da mit der gewöhnlichen Mässigkeit, und schlich sich dann so heimlich, als er konnte, zu seinem Weibe. Zu Nacht schlief er wieder bei der Rotte, zu der er gehörte. So setzte er seine Besuche von Zeit zu Zeit fort, und Mann und Frau bedienten sich aller möglichen Vorsicht, um bei diesen verstohlenen Besuchen nicht ertappt zu werden. Diese Heimlichkeit hörte auch so bald nicht auf: manche hatten bereits Kinder mit einander erzeugt, ehe sie als Mann und Frau beisammen wohnen konnten. Hieraus läsft sich schliessen, daß in Sparta das männliche Alter von dem mannbaren unterschieden werden sei. Die Jünglinge heiratheten, so bald sie in dieses traten; aber sie wurden als Männer behandelt, erst, wenn sie ienes erreicht hatten. Dieß bestärkt die Vermuthung, daß die Jünglinge schon mit dem 21sten Jahre Sphäreis wurden; Männer mögen sie erst mit dem 30sten Jahre geworden sein.

Plutarch

Plutarch giebt von dieser befremdlichen Heimlichkeit bei geschlossenen Ehen sehr gute Gründe an. „Diese heimlichen Zusammenkünfte„ sagt er *) „sollten nicht nur eine „Uebung der Enthaltsamkeit und Beherrschung „ihrer Leidenschaften für die iungen Spartaner „sein; sondern sie sollte auch bewirken, daß sie „nicht durch Uebermaaß im Genuß ihre Kräfte „schwächten, und ihrer Frauen durch Uebersättigung zubald überdrüssig würden; daß „Mann und Frau sich immer neu blieben, „immer frischen Stoff zur Liebe und Begierde „in sich fänden.„

Allein auch in der Ehe gab er nicht zu, daß die besondre Liebe der Eheleute zu weit gienge; auch hier mussten Mann und Frau sich als ein Eigenthum des Staats betrachten. Wenn daher ein alter Mann, von dem nicht zu hoffen war, daß er noch Kinder zeugen würde, eine iunge Frau geheirathet hatte: so musste er ihr einen iungen Mann, den er sich auswählen konnte, zuführen, und die Kinder, die von diesem kamen, für die seinigen erziehen. Und ein Mann, dem die Frau eines andern gefiel, hatte das Recht von diesem zu verlangen, daß er ihn ein Kind mit ihr zeugen liesse. Man sieht wohl, wie streng Lykurg es darauf antrug, den öffentlichen Geist bei seinem Volk biß dahin zu erheben, daß keiner für sich, alle für den Staat zu leben glaubten. Plutarch

*) p. 48.

tarch ist sehr weitläufig, die übrige Weißheit in dieser Anordnung zu entwickeln. Er findet es thöricht, daß man Pferde und Hunde nur mit den besten ihrer Gattung zukommen lässt, und dagegen dem krüpelhaftesten Mann erlauben will, mit seiner Frau Kinder zu zeugen, bloß weil er ihr Mann ist. Auf uns können diese Gründe wenig Eindruck machen. Lykurgs Anstalt untergrub das Glück der Ehen, die eheliche Zärtlichkeit; und wir dürfen keinen Anstand nehmen, sie deßwegen, als eine Verletzung der Menschheitsrechte, zu verwerfen.

Zwar mochte sie viel dazu beitragen, daß lange Zeit in Sparta der Ehebruch etwas unerhörtes war. Die Spartaner hielten ihn für etwas ganz unmögliches. „Bei uns giebt es „keinen Ehebrecher„ sagte ein Spartaner zu einem Fremden, der ihn gefragt hatte, wie der Ehebruch in Sparta bestrafft würde. „Wenn es „aber denn doch einen gäbe?„ fragte der Fremde weiter. „Dann müsste er einen Ochsen zur „Straffe geben, der so groß wäre, daß er „über den Berg Taygetus herüber sich bücken „und aus dem Eurotas trinken könnte.„ — „Wie sollte es einen so grossen Ochsen geben „können?„ — „Wie sollte es in Sparta „einen Ehebrecher geben können?„

Allein in der Folge wurden die Sitten der Spartanerinnen so ausgelassen, daß es klar wird, daß Lykurg wohl seine Anstalten mit ih-

nen gut berechnet hatte, wenn alle seine Gesetze beobachtet wurden; daß er aber nicht bedacht hatte, wie verderblich sie werden mussten, wenn einmal Eines von seinen übrigen Grundgesetzen übertreten wurde.

Wenn nun der Spartaner von der Kindheit durch das Alter der Jugend und Mannbarkeit biß zu dem männlichen fortgeschritten war, so war er von der besondern Aufsicht frei, unter der er biß dahin gestanden war, und übernahm nun selbst die Aufsicht über die, welche noch auf ienen niedrigern Stuffen stunden. Diese Aufsicht war, auser den Aemtern, die ihm der Staat auftrug, sein Hauptgeschäfte, und sie diente zugleich, ihn auf das engste an den Staat zu fesseln.

In Lykurgs Republik war die Triebfeder, welche in allen andern Staaten zur Bestimmung der Lebensart der Bürger am stärksten wirkt, das Bestreben, Geld zu verdienen, gänzlich kraftlos. Wozu hatte der Spartaner, den der Staat ernährte, Geld nöthig? Wozu sollte er es anwenden? So viel, als er zur Bezahlung seiner Bedürfnisse und seiner wenigen Bequemlichkeiten brauchte, hatte er, so lange Lykurgs Anordnungen genau beobachtet wurden, immer. Es blieb also nichts übrig, was ihn zur Wahl einer Kunst, eines Handwerks, oder einer ähnlichen Beschäftigung treiben konnte, als die Noth oder eine besondre Neigung. Keinem von beiden ließ

Lykurg

Lykurg diese Gewalt. Schon durch die Erziehung verhinderte er, daß keine Neigung zu einer solchen Beschäftigung aufkeimen konnte; und über das erklärte er alle sitzenden Handarbeiten *) für schimpflich. Da aber doch dergleichen Arbeiten nothwendig waren, so übergab er sie Freigelassenen, die zwar frei, aber keine Bürger waren: bei diesen erbte iedes Handwerk vom Vater auf den Sohn fort, wie bei den Aegyptiern **).

Noch blieb etwas übrig, welches Neigung zu solchen Arbeiten erzeugen konnte, die natürliche Thätigkeit, das Beschwehrliche des Müssiggangs. Auch für das sorgte er. Der Spartaner war, wenn ihm auch weder Krieg noch Staatsbedienungen zu schaffen machten, den ganzen Tag angenehm beschäftigt. Er be-

*) Βαναυσια, χειροτεχνια.

**) Ich finde nirgends bestimmt angegeben, wer in Sparta Handwerke getrieben habe. Daß sie erblich waren, sagt Herodot, 6, B. 60. K. Daß sie den Bürgern verboten waren, sagen Plutarch und Xenophon ausdrücklich (Plut. Lyc. p. 54. Lac. Init. t. 2. p. 239. Xen. de rep. Lac. c. 7.) Hierauf gründe ich die Vermuthung, daß Freigelassene sie trieben, und zwar vornehmlich diejenige Klasse, die Μοθακες hiesen. Denn diese wurden von andern Knechten unterschieden; sie wurden mit den Kindern der Bürger erzogen, und konnten durch Verdienste das Bürgerrecht erlangen. Die angesehensten Lacedämonier, Kallikratides, Gylipp, und Lysander, sollen solche Mothakes gewesen sein. Aelian. var. hist. 12, 43. Man vergleiche Athen. 6, 20. und die Anmerkungen des Casaubonus darüber.

durfte dazu nicht einmal des Marktes, der so vielen Reiz für die übrigen müssigen Griechen, besonders für die Athenienser hatte, die dort ihre Zeit zu vergaffen und zu verplaudern pflegten. Der Spartaner verbrachte seine meiste Zeit bei den Kindern und Jünglingen, sahe ihren Uebungen zu, bemerkte ihre Geschicklichkeiten und ihr Betragen, gab ihnen Unterricht, Lobsprüche, Verweise, Aufmunterung. Er nahm Antheil an ihren Fortschritten, sie waren ia alle, Kinder seines Vaterlandes, einige waren seine eignen, noch andre hatten ihm besondre zärtliche Zuneigung eingeflößt. Wollte er des Umgangs mit seines gleichen geniessen: so fand er diese an dazu bestimmten Versammlungsörtern *). Da in diesen Gesellschaften, von kleinen häuslichen Angelegenheiten, von Gewinn und Verlust nicht geredet werden konnte: so waren immer allgemein interessante Dinge die Gegenstände der Unterhaltung. Man sprach von öffentlichen Angelegenheiten, von Personen, die sich durch Verdienste auszeichneten, man sprach auch von Personen aus der Gesellschaft, von ihren Vorzügen, von ihren Fehlern, scherzte über diese mit Spartanischem Witze, der scharf und treffend, aber doch gemässigt war, und weder in Beleidigung noch Posse ausartete. Auser diesem verschafften den Spartanern die öffentlichen Feste, häus-

liche

*) Sie hiesen Leschen, und mögen bedeckte Gänge gewesen sein.

liche Feste, die Jagd Vergnügen und Unterhaltung genug: und schon ihre täglichen Tischgesellschaften mussten höchst anziehend für sie sein.

Diese Anordnungen Lykurgs nun machen die Grundlage aus, auf der die Glückseeligkeit seines Sparta ruhen sollte. Ihre Festigkeit macht diese Grundlage merkwürdig. Sparta blieb unerschüttert, so lange sie nicht zerrüttet wurde. Da sie aber so gelegt war, daß man keinen Stein herausnehmen konnte, ohne daß die andern nachrollen mussten: so ist es nicht zu verwundern, daß Sparta zusammenfiel, als Gold, und durch dasselbe Luxus und Weichlichkeit, seine Grundfeste untergruben.

Was machte denn also eigentlich diese Grundfeste aus? — Es ist nun leicht, diese Frage zu beantworten, wenn wir nur mit mittelmässiger Aufmerksamkeit Lykurgs Anstalten durchforschen, um in ihren Geist einzudringen.

Seine Hauptabsicht war, seine Gesetze mit der Denkungsart seiner Bürger auf das innigste zu verweben; daher war die Erziehung der Spartaner das, wofür er in seiner Gesetzgebung am meisten sorgte. Diese Maxime allein verdient ihm schon den Ehrennamen des Weisen. Sie erhebt ihn unendlich über die gekrönten Halbweisen, die mit dem menschlichen Herzen unbekannt genug sind, zu glauben, daß es zur Befolgung ihrer Gesetze hinlänglich sei, auf ihre

Uebertretung grausame Straffen zu setzen, die sie mit unverantwortlicher Tyrannei nach Willkühr schärfen, und bei denen sie im Ausfinnen immer neuer Unmenschlichkeiten einen Ruhm suchen. Keine Straffen in der Welt wären im Stande gewesen, den Gesetzen von der Gleichheit der Güter, von der Verachtung der Reichthümer, von der Verbannung alles Luxus und aller Schlemmerei, so lange allgemeinen Gehorsam zu verschaffen, wenn nicht die Spartaner schon von ihrer Kindheit an gegen das, was die Gesetze verboten, wären unempfindlich gemacht worden.

Ihre Erziehung machte sie über das stark vom Körper, und kriegerisch vom Geiste. Sie musten tapfere Streiter werden. Es gehörte in Sparta ein weit ungewöhnlicherer Zusammenfluß von Umständen dazu, wenn Einer feig werden sollte, als bei uns erfordert wird, Einen Helden hervorzubringen. Was die natürliche Tapferkeit im Menschen sonst am stärksten niederdrückt, der Widerwille gegen die Unterwürfigkeit, die der Dienst erfordert, der Abscheu gegen die Mühseeligkeiten in dem Leben des Kriegers, die Furcht vor Wunden und Tod, alles das war von dem Spartaner schon weggewälzt, ehe er noch das Alter erreicht hatte, in dem er dem Vaterlande als Soldat dienen konnte.

Das wichtigste aber, was die Spartanische Erziehung dem Staate verschaffte, war

der

der öffentliche Geist, den sie iedem Bürger und ieder Bürgerin einhauchte. Keine Nation ist ihnen hierin gleichgekommen, weder unter den alten die Römer, noch unter den neuen die Engländer. Auch hatten die Spartaner nicht nur eben solche Beweggründe dazu, wie diese, den gemeinschäftlichen Antheil an der Regierung, das Gefühl, daß sie nirgends so glücklich leben könnten, als in ihrem Vaterlande; sondern diese Gründe waren auch nicht durch so manches Nebeninteresse geschwächt, welches verursachte, daß dieser öffentliche Geist in dem Engländer und Römer in bürgerliche Zänkereien ausartete, und bei ienen nur dann und wann, oft in unreine Flammen, auflodert, bei diesen aber zulezt ganz verlosch.

Bei den Spartanern waren alle Neigungen und Leidenschaften, über die sonst die Menschen die Sorge für den Staat vergessen, gänzlich stumpf gemacht. Ihre Seele war, wie das Eisen bei ihren Münzen, auser dem Gebrauch des Staats, zu allem andern unbrauchbar. Liebe zu einem ruhigen, der Aufklärung des Geistes, der Weißheit und den Wissenschaften gewidmeten Leben, ließ ihre rauhe, von aller Art von Gelehrsamkeit entfernende Erziehung nicht empor kommen. Kein Eigennuz, von welcher Art er sein mochte, konnte sie verführen, die Sorge für den Staat, der Sorge für sich nachzusezen. Nicht einmal der gewaltigste Trieb, die Liebe,

hatte Stärke genug, eine Person dem Spartaner angelegener zu machen, als das Ganze. Ihr geistiger Theil wurde durch den ungehinderten Anblick so verschiedener Reize dem körperlichen untergeordnet; und dieser war wenig mächtig, da er ungehindert befriedigt wurde. Der Spartaner liebte das schöne Geschlecht, nicht einzelne Schönen: und fühlte er ia geheime Wünsche für eine, so hatte der Staat dafür gesorgt, sie zu befriedigen, ehe sie Leidenschaft werden konnten. Keine häusliche Glückseeligkeit konnte ihn gleichgültig gegen das Wohl des Staats machen; denn er kannte keine. Seine Gattin hatte er nicht gewählt; iede andre in dem Haufen, aus dem er die seinige raubte, wäre ihm eben so recht zur Frau gewesen. Auch nachher konnte sie ihn durch den stärksten weiblicher Reize, durch sanfte, sittsame Zärtlichkeit nicht an sich ziehen; denn ihre Erziehung hatte diesen Reiz gänzlich aus ihrer Seele verwischt: sie war so rauh als er, hieng so innig an dem Vaterlande als er. Nicht einmal die elterliche Liebe konnte bei ihm und ihr stärker werden, als die Liebe zum Vaterland. Mit der Geburt übergaben Vater und Mutter ihre Kinder dem Staat, und erwarteten erst von diesem den Auftrag, sie für ihn zu erziehen. Sie zogen sie sieben Jahre nach seinen Vorschriften; dann übergaben sie ihm dieselben gänzlich, und es war sehr möglich, daß fremde Kinder ihre Liebe in höherm

Grade

Grade als ihre eignen, sich erwarben, wenn sie bessre Bürger zu werden versprachen. Daher wird es begreiflich, wie die Spartanerinnen das mütterliche Gefühl so ganz verläugnen, für den rühmlichen Tod ihrer Kinder den Göttern so herzlich danken, einen Sohn, der durch die Flucht sich gerettet hatte, so ernstlich verabscheuen konnten. Es musste wohl öffentlicher Geist alle Bürger von Sparta beseelen, da kein besondrer vorhanden war, der sie hätte beleben können.

Lykurg rechnete auch so viel auf diesen durch die Erziehung hervorgebrachten Geist, daß er seine Gesetze nicht einmal niederschrieb. „Er „glaubte,„ sagt Plutarch „daß das, was für „Bürgertugend und Staatsglückseeligkeit das „grösste und wesentlichste sei, unerschüttert „bliebe, und bei iedem zur festesten Maxime „werden müsste, wenn es durch die Erziehung „in dem Charakter des Bürgers eingegraben „wäre. Unbedeutende, das Vermögen be„treffende Dinge aber, die sich mit den Um„ständen änderten, sei es besser, nicht an ge„schriebene Gesetze, nicht an eine unabänder„liche Norm zu binden, sondern den in ienem „Geiste erzogenen Bürgern, die Freiheit zu „lassen, daran zu ändern, dazu und davon „zu thun, wie es die Zeit erforderte.„ Ein Grundsatz, der sich nur in Sparta rechtfertigen lässt, wo die Dinge, die das Vermögen betrafen, wirklich ziemlich gleichgültig für die

Bürger waren; der aber doch auch dort gefährlich wurde, so bald das Erziehungssystem minder genau befolgt ward. Und in der That scheint die Ungleichheit der Güter, welche nachher, hauptsächlich durch die Aussteuer der Mädchen, und ihre nicht mehr dem Zufall, sondern der Wahl übergebene Verheirathung, entstund, vornehmlich dem Mangel schriftlicher Gesetze hierüber zuzurechnen zu sein. Diesem Grundsatze gemäß, hinterließ er nur drei Rhetren oder schriftliche Gesetze, von denen das erste das Gebot enthielt, kein schriftliches Gesetz zu verfassen. Das zweite, welches oben schon angeführt worden ist, befahl, nichts als Axt und Säge zu Thüren und Giebeln zu brauchen; und das dritte verbot, Einen Feind oft zu bekriegen, weil er durch öftre Kriege den Spartanern die Kunst zu kriegen ablernen dürfte. Warum er gerade diese zwei letzten des Aufzeichnens vor allen andern würdig fand, läßt sich nicht bestimmen. Vielleicht hatte er sie früher verfasst, als das erstere; und sich also erst später von der Nothwendigkeit keine schriftlichen Gesetze zu haben, oder von der Möglichkeit ihrer zu entbehren, überzeugt.

Seine Sorgfalt, den Spartanern die Gesinnungen, die er ihnen einflösste, immer gegenwärtig zu erhalten, erstreckte sich auf alles. Er umschanzte sie gleichsam mit aufmunternden Beispielen. Wo sie hinblickten, fielen ihnen Ehrenbezeugungen in die Augen, die den wür-

digen Bürgern bei ihrem Leben und noch nach dem Tode erwiesen wurden. Er ließ aus diesem Grunde die Toden nicht auser der Stadt begraben, wie in andern griechischen Städten, sondern in Sparta selbst. Die Spartaner sollten dadurch mit dem Tode vertrauter werden; einen Verstorbenen nicht als einen Leichnam, an dem sie sich verunreinigen würden, sondern als einen abgeschiedenen, zur Ruhe gekommenen Freund betrachten. Er gestattete indessen keine unnütze verschwenderische Pracht bei den Leichen; ließ dem Toden nichts in das Grab mitgeben, als ein rothes Gewand und Oelzweige. Die Trauer dauerte eilf Tage, am zwölften opferten die Hinterbliebenen der Ceres, und endigten sie damit. Der Name des Verstorbenen durfte nicht auf sein Grab gesetzt werden, wenn es nicht ein Mann, der im Kriege einen rühmlichen Tod gefunden, oder eine Frau war, die sich durch unsträfliche Sitten ausgezeichnet hatte. Das musste den Spartanern und Spartanerinnen ein neuer Sporn sein, sich durch Tugend und Verdienste auch nach dem Tode noch ein ehrenvolles Andenken unter ihren Bürgern zu erwerben, das täglich neu wurde, weil sie ihre Denkmale täglich vor Augen hatten. In dieser Rücksicht gebührt der Anordnung Lykurgs über die Begräbnisse gewiß das Lob der Weißheit; wiewohl nicht zu läugnen ist, daß sie auf der andern Seite wegen der nachtheiligen Folge, die die Nähe der

Leich-

Leichname für die Lebenden haben musste, Tadel verdiene. Nur muß man bedenken, daß die Griechen von dieser sehr wichtigen Gesundheitsvorsorge noch nichts wusten. Man würde sich sehr irren, wenn man ihr die Sorgfalt der übrigen Griechen, die Toden von sich zu entfernen, zuschriebe: diese Sorgfalt entsprang bei ihnen aus Aberglauben, der in nichts anderm, als ihrer Furcht und ihrem Abscheu vor dem Tode, seinen Grund hatte.

Lykurg selbst starb nicht in Sparta: und die Ursache, um deren willen er nicht in Sparta sterben wollte, krönt seine übrigen Bemühungen für das Wohl dieses Staates. Er wollte den Lacedämoniern die unverbrüchliche Beobachtung seiner Gesetze noch zur Religionspflicht machen. Er versammelte sie also alle; legte ihnen seine Gesetze noch einmal vor, und zeigte ihnen, daß sie für das Wohl ihres Vaterlandes zweckmäßig seien. Eine Hauptsache aber sei noch zurück, über die er das Orakel des Apollo zu Delphi befragen müsse. Sie sollten ihm also, ehe er abreiste, schwören, daß sie seine Gesetze getreu befolgen wollten, biß er zurück käme. Alle waren willig dazu. Er nahm den Eid den Königen, dem Senat, und dem Volke ab: und reiste dann nach Delphi. Sein Sohn Antinous *) und einige Freunde begleiteten ihn. Er opferte dem Gott, und fragte ihn, ob seine Gesetze

*) Pausanias nennt ihn Eukosmus. l. III. c. 16.

setze so beschaffen wären, daß durch sie die Glückseeligkeit und die Tugend seines Volkes erzielt würde. Das Orakel antwortete, sie seien gut, und würden der Stadt Ruhm bringen, so lange sie dieselben befolgte. Diese Antwort schickte er nach Sparta: brachte dann dem Gotte noch ein Opfer; küsste seinen Sohn und seine Freunde, und enthielt sich von diesem Augenblicke an aller Speise. So starb er in Delphi, um nicht durch seine Zurückkunft seine Bürger von ihrem Eide loszumachen. Er starb in einem Alter, das, nach Plutarchs Anmerkung, für ein längeres Leben nicht zu groß, und für einen freiwilligen Tod nicht zu gering war.

Ueber die Freiwilligkeit seines Todes sind alle alte Schriftsteller einverstanden; über den Ort aber sind einige andrer Meinung. Einige erzählen, Lykurg sei in Kreta gestorben; sein Leichnam sei verbrannt, und die Asche von seinen Freunden in das Meer gestreut worden. Er habe das selbst von ihnen verlangt, damit nicht etwa die Lacedämonier ihres Eides sich entbunden glauben möchten, wenn seine Ueberbleibsel zu ihnen gebracht würden *).

Nach der Erzählung andrer kamen diese wirklich nach Sparta, und es wurde ihm da ein Grabmal errichtet. Ein Blitz schlug in das-

*) S. Plutarch am Ende seiner Biographie, wo auch angeführt ist, daß einige versichern, er sei zu Cirrha gestorben: andre er sei in Elis begraben worden.

daſſelbige, welches die Griechen als ein Merkmal der beſondern Liebe der Götter zu ihm betrachteten.

Die Lacedämonier erwieſen ihm nach ſeinem Tode alle erſinnliche Ehre. Sie bauten ihm einen Tempel, und feierten ihm, wie einem Gotte, iährliche Feſte. Seine Freunde kamen an beſtimmten Tagen iährlich zuſammen, um ſein Andenken zu feiern, und nannten dieſe Verſammlungstage Lykurgsfeſte*). Dieſe Verſammlungen erhielten ſich noch lange nach ſeinem und ihrem Tode.

Lykurgs

*) λυκουργίδας.

Lykurgs Gesetzgebung hat die Aufmerksamkeit der griechischen Philosophen und Geschichtforscher allgemein auf sich gezogen. Manche haben sie durchaus gebilligt, keiner durchaus verworfen.

Plato ist einer seiner grössten Verehrer. Er äusert seinen Beifall hauptsächlich in seiner Republik. In seinem Werk von den Gesetzen nimmt er manche seiner Behauptungen in iener, zurück, wie z. B. den Beifall, den er dort dem gemeinschäftlichen Gebrauch der Weiber gab. Aristoteles, dessen Politik hauptsächlich gegen diese Schriften des Plato gerichtet ist, tadelt manches an der Spartanischen Gesetzgebung, giebt aber auch vielen Einrichtungen das gebührende Lob. Sein Tadel trifft in den meisten Stücken nicht den Lykurg, sondern die übeln Folgen der Uebertretung seiner Gesetze, z. E. den Uebermuth der Spartanerinnen, oder die Abänderung seiner Gesetze, z. E. die Aussteuer der Bräute und ihre nicht mehr dem Zufall überlassene Wahl, oder auch die Zusätze zu seinen Anordnungen, z. E. die Einführung der Ephoren.

Mit grossem Rechte aber tadeln Plato und Aristoteles an der Lykurgischen Gesetzgebung, daß ihr Hauptzweck Tapferkeit war, da der Hauptzweck ieder Gesetzgebung Tugend überhaupt,

haupt, nicht ein Stück derselben sein sollte, das auf Kosten der übrigen befördert würde. Freilich muß der Gesetzgeber seine Bürger, wenn er sie glücklich machen will, auch zu tapfern Männern machen, damit nicht tapfrere Nachbarn ihr Glück ihnen rauben und sie unterjochen: aber er muß sie nicht lehren, ihr Glück in der Tapferkeit und in dem Kriege zu suchen, der ihnen Gelegenheit giebt, sie zu zeigen. Die Erhaltung des Friedens und der Ruhe, und das Glück seines Staats in Friede und Ruhe, muß der Hauptgegenstand seiner Bemühungen sein. Der Friede muß zwar durch Tapferkeit erhalten werden; aber das Glück im Frieden erzielt man nur durch Beförderung und Ausbreitung der Tugend überhaupt.

Mit eben so grossem Rechte lobt aber auch Aristoteles die gemeinschäftliche Erziehung der Spartaner. „Unwidersprechlich„ sagt er „muß der Gesetzgeber die grösste Sorgfalt auf „die Erziehung der Jugend wenden, denn die „Vernachlässigung derselben schadet dem Staat. „— Da aber der Staat Einen Zweck hat „(öffentliche Glückseeligkeit): so erhellet, daß „die Erziehung einerlei, bei allen Bürgern „die nehmliche, sein müsse; daß der Staat „gemeinschäftlich für dieselbe sorgen müsse, „nicht ieder Bürger für sich, wie heutzutag „ieder bloß für Seine Kinder sorgt. — In „dieser Rücksicht verdienen die Lacedämonier

„gelobt

„gelobt zu werden; denn sie wenden nicht nur „vorzüglichen Fleiß auf die Kinder, sondern „sie wenden ihn auch gemeinschäftlich auf „sie *). „

Ich würde kein Ende finden, wenn ich die Urtheile aller alten Schriftsteller über Lykurg und seine Gesetzgebung durchgehen wollte; denn es ist fast keiner, der nicht seiner gedacht hätte, wo sich Gelegenheit dazu darbot. Aber ich glaube, iungen Lesern, die die Geschichte so wie sie studiert werden soll, das heist praktisch, studieren wollen, und denen die alte Litteratur am Herzen liegt, keinen geringen Dienst zu erweisen, wenn ich die Betrachtungen eines der grösten pragmatischen Historiker, des Polybius, über die Spartanische Verfassung **), noch hieher setze, um mit denselben von Lykurg Abschied zu nehmen. Man wird durch sie vornehmlich in den Stand gesetzt, über die gemeine Behauptung zu urtheilen, daß Lykurg das wesentliche seiner Gesetzgebung den Kretensern abgeborgt habe; und den Einfluß

*) Arist. Pol. VIII. I, p. 910. ed. Dan. Heins. Lugd. Bat. 1621.

**) Polyb. l. VI. c. 43-48. Die Härte der Sprache in der Uebersetzung des folgenden Stückes, welche sich wohl hätte vermeiden lassen, soll versuchen, das eigenthümliche der Polybiusschen Schreibart einigermassen auszudrücken.

fluß zu übersehen, den seine Anordnungen auf das Schicksal seiner Nation halten.

„Bei der Kretensischen Staatsverfas-
„sung müssen zwei Punkte untersucht werden:
„in wie fern die einsichtsvollsten unter den alten
„Schriftstellern, Ephorus, Xenophon, Kal-
„listhenes, Plato, erstens haben behaupten
„können, sie sei der Spartanischen ähnlich
„und gleich; und wie sie zweitens dieselbe für
„lobenswürdig ausgeben konnten. Mir schei-
„nen sie in beiden Punkten Unrecht zu haben.
„Um das zu zeigen, lasst uns erstens die Un-
„gleichheit beider Verfassungen kenntlich ma-
„chen. Für das Unterscheidende der Spar-
„tanischen hält man allgemein: ihre Einrich-
„tung mit den liegenden Gütern, von denen
„keiner mehr als der andere, sondern alle
„Bürger gleichen Antheil haben sollen; zwei-
„tens die Würdigung des Reichthums, der
„bei ihnen so verächtlich ist, daß alle Habsucht
„bei ihnen ausgerottet ist; drittens die An-
„ordnung, daß die Könige und die Senato-
„ren, durch die alle Staatsgeschäfte besorgt
„werden, ihre Würde lebenslang behalten.
„Nun findet sich aber von diesen drei Punkten
„bei den Kretensern gerade das Gegentheil.
„Bei diesen erlauben die Gesetze iedem, so viel
„liegende Güter zu erwerben, als ihm möglich
„ist. Der Reichthum ist bei ihnen so geehrt,
„daß die Erwerbung desselben, nicht nur für

„noth-

„nothwendig, sondern für das grösste und „rühmlichste gehalten wird: und überhaupt ist „Gewinnsucht und Geldbegierde bei den Kre„tensern so einheimisch, daß sie unter allen „Menschen die einzigen sind, bei denen gar „keine Art von Gewinn für schimpflich gehal„ten wird. Ihre obrigkeitlichen Würden end„lich dauern nur ein Jahr, und ihre ganze „Verfassung ist demokratisch. Ich kann da„her nicht begreifen, wie iene Schriftsteller „Verfassungen, die so ganz verschiedner Na„tur sind, für verwandt und gleichartig haben „ausgeben können. Ohne die geringste Rück„sicht auf diese so grossen Verschiedenheiten zu „nehmen, haben sie uns sogar zur Zugabe mit „der Anmerkung beschenkt, daß Lykurg unter „allen Gesetzgebern der einzige gewesen sei, „der das wesentliche einer guten Gesetzgebung „eingesehen habe. Denn da zwei Dinge seien, „welche ieden Staat erhalten müssten, Tapfer„keit gegen Feinde, und Eintracht unter den „Bürgern: so habe er die Habsucht, und mit „ihr allen bürgerlichen Zwist und Aufruhr, „ausgerottet. Dadurch hätten denn die Spar„taner, frei von diesen Plagen, in grösster „Einhelligkeit, unter allen Griechen ihren „Staat am besten verwaltet. Ungeachtet also „iene Schriftsteller diese Anmerkung machen, „und sehen, daß, im Gegensatz gegen die „Spartaner, die Kretenser, durch die ihnen „zur Natur gewordene Habsucht, unaufhör-

Staats-
Bibliothek
Bamberg

„lich in Privat- und öffentlichen Streitigkeiten,
„in Mordthaten und innerlichen Kriegen um-
„hergetrieben werden: so kümmern sie sich doch
„um das gar nicht; scheuen sich doch nicht zu
„behaupten, beide Verfassungen seien sich
„gleich. Ja Ephorus bedient sich sogar bei
„beiden Staaten, nur die Namen der Staa-
„ten und der Personen in denselben ausgenom-
„men, gleicher Benennungen, so daß man un-
„möglich unterscheiden kann, ob er von Spar-
„ta oder von Kreta rede, wenn man auf die
„Namen, Sparta und Kreta, bei ihm nicht
„sieht. Das sind also meine Gründe, warum
„ich beide Staaten für verschieden halte. Nun
„zu denen, die mir nicht erlauben, die Kre-
„tische Verfassung für lobens- oder nachah-
„menswerth zu erkennen.„

„Ich glaube nehmlich, daß bei iedem
„Staate zwei Dinge zum Grund liegen, die
„entscheiden müssen, ob seine Verfassung Lob
„oder Tadel verdiene: das sind Sitten und
„Gesetze. Sollen sie lobenswürdig sein: so
„müssen sie die Menschen in ihrem Privatleben
„rein von Ausschweifungen, und unsträflich:
„und den Charakter des ganzen Volks mild und
„rechtschaffen machen. Die tadelswürdigen
„müssen das Gegentheil bewirken. So wie
„wir also, wenn wir bei einem Volke weise
„Sitten und Gesetze wahrnehmen, kühnlich
„behaupten, daß die Bürger desselben eben so

„be-

„ beschaffen sein müssen, daß auch ihre Ver-
„ fassung weise sei: so müssen wir auch im Ge-
„ gentheil, wenn wir bei einem Volke gewahr
„ werden, daß seine Bürger in ihrem Privat-
„ leben habsüchtig, und der Staat in öffentli-
„ chen Geschäften ungerecht sei, Grund haben
„ zu behaupten, daß seine Gesetzgebung schlecht,
„ und die Sitten seiner Glieder und seine ganze
„ Verfassung verwerflich seien. Nun wird
„ man aber wenig Menschen antreffen, in de-
„ ren Betragen mehr Betrug, wenig Staaten,
„ in deren Unternehmungen mehr Ungerechtig-
„ keit herrschte, als bei den Kretensern. Deß-
„ wegen glauben wir denn, daß ihre Verfassung
„ weder der Lacedämonischen gleich, noch sonst
„ in irgend einem Betrachte löblich und nach-
„ ahmenswerth sei; und finden sie vielmehr,
„ nach dieser angestellten Vergleichung, durchaus
„ verwerflich. „ — —

„ Lykurg scheint mir, für die Eintracht
„ seiner Bürger, für die Sicherheit Lacedä-
„ mons, und für die Erhaltung der Freiheit,
„ durch seine Gesetzgebung so gut gesorgt zu ha-
„ ben, daß man sagen möchte, in seinem Plan
„ liege mehr als menschliche Weißheit. Denn
„ die Gleichheit im Vermögen, und die Mäs-
„ sigkeit und Gemeinschäftlichkeit im Essen, die
„ er einführte, musste ieden Privatmann von
„ allen Ausschweifungen entfernen, und den
„ Staat vor allen innern Unruhen sichern.

„Dann musste die Uebung in Arbeiten und den
„härtesten Beschwerlichkeiten, die Bürger
„stark und tapfer machen. Wenn nun beides,
„Tapferkeit und Ordnung in der Lebensart, in
„Einer Seele oder in Einer Stadt sich beisam-
„men findet: so kann die Stadt nicht leicht von
„selbst verdorben, auch nicht leicht von Aus-
„wärtigen überwältigt werden. Da also Ly-
„kurg seinem Staate diese Verfassung gab,
„und sie hierauf gründete: so verschaffte er dem
„ganzen Lande feste Sicherheit und dauerhafte
„Freiheit. Dagegen aber scheint er mir weder
„für Eroberung fremder Länder, noch für Er-
„langung der Oberherrschaft, noch überhaupt
„für grosse Unternehmungen, weder durch
„einzle Gesetze noch durch das Ganze seiner
„Gesetzgebung, gesorgt zu haben*). Er hätte
„also

*) Dieser Tadel des Polybius scheint beim ersten Anblick sehr ungerecht. Plutarch scheint offenbar Recht zu haben, wenn er behauptet (Lyc. p. 59.) „Lykurgs „Absicht, sei nicht gewesen, Lacedämon herrschend „zu machen. Er habe geglaubt, die Glückseeligkeit „eines Staats, müsse sich wie die eines einzelnen „Mannes, auf Tugend und innere Harmonie grün-„den; und habe darauf hin gearbeitet, Sparta, auf „lange Zeiten hinaus, frei, genügsam, und ruhig zu „erhalten.„ Allein bei genauerer Ueberlegung findet man, daß bei seiner Bildung des Nationalgeists Ehrgeiz die begünstigte Leidenschaft war. Und da alle Leidenschaften der Spartaner Leidenschaften für ihr Vaterland waren: so musste auch ihr Ehrgeiz den Ruhm ihres Vaterlandes zum Ziel haben. Da ferner dieser

Ehrgeiz

„also seine Bürger in die Nothwendigkeit ver-
„setzen, die Gesinnung ihnen einflössen sollen,
„so wie er sie im Privatleben genügsam ge-
„bildet hatte, daß eben so auch Genügsamkeit
„und Ruhe den Charakter der Nation im
„Ganzen genommen, ausgemacht hätte.
„So aber hat er sie, zwar in ihrem Privatle-
„ben und gegen ihre Gesetze, frei von unruhi-
„gem Ehrgeiz und stürmischen Leidenschaften
„gemacht, gegen die übrigen Griechen aber im
„höchsten Grad ehrgeizig, herrschbegierig, und
„gewinnsüchtig gelassen.„

„Denn wer weiß nicht, daß sie beinahe
„unter allen Griechen die ersten gewesen sind,
„die aus Habsucht nach dem Lande ihrer
„Nachbarn strebten; daß sie mit den Messe-
„niern Krieg angefangen haben, um sie zu
„Sklaven zu machen? Wer weiß nicht, daß
„sie in der Erbitterung durch einen Eid sich
„verbanden, die Belagerung nicht eher aufzu-
„heben, als biß sie Messene eingenommen hät-
„ten? So ist auch das allgemein bekannt,

Ehrgeiz auf Tapferkeit sich gründete: so war allen Spartanern der Wunsch natürlich, ihrem Vaterlande kriegerischen Ruhm zu erwerben. Daher dann Eroberungssucht und Herrschsucht. — Folglich trifft Polybius Tadel zwar nicht die Absicht Lykurgs, wohl aber die Mittel, die er zur Erreichung der entgegengesetzten Absicht wählte, und die diese verkehrte Wirkung hervorbringen mussten.

„daß sie, aus Begierde, über die Griechen
„zu herrschen, kein Bedenken getragen haben,
„von denen Befehle anzunehmen, die sie über-
„wunden hatten. Denn als die Perser Grie-
„chenland anfielen, besiegten sie dieselben,
„und stritten für Griechenlands Freiheit.
„Als aber die Perser aus Griechenland gefloh-
„hen, und wieder nach Hause gegangen wa-
„ren, verriethen sie durch den Frieden, den
„Antalcidas schloß, die Griechen an dieselben,
„um Geld zur Erlangung der Herrschaft über
„die Griechen zu bekommen. Denn da sahen
„sie erst, welchen Fehler ihre Gesetzgebung
„hatte. So lange sie bloß nach der Herr-
„schaft über ihre Nachbarn, über die Einwoh-
„ner des Peloponnes, trachteten; so lange
„reichte die Zufuhr hin, die sie aus ihrem
„Vaterland bekamen; sie hatten von dem
„nothwendigen einen Vorrath bei der Hand,
„und sie brauchten nicht lange, um in ihr
„Vaterland zurückzukehren, und was sie be-
„durften herbeizuhohlen. Als sie es aber unter-
„nahmen, Flotten auszuschicken und Armeen
„zu Lande über den Peloponnes hinaus gehen
„zu lassen; so zeigte sichs, daß, nach Vor-
„schrift der Lykurgischen Gesetzgebung, weder
„ihre eiserne Münze, noch die Vertauschung
„ihrer Produkte zureichte, ihnen ihre Bedürf-
„nisse zu verschaffen. Denn ihre Unterneh-
„mungen erforderten allgemein geltende
„Mün-

„Münze und die Unterhaltung in Sold ge-
„nommener Soldaten.„

„Dadurch wurden sie denn genöthigt, bei
„den Thüren der Perser anzupochen, den Ein-
„wohnern der nahen Inseln Tribut abzufor-
„dern, und von allen Griechen Geld zu er-
„pressen; denn sie sahen ein, daß mit
„Befolgung der Lykurgischen Anordnungen,
„nicht nur an die Herrschaft über Griechen-
„land, sondern an grosse Unternehmungen
„überhaupt, nicht zu denken war. Warum
„bin ich so weit ausgeschweift? Um durch den
„Erfolg selbst zu zeigen, daß, um das
„Eigenthum der Spartaner zu sichern, um
„ihre Freiheit zu erhalten, die Lykurgische
„Gesetzgebung allerdings hinreichend war; und
„daß man also denen, welche das zum letzten
„Zweck einer bürgerlichen Gesellschaft machen,
„zugestehen muß, daß nichts nachahmenswer-
„ther sei, als die Verfassung, die Lykurg sei-
„nem Staate gab. Wenn aber ein Gesetzge-
„ber nach grössern Dingen trachtet, und es
„schöner und grösser findet, über viele zu herr-
„schen, viele unter seiner Gewalt zu haben,
„folgsame Blicke von allen Völkern auf sich
„zu ziehen: so muß man auch hinwider gesto-
„hen, daß in dieser Rücksicht die Lacedämo-
„nische Verfassung dürftig sei; daß die Römi-
„sche sie weit übertreffe, weit besser zum Herr-
„schen eingerichtet sei. Das zeigt auch die

„Geschichte selbst. Denn als die Lacedämo-
„nier nach der Oberherrschaft über Griechen-
„land strebten, liefen sie bald für ihre eigene
„Freiheit Gefahr: als aber die Römer unter-
„nahmen, sich Italien zu unterwerfen, brach-
„ten sie in kurzen den ganzen Erdkreis unter
„sich, und ihre Anstalten, alles nöthige
„immer bereit zu haben, trugen nicht we-
„nig dazu bei.„

Aristomenes.

Keine Begebenheit in der Lacedämonischen Geschichte dienet so gut, die Bemerkungen des Polybius über das Fehlerhafte an Lykurgs Gesetzgebung zu bestättigen, als die Messenischen Kriege, auf die er sich selbst beruft. Sie wurden so bald nach Lykurgs Tode geführt, daß die Herrschbegierde und Ungerechtigkeit, deren sich die Lacedämonier in denselben schuldig machten, nicht ihrer Vernachläßigung der Lykurgischen Gesetze, sondern der Bildung ihres Charakters durch diese Gesetze, zur Last fallen. Zugleich aber entwickeln sich auch in diesem Kriege die grossen Eigenschaften, die Tapferkeit, die Standhaftigkeit, verbunden mit kriegerischer Geschicklichkeit, die durch ihre ganze Erziehung in ihnen erzeugt und unterhalten wurden. Und so mag denn dieser Theil ihrer Geschichte am schicklichsten nach dem Leben ihres Gesetzgebers, die Jugendgeschichte des Zöglings nach der Geschichte seiner Erziehung, ihren Platz finden.

Nicht aber das Betragen der Lacedämonier allein macht diese Kriege merkwürdig: die Messenier selbst verdienen noch in viel höherem Grade die Aufmerksamkeit der Nachwelt. Wenn iene uns die gewöhnliche Vermischung grosser Vorzüge und grosser Fehler vor Augen stellen: so geben uns diese dagegen das herrli-

che Schauspiel der Anstrengung aller Kräfte für die Erhaltung des Vaterlandes. Selbst der unglückliche Ausgang ihrer Bemühungen trübt das reine Vergnügen nicht, das wir darüber empfinden müssen. Man ist es schon gewohnt, die Tugend nicht immer in diesem Leben belohnt zu sehen: und hier hat sie wenigstens den Triumph, selbst da ihre Würde beizubehalten, wo sie der Uebermacht nachgiebt. Sie unterliegt nicht einmal ihrem stärkern Gegner; sie räumt ihm bloß den Kampfplatz, ohne daß er ihr den Abzug verwehren könnte.

Schon die persönlichen Eigenschaften des Helden, dessen Name der gegenwärtigen Erzählung der Schicksale seiner Nation vorgesetzt ist, lohnen der Mühe, sie durch diese Erzählung in das gehörige Licht zu setzen. Seine Thaten sind nicht bloß durch ihre Grösse, durch die romanhaften Glücksumwandlungen, mit denen sie durchflochten sind, anziehend und unterhaltend; sondern sie sind vorzüglich dadurch lehrreich, daß sie uns anschaulich machen, wie viel ein einziger grosser Mann auszurichten vermöge, wenn Ein grosses Interesse, wie hier die Liebe zum Vaterland, seine Handlungen bestimmt; mit welcher bewundernswürdigen Art von Ansteckung sein Geist einer ganzen Nation sich mittheile, die in ihm neue, vorher unerkannte Kräfte findet, nachdem sie alle schon erschöpft zu haben schien.

Messene ist das unterste Land gegen Westen im Peloponnes, und gränzt an Lakonien.

Von da her bekam es auch seinen ersten König. Er hieß Polykaon, und war der jüngere Sohn von Lelex, der in Lakonien herrschte. Dem Lelex folgte sein ältester Sohn, Myles; und Polykaon heirathete als ein Privatmann die Tochter des Königs Triopas von Argos, Messene. Diese beredete ihn, auch nach einem Reiche zu trachten. Sie brachten aus Argos und Lacedämon Leute zusammen, die mit ihnen in das schwach bevölkerte Land zogen, das den Namen der Messene bekam. Dieses beherrschte dann Polykaon und seine Nachkommen von etwa 2463, biß ungefähr 2630.

Um diese Zeit starben Polykaons Nachkommen aus, und die Messenier beriefen den Perieres, von Aeolischer Abkunft *), zur Regierung; so daß also Messene aus den Hän-

den

*) Nach andern alten Schriftstellern war Perieres der Sohn des Cynortas, und stammte also von Lacedämon ab. S. Apollodor. I. 9. 5. und Heyne ad Apollodor. p. 710. Dieser merkt daselbst an, daß dieses die Ableitung der Lacedämonier sei, wie es sehr wahrscheinlich ist, ob ich es gleich in keinem Alten ausdrücklich angegeben finde. Pausanias erwähnt dieser zweiten Ableitung nicht.

den der Pelasger — denn zu diesen gehörte wahrscheinlich Leleg — in Hellenische kam.

Perieres Sohn, Aphareus, räumte dem Neleus, der zu ihm floh, da ihn sein Bruder, Pelias, aus Jolkus in Thessalien vertrieben hatte *), die Stadt Pylus ein. Mit Aphareus Sohne, Idas, den, nach der griechischen Fabelgeschichte, der Blitz erschlug, weil er Kastor getödet hatte **), indem sein jüngerer Bruder, Lynceus, von Pollux getödet wurde, starb Perieres Geschlecht aus; und Nestor, Neleus Sohn, folgte seinem Vater nicht nur in der Herrschaft von Pylus, sondern auch vom übrigen Messene, das Idas beherrscht hatte. Dieser Nestor ist es, der mit Agamemnon in den Troianischen Krieg gieng, und den Homer, als einen weisen und liebenswürdigen Greis verewigt hat. Seine Nachkommen besassen Messene zwei Generationen hindurch ***).

Wo

*) S. Apollodor. I. 9. 9.

**) S. unter andern Pindar. Nem. 10. v. 111. ff.

***) Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Strabo hier vom Pausanias, dem ich im Text folge, abgeht. Er behauptet, Nestors Pylus sei das Pylus Triphyliacus in Elis gewesen, in welcher Provinz auch noch ein Pylus lag, das auch von einigen dem Nestor beigelegt wurde. Strabo gründet sich auf die Autorität Homers, und es ist nicht zu läugnen, daß die Gründe, aus welchen er beweiset, Homer schreibe ihm dieses Pylus Triphyliacus zu, sehr stark seien. Er

han-

Als es aber gegen das Ende des 29sten Jahrhunderts den Herakliden gelang, in den Pelo-

handelt davon im 8. B. von p. 518. ed. Almeloveen. an. (Es sei mir erlaubt, hier im Vorbeigehn eine verdorbene Stelle zu berichtigen. Es heist p. 522. Πυλος ϕκειτο, κατα την Σκολλιν, ουχ ἡ τϑ Νεϛορος πολις, αλλ᾽ ἑτερα τις ἡ προς τον Αλϕειον u. s. w. Diese dem Zusammenhange nach offenbar widersinnigen Worte bekommen durch eine kleine Versetzung volle Klarheit. Man muß lesen: Πυλ. ϕκ. κ. τ. Σκ. ουχ. ἡ τϑ N. πολ. ἡ προς τον Αλϕειον, αλλ᾽ ἑτ. τις.)

Eben dieser Strabo behauptet, das Messenische Pylus habe dem Spartanischen Könige Menelaus gehorcht, p. 541. Der Grund, den er von dieser Behauptung angiebt, ist wieder aus seinem gewöhnlichen Gewährmann Homer genommen. Agamemnon verspricht nehmlich, Iliad. I. v. 150. ff, dem Achill Messenische Städte; das konnte er wohl — freilich nur zur Noth — wenn sie seinem Bruder, nicht aber wenn sie Nestorn gehörten. Seine Behauptung wird dadurch wichtiger, daß ihr Diodor beitritt, wie ich im Leben Lykurgs angemerkt habe. Menelaus Nachkommen wären nach dieser Erzählung endlich schwach worden — wovon sich aber keine Spur in der Geschichte findet —, und dann wäre Messene an Neleus und Nestors Nachkommen gefallen, und Melanthus wäre bei dem Einfall der Herakliden König gewesen.

Ich halte mich in beiden Punkten an Pausanias Erzählung, der sich überall als einen denkenden und prüfenden Erzähler zeigt, und dessen Behauptungen deßwegen bei mir ein grosses Gewicht haben, wenn ich

Peloponnes einzudringen, gerieth auch Messene unter ihre Herrschaft. Es wurde dem Kresphontes durch das Loos zu Theil *), und die Messenier, die mit ihren Regenten nicht zufrieden waren, nahmen ihn willig auf. Sein jüngster Sohn, Aepytus, der ihm nachfolgte, gewann eine so allgemeine Liebe, daß alle seine Nachkommen Aepytiden genannt wurden, da die andern Nachkommen des Herkules Herakliden genannt zu werden pflegten.

Im Jahre 3174 wurde der Grund zur unauslöschlichen Feindschaft der Spartaner gegen die Messenier durch eine Begebenheit gelegt,

gleich die ältern Nachrichten, aus denen sie geschöpft sind, nicht kenne. Der Dichter Homer verdient wohl keinen so unbedingten Glauben an alle seine historischen und geographischen Angaben, zumahl wenn sie sich bei ihm nicht so geradezu behauptet finden, sondern erst durch Vergleichung mehrerer Stellen aus ihm gefolgert werden müssen. Die Messenier wenigstens liessen sich durch ihn nicht irre machen. In dem Tempel ihrer ersten Königin, Messene, den sie in der Stadt Messene hatte, befanden sich ihre Könige von Aphareus biß auf den Herakliden Kresphontes abgemahlt, und bei denselben Nestor, mit seinen Söhnen Thrasymedes und Antilochus, als Beherrscher von Pylus. Pausan. c. 31. p. 358.

*) Welches durch einen Betrug für ihn entschied Die Loose wurden in ein Gefäß voll Wasser geworfen; und nach Pausanias IV. 3. sollte das zuerst herausgezogene, nach Apollodor II, 7. 4. das darin bleibende Loos, Messene bekommen. Kresphontes machte also entweder die Loose der andern oder das seinige von ungebrannter Erde, so daß es im Wasser zerfloß.

legt, über die schwehr zu urtheilen ist, weil sie iede Partei zum Nachtheil der andern erzählt.

Auf der Gränze zwischen Sparta und Messene stund in einer Gegend, die Limnä hieß*), ein Tempel der Diana, an dem sowohl die Spartaner als die Messenier Theil hatten. Bei einem Feste, das unter der Regierung des Messenischen Königs Phintas daselbst begangen wurde, entstunden Feindseeligkeiten zwischen den beiden Nationen, und der Spartanische König, Teleklus, wurde dabei getödet. Die Spartaner erzälten die Veranlassung also: Einige Messenier hätten Spartanische Jungfrauen gewaltsam geschändet, und den Spartanischen König, der ihnen Einhalt thun wollen, umgebracht; die Jungfrauen hätten sich, um ihre Beschimpfung nicht zu überleben, selbst entleibt. Die Messenier dagegen behaupteten, die Spartaner hätten wohlgebildete noch unbärtige Jünglinge, in Mädchen verkleidet, zu dem Feste geführt. Diese hätten sie mit Dolchen bewaffnet, und zu Nacht zu den Vornehmsten von Messene, die dem Feste beiwohnten, gebracht, um dieselben zu töden. Diese hätten sich aber zur Gegenwehr gesetzt, und die verkleideten Jünglinge nebst dem Teleklus getödet. Freilich läßt sich nicht mehr entscheiden, welche Behauptung die Wahrheit auf ihrer Seite habe: doch giebt

*) vermuthlich weil sie sumpficht war.

der Umstand, auf den sich die Messenier berufen, daß die Spartaner für die Ermordung ihres Königs nicht sogleich Genugthuung forderten, der Messenischen Erzählung viel Wahrscheinlichkeit, zumahl da die Herrschsucht der Spartaner den Grund, den ihnen die Messenier zu dieser abscheulichen Unternehmung beilegen, nehmlich das Verlangen, sich des fruchtbaren Messenischen Landes zu bemächtigen, sehr glaubwürdig macht.

Nach mehr als einem halben Jahrhundert kam zu dieser Ursache zu gegenseitigem Groll eine neue. Polychares, ein angesehener Messenier, hatte mehr Kühe, als er auf seinen Feldern weiden konnte. Er übergab sie also einem Lacedämonier, Euäphnus zur Besorgung. Euäphnus verkaufte die Kühe mit den Hirten des Polychares in der Stille an Kaufleute, die eben nach Sicilien absegelten; gieng dann zu Polychares, und erzählte ihm, es hätten ihm Räuber die Kühe und die Hirten mit Gewalt weggenommen. Allein ein Sturm hatte die Kaufleute genöthigt, auf ihrer Fahrt am Peloponnes zu landen, und Polychares Hirten hatten dabei Gelegenheit gefunden, zu ihrem Herrn zu entfliehen *). Polychares stellte also dem Euäphnus diese Hirten unter das Gesichte, und dem Betrüger blieb nichts übrig, als zu bekennen, um Gnade zu bitten, und Ersetzung des Schadens zu ver-

*) Diodor. Sic.

versprechen. Polychares verzieh ihm, und schickte seinen Sohn mit ihm, welchem Euäphnus den Werth des geraubten einzuhändigen versprach. Aber Euäphnus ermordete diesen, so bald er mit ihm in das Spartanische Gebiet gekommen war. Polychares eilte voll gerechten Zorns nach Sparta, wandte sich an die Könige und Ephoren, und verlangte Genugthuung. Allein er konnte nichts von ihnen erhalten; es war Maxime in Sparta, einen Lacedämonier nicht eher zu verurtheilen, als biß man offenbar dazu genöthigt war *); und so fand man denn bald sein Ueberlaufen beschwehrlich. Der Verlust seines Sohnes, die unmenschliche Treulosigkeit eines Mannes, dem er so viel anvertraut hatte, und die Unmöglichkeit, Gerechtigkeit zu erhalten, brachten den armen Polychares in Verzweiflung und Raserei. Er tödete ieden Lacedämonier, den er antraf, und kam, ehe man sich seiner bemächtigen konnte, nach Messene zurück.

Die Lacedämonier schickten Gesandte nach Messene, um die Auslieferung des Polychares zu verlangen. Die Könige, **Androkles** und **Antiochus**, versammelten das Volk, waren aber bei der Berathschlagung verschiedner Meinung. Androkles wollte ihn ausliefern; Antiochus widersprach, stellte vor, daß auch die Lacedämonier den Euäphnus nicht ausgeliefert hätten, und daß Polychares gerechte Ursache

*) Thucyd. p. 30. ed. Camerar. Bas. 1540.

zur Verzweiflung gehabt hätte. Jede Partei beharrte auf ihrer Meinung. Man zankte sich, wurde endlich handgemein, und Androkles fiel. Die Entscheidung Antiochus behielt also die Oberhand: die Messenier verweigerten die Auslieferung; erboten sich aber, vor dem Nationalgerichte, den Amphiktyonen, oder vor dem Athenienſischen, dem Areopag, die Sache rechtlich entscheiden zu lassen. Sie beschuldigten dabei die Lacedämonier, daß sie nur aus Herrsucht, von der sie ihnen mehrere Proben vorzählten, durch das Vergehen des Polychares einen Vorwand suchten, Krieg mit Messene anzufangen, und es, wenn sie könnten, zu unteriochen.

Einige Monate nachher starb Antiochus, und sein Sohn Euphaes folgte ihm. In Lacedämon regierten Alkamenes, Teleklus Sohn, aus dem Agisschen Geschlechte, und Theopompus, aus dem Eurytioniſchen.

Die Lacedämonier, welche auf den letzten Bescheid des Antiochus keine Antwort mehr gegeben, auch durch keinen Herold, den Messeniern den Krieg angekündigt hatten, welches damals zu einem rechtmässigen Kriege erforderlich war, fielen bald nach dem Regierungsantritt des Euphaes, unter Anführung ihres Königs Alkamenes, im Jahre 3241, ganz unvermuthet in das Messenische Gebiet ein, überfielen die Gränzstadt Amphea, und brachten die meisten Einwohner, theils in den Bet-

ten,

ten, theils in den Tempeln und auf den Altären um, nur wenige retteten sich durch die Flucht.

Dieß war der, der Spartanischen Tapferkeit und Großmuth sehr unwürdige, Anfang des ersten Messenischen Kriegs, den sie, so lang er auch dauern möchte, vor der gänzlichen Eroberung Messenens nicht zu endigen, mit einem Eide sich verbanden.

Die Messenier geriethen über den Verlust der Stadt Amphea in nicht geringe Bestürzung. Euphaes sprach ihnen in Stenyklerus, wo sie sich versammelt hatten, Muth zu. Er gestund, daß ihnen die Spartaner in der Kriegskunst überlegen seien; stellte ihnen aber vor, daß der Muth, den die Noth ihnen einflössen müsste, und die Hülfe der Götter gegen die Friedensstörer, sie dem Feinde sicher überlegen machen würde. Es ergriffen also alle Messenier die Waffen, und übten sich in denselben mit möglichstem Fleisse.

Indessen wurde der Krieg vier Jahre hindurch doch nur sehr schläfrig fortgeführt. Die Messenier machten Streifereien in das Spartanische, die Spartaner in das Messenische Gebiet. Die Spartaner aber schonten bei diesen Streifereien das feindliche Land so viel sie konnten, weil sie es schon als ihr Eigenthum betrachteten. Belagerungen glückten ihnen nicht; und zum Gefechte kam es nur einmal, und auch das war unbedeutend.

Während dieser Zeit starb der Spartanische König Alkamenes, und sein Sohn, Polydorus, trat an seine Stelle.

Endlich rüsteten sie sich, im fünften Jahre, zu einem muthigern Angriff, zu dem sie die Vorwürfe der Greise und die Erinnerung an ihren Eid befeuerten. Die Messenier rüsteten sich zu einer gleich muthigen Gegenwehr; und es kam zu einer blutigen Schlacht. Die Messenier ersetzten durch eine Tapferkeit, die an Raserei gränzte, vollkommen, was die Spartaner an Geschicklichkeit und Uebung vor ihnen voraus hatten. Keiner wich einen Schritt, keiner bat um Gnade; schon zu Boden gestreckt, erlegte noch mancher seinen Ueberwinder. Dieses mörderische Gefecht dauerte biß in die Nacht, und wurde auf dem linken Flügel der Messenier, als beide Theile schon zu ermatten anfiengen, aufs neue lebhaft, da die beiden Könige, Theopompus und Euphaes, persönlich auf einander losgiengen. Euphaes bekam bei diesem Angriffe mehrere Wunden; und forderte die Messenier, die um ihn stunden, zum Beistand auf, indem er dem tapfersten Belohnung versprach. Dieß rettete ihn. Schon war er gefallen, als Kleonnis und ein älterer Aristomen vor ihn traten. Jener erlegte acht, und dieser fünf Feinde. Jener wurde schwehr verwundet; Aristomen blieb unversehrt. Als der König befreit war, lud Aristomen den verwundeten Kleonnis, der nicht

mehr gehen konnte, auf seine Schultern, und trug ihn, wiewohl dieser sehr groß und stark war, biß in die nächste Stadt: und diese That erwarb ihm den Preis der Tapferkeit *). Nach hartnäckigem Kampfe wich der rechte Spartanische Flügel; zu gleicher Zeit aber wich auch der rechte Messenische. Euphaes verfolgte seinen Gegner nicht, um seinen weichenden Flügel zu Hülfe zu kommen; die Dunkelheit der Nacht aber machte dem Kampfe ein Ende. Kein Theil konnte sich den Sieg zuschreiben; beide beschickten sich um einen Waffenstillstand, und begruben ihre Todten.

*) Fragment. Diod. Sic. in tom. 2. ed. Wesseling. p. 637, ff. Ich pflichte Wesseling (in den Noten zu dieser Stelle) und Boivin (im 3. B. der mem. de l'acad. des Inscr.), den er anführt, bei, und nehme diese That Aristomens für wahr an, halte ihn aber für einen ältern Aristomen. Die Quelle, aus der Diodor diese Nachricht genommen hat, ist ohne Zweifel Myron von Priene, der mehr Thaten Aristomens in diesem Messenischen Kriege erzählt. Pausanias verwirft seine Erzählungen schlechthin, weil sein Aristomenes diese Thaten nicht gethan haben kann. Es kann aber sehr wohl ein anderer Aristomen sie gethan haben. Indessen ist nicht zu läugnen, daß Myron, wegen andrer historischer Irrthümer, deren ihn Pausanias überweist, wenig Gewicht habe, und ich würde ihm gegenwärtige Erzählung nicht nacherzählt haben, wenn nicht Diodor ihr Glauben beigemessen hätte. Er erzählt auch, daß Aristomen später den Spartanischen König, Theopompus, getödet habe; ich halte aber diese Nachricht, mit Pausanias, für eine Fabel. S. Paus. l. 4. c. 6. p. 249.

Die Messenier befanden sich indessen in einer sehr schlimmen Lage. Nicht nur gebrach es ihnen an Geld, sondern es verwüstete auch eine Seuche ihr Land. Sie fassten also den Entschluß, alle ihre Städte zu verlassen, und zusammen auf den hohen und steilen Berg Ithome zu ziehen. Es lag auf demselben eine kleine Stadt gleiches Namens; diese erweiterten und befestigten sie.

Zu gleicher Zeit suchten sie Rath bei dem Delphischen Orakel: das gewöhnliche Mittel in den damaligen Zeiten, bei einer gefährlichen, zweifelhaften Lage. Die alten Geschichtschreiber haben uns immer die Aussprüche, die der Gott zu Delphen in solchen Fällen ertheilte, sorgfältig aufbewahrt. Und in der That sind sie wesentliche Stücke der Geschichte, so wenig Interesse dergleichen Weissagungen, und die gewöhnlich damit verbundenen Befehle, zu haben scheinen, welche von schlauen Priestern, theils nach der Wahrscheinlichkeit, theils nach der, oft erkauften Vorliebe für eine Partei, ertheilt, theils auch, bei ganz zweifelhaften Fällen, in ein unverständliches Galimathias eingehüllt wurden. Von ihnen hieng meistens der Ausgang der Unternehmungen ab. Eine günstige Weissagung, eine befolgte Vorschrift, die den Schutz der Götter nach sich ziehen sollte, erfüllte die Partei, der sie zu Theil worden war, mit Zuversicht, und schlug den Muth der Gegenpartei nieder. Manche dieser Göt-

terſprüche ſind auch deßwegen merkwürdig, weil ſie über die Religionsbegriffe dieſes Menſchengeſchlechtes Licht verbreiten.

Damals forderte das Orakel ein Menſchenopfer, wenn der Krieg glücklich für die Meſſenier ausfallen ſollte. Eine reine Jungfrau aus dem königlichen Stamme der Aepytiden, oder eine, welche, aus einem andern Geſchlechte, freiwillig ſich dazu hingeben würde, ſollte geſchlachtet, und dann den Göttern ein feierliches Opfer gebracht werden. Zwar wurde der Meſſenier, der dieſen Ausſpruch nach Ithome bringen ſollte, auf dem Wege von den Spartanern aufgefangen; aber die Ehrfurcht für das Orakel war auch bei dieſen ſo groß, daß ſie ihn losliessen, weil ſie eine Stimme zu hören glaubten, die es ihnen beföhle, ungeachtet es ihnen äuſerſt wichtig ſein muſſte, die Meſſenier um den Orakelſpruch zu bringen.

Bei dieſen erregte derſelbe groſſe Verwirrung. Ihm zufolge ſollte die Tochter eines Lyciskus geopfert werden. Der Wahrſager, Epebolus, widerſprach, und behauptete, ſie wäre von Lyciskus unfruchtbarer Frau untergeſchoben worden. Lyciskus benutzte dieſen Widerſpruch, und floh mit ſeiner Tochter nach Sparta. Alles gerieth in Beſtürzung. Patriotiſche und religiöſe Begeiſterung ergriff einen ſehr angeſehenen Meſſenier, Ariſtodemus. Er führte ſeine Tochter in die Verſammlung, um ſie für das Vaterland zu opfern. Das

arme

arme Mädchen sollte nächstens einem iungen Messenier zur Ehe gegeben werden. Um sie zu retten, behauptete ihr Geliebter, sie sei von ihm schwanger, und also nicht geschickt zum Opfer. Dieser Widerspruch brachte den Vater in Wuth; er mordete seine Tochter auf der Stelle, und bewies durch Aufschneidung ihres Leibes, daß ihres Bräutigams Vorgeben grundlos gewesen. Der Wahrsager erinnerte, daß dieser Mord fruchtlos vollbracht worden sei, weil Aristodem nicht sogleich den Göttern geopfert hätte. Die Messenier geriethen in Wuth, und wollten den Bräutigam töden. Endlich beruhigte sie Euphaes, dem aus begreiflichen Gründen alle Aegytiden beistunden, und beredete sie, dem Orakel sei Genüge geschehen.

So wie die Messenier durch die Erfüllung des Orakels Muth bekamen: so liessen ihn die Spartaner auf die davon erhaltene Nachricht sinken. Es vergiengen 7 Jahre nach dieser Begebenheit, ehe die Lacedämonier einen Einfall wagten. Im 8ten *) endlich zeigten sie sich

*) Nach dem Uebersetzer des Pausanias, Romulus Amasäus. Im Griechischen heist es, im sechsten. Ohne Zweifel hat auch den Uebersetzer die Berechnung der Regierungsiahre des Euphaes zu dieser Aenderung benüssigt. Er regierte nach Pausanias ausdrücklicher Angabe 13 Jahre. Vier Jahre davon führten die Spartaner den Krieg schläfrig, im 5ten lieferten sie die grosse Schlacht. Hätten sie also die Schlacht, die

Euphaes

sich wieder, und es kam zu einer Schlacht, in der sich die Tapferkeit beider Völker nicht minder auszeichnete, als in der vorhergehenden. Die tapfersten von beiden Theilen traten aus den Gliedern hervor und kämpften mit einander. Der Messenische König war unter ihnen, bekam aber tödliche Wunden, und fiel. Das erhitzte den Streit auf das neue, indem ihn die Lacedämonier gefangen zu bekommen suchten, und die Messenier ihn beschützten. Sie brachten ihn glücklich in ihr Lager zurück; und die Schlacht, die abermals durch den Einbruch der Nacht erst geendigt wurde, blieb, wie die vorige, unentscheidend.

Euphaes starb einige Tage hernach, nach einer dreizehniährigen kriegerischen Regierung. Die Messenier wählten den Aristodemus zum Könige, der seine Tochter geopfert hatte, wiewohl die Wahrsager gegen die Wahl eines Mannes, dessen Hände mit dem Blut seines Kindes befleckt waren, Einwendungen machten.

Die vier ersten Jahre seiner Regierung wurde der Krieg abermals blos durch Streifereien geführt; aber im fünften zogen sie förmlich

Euphaes nicht lange überlebte, schon im 6ten Jahre nachher geliefert, so müsste er schon im 11. J. seiner Regierung gestorben sein. Er muß aber im 13. Regierungsjahre gestorben sein; denn sein Nachfolger, Aristodemus, starb im 7ten; und der Krieg dauerte nach Pausanias 20 Jahre.

lich gegen einander zu Felde, um sich eine Schlacht zu liefern. Sie wurde in der Nähe von Ithome geschlagen. Aristodemus stellte dem Phalanx der Spartaner die auserlesensten sowohl von den Messeniern als von den Bundesgenossen entgegen. Diese hielten den Angriff tapfer aus *). Als Aristodem sie handgemein sah, führte er leichte Truppen von der Seite an den Phalanx. Diesen glückte es, ihn erst in Unordnung und dann zum Weichen zu bringen. Die tapfern Spartaner waren eines Angriffs von der Art nicht gewohnt, wurden, ehe sie sichs versahen, mit Wunden bedeckt, traten aus ihren Gliedern, um sich an dem Feinde zu rächen; allein dieser war zu flüchtig, als daß sie ihn hätten erreichen können, und verhinderte sie, sich wieder in Ordnung zu stellen. Die Spartaner verlohren also die Schlacht mit beträchtlichem Verluste.

Diese Niederlage benahm den Spartanern den Muth. Sie wandten sich an das Delphische Orakel, und bekamen den Bescheid, nicht mehr Gewalt, sondern List zu gebrauchen. Nun sannen ihre Könige und Ephoren auf Erfindungen, aber keine wollte sich darbieten.

End-

*) In der Erzählung des Pausanias, IV, 11. p. 306. scheint für: εμαχοντο προς θημον και ϑχ ὁμοιως προς κρειττϑς gelesen werden zu müssen: εμαχοντο ὡς προς ὁμοιϑς και ϑχ ὡς προς κρειττϑς.

Endlich schickten sie hundert Spartaner nach Ithome, die sich für Ueberläufer ausgeben, und die Anschläge der Messenier auskundschaften sollten. Allein für diese war die Erfindung nicht fein genug. Sie wiesen die Ueberläufer mit der Anmerkung ab, daß zwar die Ungerechtigkeiten der Spartaner neu, ihre Ränke aber uralt wären.

Nun sandten auch die Messenier nach Delphi, und erhielten einen sehr räthselhaften Götterspruch. Er ermahnte sie, sich vor der List der Feinde zu hüten, und prophezeihte ihnen den Untergang, wenn ein Paar aus seinen Schlupfwinkeln hervorgehn, und wieder in seinen vorigen Zustand zurückkehren würde.

Da niemand in Messene dieses Orakel verstund, so beschickten sie nach zwei Jahren das Orakel nochmals. Diesmal erkärte es sich bestimmter: Derienige würde den Besitz von Messene erhalten, der am ersten hundert Dreifüsse um den Altar Jupiters in Ithome herumstellen würde; List würde siegen, aber die Straffe ihr nachfolgen.

Dieses Orakel entschied in der That, durch den festen Glauben beider Parteien an dasselbe, den Krieg. Die Messenier frohlockten über die Bedingung des Siegs, die von ihren Feinden unmöglich früher als von ihnen erfüllt werden zu können schien, und zu deren Erfüllung sie sogleich Anstalt machten, indem sie an hundert hölzernen Dreifüssen arbeiten liessen.

Sie

Sie betrogen sich. Sobald das Orakel in Sparta bekannt wurde, machte ein gewisser Oebalus hundert irdene Dreifüsse, so gut er in der Eile konnte, steckte sie in einen Sack, hieng Jägergarne um sich, mischte sich unter einen Haufen Messenischer Landleute, kam unbemerkt in Ithome hinein, stellte seine Dreifüsse bei Nacht um Jupiters Altar, und brachte diese fröhliche Botschaft nach Sparta. Die Messenier geriethen in unaussprechliche Bestürzung. Noch tröstete sie Aristodem, daß das vorhergehende räthselhafte Orakel noch nicht eingetroffen sei. Aber auch das wurde erfüllt. Der blindgebohrne Wahrsager Ophioneus erhielt nach einem heftigen Kopfschmerzen sein Gesicht wieder. Sein Augen-Paar gieng also aus seinen Schlupfwinkeln hervor. Aber nicht lange, so fiel er in seine vorige Blindheit zurück; und also war auch die andre Hälfte des Orakels erfüllt: das Paar war in seinen vorigen Zustand zurückgekehrt. Da der König Aristodem diese betrübte Nachricht erfuhr, und sie mit andern unglücklichen Vorbedeutungen und Träumen verglich: überzeugte er sich so vollständig von dem unausbleiblichen Verderben seines Vaterlandes, daß er sich auf dem Grabe seiner Tochter, die er nun umsonst getödet hatte, selbst entleibte.

Die Messenier hielten zwar ihren Untergang für unvermeidlich; doch konnten sie sich nicht entschliessen, die Lacedämonier um Gnade

zu

zu bitten. Sie setzten sich noch fünf Monate zur Wehr, wiewohl sie keinen König mehr gewählt hatten. Als aber in dieser Zeit auch ihre Feldherren starben, verliessen viele von ihnen ihr Vaterland, und zerstreuten sich in die Länder ihrer Bundesgenossen, der Arkadier, Argiver, und Sicyonier, die es immer mit ihnen gehalten hatten; die, welche aus den Priesterfamilien waren, giengen nach Eleusis; die übrigen zertheilten sich wieder in die Gegenden, die sie vor ihrer Einschliessung in Ithome bewohnt hatten.

So war es also endlich nach zwanzig Jahren den Lacedämoniern gelungen, sich zu Herren von Messene zu machen. Sie legten dem Ueberreste der Einwohner zwar keinen Tribut an Geld auf, behandelten sie aber sonst strenge genug, und liessen sie fühlen, daß sie ein sklavisches Volk aus einem freien geworden waren. Sie mußten von dem, was sie auf dem Felde bauten, die Hälfte nach Sparta liefern, und, wenn ein König in Sparta starb, in schwarzen Kleidern bei seinem Leichenbegängnisse sich einfinden.

In dieser Lage blieben sie neun und dreisig Jahre; fühlten aber das schmerzhafte und erniedrigende derselben in seiner ganzen Schwehre: In dieser Zeit war eine Jugend nachgewachsen, die die Uebel des Krieges noch nicht empfunden hatte, und deren Muth also noch ganz ungeschwächt war. Die Erzählungen ihrer Eltern

von dem vorigen Zustande Messeniens, und das dadurch erschwehrte Gefühl ihrer Leiden machten ihnen ihr Joch unerträglich, und entzündeten den Vorsatz, lieber zu sterben oder ihr Vaterland zu verlassen, als diese Knechtschaft länger zu erdulten.

Der feurigste unter diesen Jünglingen war Aristomenes, aus dem königlichen Geschlechte des Aepytus. Sein Muth entflammte seine ganze Nation, und hauchte ihr die Freiheitsliebe ein, die sie zu einer Standhaftigkeit und zu Thaten begeisterte, die die Bewunderung der Nachwelt verdienen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Nation in einem Manne, dessen Ueberlegenheit sie alle fühlten, dessen Tapferkeit und Klugheit die ihrige so weit übertraf, etwas mehr als menschliches zu erblicken glaubte; und es ist ganz der Denkungsart dieses Zeitalters angemessen, daß sie behaupteten, seine Mutter Nikotelea habe ihn von einem Gott in Drachengestalt, empfangen, wiewohl sie diesen Gott nicht genauer bestimmten, und den Aristomenes, selbst wann sie ihm opferten, den Sohn des Nikomedes nannten.

Die ersten Versuche, die Aristomenes zur Befreiung seines Vaterlandes machte, waren nicht verwegene Schritte eines brausenden Jünglings, sondern bedächtliche Maaßregeln eines weisen Mannes. Nachdem er der Gesinnung seiner Nation gewiß war, auf die er ver-

vermuthlich schon als Abkömmling ihrer Könige grossen Einfluß hatte, fragte er auch in der Stille bei ihren ehemaligen Bundesgenossen, den Argivern und Arkadiern an, ob er bei einer Empörung gegen die Spartaner auf ihren Beistand rechnen dürfte. Und erst als diese ihm denselben aus Haß gegen die Spartaner zugesichert hatten, brach er mit seiner Unternehmung los.

In Sparta regierten bei dem Ausbruch des Krieges Anaxander aus dem Agisschen, und Anaxadamus aus dem Eurytionischen Geschlechte.

So bald die Empörung der Messenier bekannt wurde, zogen die Spartaner gegen sie zu Felde, und es kam zu einer Schlacht bei Derä. Aristomenes that Wunder der Tapferkeit in derselben, aber der Sieg blieb unentschieden. Die Messenier verkannten darum seine Verdienste nicht; sie wählten ihn unmittelbar nach der Schlacht zu ihrem Könige, und, als er diese Würde nicht annahm, zu ihrem obersten, unumschränkten Feldherrn.

Ueberzeugt, daß zu dem glücklichen Fortgange des Krieges auserordeátliche Thaten bei dessen Anfang nöthig seien, welche den Muth der Seinigen erhöhten, und die Feinde in Bestürzung setzten, wagte es Aristomenes, zu Nacht nach Sparta zu gehen, und dort an dem Tempel der Minerva einen Schild mit der Beischrift aufzuhängen: Minerven von der

Spartanischen Beute gewidmet durch Aristomenes.

Dieses Wagestück gelang nach Wunsche. Die Lacedämonier wurden über diese unbegreifliche Kühnheit so bestürzt, daß sie sich um Rath an das Delphische Orakel wandten. Sie erhielten den Bescheid, sich einen Rathgeber von den Athenienfern zu hohlen. Die Athenienser wünschten eben nicht, daß den Lacedämoniern eine Eroberung leicht würde, die ihre Macht so ansehnlich vergrösserte; und doch hatten sie zu viel Ehrfurcht für das Orakel, um ihr Verlangen geradezu ihnen abzuschlagen: sie wählten also den Ausweg, ihnen einen Mann zu schicken, von dem es höchst unglaublich war, daß er ihnen beträchtliche Dienste leisten könnte. Dieser Mann war der so berühmt gewordene Tyrtäus, damals ein Sprachschulmeister, der für ziemlich einfältig gehalten wurde, und dessen Aeuseres sehr unansehnlich war, denn er hinkte auf einem Fusse. Die Lacedämonier erriethen ohne Zweifel die Absicht der Athenienser, und setzten wenig Vertrauen in ihren neuen Rathgeber; aber doch war auch ihnen der Ausspruch des Orakels zu heilig, um sich dagegen aufzulehnen. Und so erhielt denn Tyrtäus Gelegenheit, durch ein glänzendes Beispiel zu zeigen, welche Gewalt die Dichtkunst über das Herz des Menschen habe. Denn man darf behaupten, daß die Lacedämonier ohne ihren Tyrtäus Messene

nie

nie erobert haben würden. Zwar that er sich weder durch Tapferkeit, noch durch besondre Schlauheit hervor; zwar konnte er nicht verhindern, daß die Lacedämonier öfters der Tapferkeit Aristomens unterlagen: aber er verwehrte, durch die belebende Stärke seiner Lieder, daß ihr Muth nicht unterlag, daß sie der Tapferkeit und dem Glück ihrer Feinde eine Standhaftigkeit entgegensetzten, die doch zuletzt ein glücklicher Erfolg krönte.

Gleich die erste Schlacht, der er beiwohnte, gab ihm Veranlassung, eine Probe seiner Kunst zu machen. Sie wurde bei einem Flecken in Messene gehalten, der Kaprosema hies *). Beide Parteien waren durch ihre Bundesgenossen verstärkt: die Messenier durch Elier, Arkadier, Achiver, und Sicyonier; die Spartaner hauptsächlich durch die Korinther.

Die Messenier gewannen diese Schlacht fast ganz allein durch die Tapferkeit Aristomens. Er hatte sich eine Art von Leibwache aus achtzig tapfern Messeniern gemacht, die mit ihm gleiches Alters waren, und die durch diese Auszeichnung, durch seine Gegenwart und sein Beispiel, und durch die Gewißheit, von ihm bemerkt zu werden, zu einem wahren Heldenmuth begeistert wurden. Mit dieser Cohorte griff

*) καπρος σημα, Denkmal des wilden Schweins, von einem Bunde, den Herkules daselbst, mit Opferung eines wilden Schweines, gemacht haben soll.

griff er den Spartanischen König, Anaxander, an, der die tapfersten Lacedämonier um sich hatte. Er fand männlichen Widerstand, und nur die an Raserei gränzende Tapferkeit der Messenier konnte, nach vielen Wunden, diesen fürchterlichen Haufen trennen und in die Flucht iagen. Aristomenes verfolgte sie nicht, sondern trug das Nachsetzen einem andern Messenischen Trupp auf. Er selbst griff einen andern Spartanischen Trupp an, warf auch diesen, und ließ ihn von andern Messeniern verfolgen; und so drang er durch die ganze Spartanische Armee durch, und setzte sie und ihre Bundesgenossen durch seine, wie es ihnen vorkam, übermenschliche Tapferkeit in solches Schrecken, daß sie in gänzlicher Unordnung ein schimpfliche Flucht ergriffen. Aristomenes verfolgte sie mit aller Hitze eines glücklichen Siegers, und hörte nicht auf die Ermahnungen der Wahrsager, nicht über einen wilden Feigenbaum hinaus zu gehn, bei dem die Beschützer der Spartaner, Kastor und Pollux, sich niedergelassen hätten. Der Zufall bestätigte die Warnung der Wahrsager: Aristomenes verlohr bei dem Baume seinen Schild, und die Zeit, die er mit dem Aufsuchen desselben verlohr, rettete noch viele seiner Feinde *). Aristo-

*) Er fand ihn nachher, nach der Angabe des Delphischen Orakels, im Innersten des Tempels des Trophonius, zu Lebadea, ohne daß man Nachricht hätte, von

Aristomenes ärntete den Lohn seiner Tapferkeit in der Dankbarkeit seiner Landsleute ein. Die Frauen zogen ihm entgegen, als er nach Andania gieng, sangen ihm Loblieder, und bestreuten ihn mit Blumen und Kränzen.

Die Spartaner verlohren allen Muth, und es bedurfte der dichterischen Zauberkraft ihres Tyrtäus, sie von dem Entschlusse abzubringen, den Krieg aufzugeben. Er füllte die Lücke, die durch das Treffen unter ihnen entstanden war, durch Heloten aus.

Aristomenes wurde mit iedem Tage unternehmender. Er überfiel die Lacedämonische Stadt, Pharä, machte nieder, was sich zur Wehr setzen wollte, führte eine ansehnliche Beute mit fort, und zog wieder nach Messene. Zwar hohlte ihn Anaxander ein, aber er war nicht im Stande, ihm die Beute abzunehmen. Aristomenes iagte ihn in die Flucht, und nur eine Wunde, die er in das dicke Bein bekam, hielt ihn ab, ihn weiter zu verfolgen.

So bald er geheilt war, unternahm er einen ähnlichen Ueberfall auf Sparta selbst. Der Aberglaube hintertrieb aber dieß grosse Unternehmen. Die Dioskuren, die schon in

von wem er gefunden und dahin gebracht worden sei. Er hieng ihn in diesem Tempel auf, wo ihn Pausanias noch gesehen haben will. Er erzählt, daß auf dem Schilde ein Adler als Zierrath gewesen sei, dessen ausgebreitete Flügel biß an den Rand gereicht hätten. L. IV. c. 16. p. 319.

der letzten Schlacht sein Nachsetzen gehemmet hatten, erschienen ihm, mit ihrer Schwester Helena, und schreckten ihn von seinem Vorhaben zurück.

Er unterließ indessen nicht, den Spartanern bei ieder Gelegenheit Schaden zu thun. Die Spartanerinnen feierten der Diana in dem Flecken Karyä, wo sie einen Tempel hatte, jährlich ein Fest mit Tänzen *). Aristomenes überfiel den Flecken an diesem Feste, und führte die angesehensten der Spartanerinnen mit sich fort, die dann von ihren Vätern wieder freigekauft werden mussten. Freilich ist diese Art, Krieg zu führen, nach unsern Begriffen einem Helden nicht die anständigste; nach den damaligen aber war sie nicht nur gewöhnlich, sondern auch, wegen der Stille und Behendigkeit, die ein solcher Ueberfall erforderte, rühmlich: und Aristomenes adelte sie in der That noch dadurch, daß er diese Spartanerinnen vor Gewaltthätigkeiten, die einige betrunkene Messenier an ihnen verüben wollten, so nachdrücklich schützte, daß er einige von seinen eignen Leuten tödete, da er sie auf keine andre Art zurückhalten konnte.

Der glückliche Erfolg dieser Unternehmung verleitete Aristomen, eine ähnliche in Aegila,

*) Sie pflegten dabei die linke Hand in die Seite zu stützen, Athen. l. VI. c. 9. wie auch die Karyatiden in der Baukunst, die von ihnen den Namen haben, häufig abgebildet werden.

Aegila, einem Spartanischen Flecken, zu wagen, wo die Spartanerinnen der Ceres ein jährliches Fest feierten. Allein bei dieser wandte ihm das Glück mit bittrem Spotte den Rücken. Die Spartanerinnen setzten sich mit ihren Opfermessern, und Bratspiessen, und brennenden Fackeln zur Wehr, jagten nicht nur die Messenier davon, sondern nahmen auch den Held Aristomen gefangen. Doch die Liebe befreite ihn, und vielleicht war sie es, die ihm die Hände gebunden hatte. Er wurde der Priesterin der Ceres, Archidamea, übergeben, die ihn schon lange liebte. — Den andern Tag war er verschwunden, und die Priesterin versicherte, er habe die Stricke, die ihn fesselten, verbrannt *).

Der Haß des Glücks gegen ihn dauerte fort. Er lieferte den Spartanern bei dem grossen Graben **) eine Schlacht. Seinen linken Flügel machten Arkadische Hülfstruppen aus. Der Anführer derselben, Aristokrates, hatte sich von den Spartanern bestechen lassen, denen man Schuld giebt, daß sie die ersten unter den Griechen gewesen seien, die das Geld dazu anwandten, von dem sie sonst gar keinen Gebrauch machten. Als die Schlacht angieng, beredete Aristokrates seine Arkadier, sie stünden an einem höchst nachtheiligen Platz,

*) So erzählt es auch Plin. hist. nat. l. XI. c. 37. p. 207. ed. Basil. 1539.

**) μεγαλη ταφρος.

wo sie den Feinden unausbleiblich in die Hände fallen müssten. Auf einmal wandten sich diese, und zogen sich aus dem Treffen zurück. Bitten und Vorwürfe waren vergeblich. Die Messenier wurden umringt, und erlitten eine schreckliche Niederlage. Umsonst wandte Aristomenes und sein auserlesener Haufe alle Kräfte an. Ihre Anzahl war zu gering, die Uebermacht der Spartaner aufzuhalten.

Der Verlust der Messenier war so groß, daß Aristomenes die Hofnung aufgab, den Lacedämoniern im freien Felde widerstehen zu können. Er gieng nach Delphi, um sich Rath vom Orakel zu hohlen, bekam aber bloß eine dunkle Weissagung. Nach seiner Zurückkunft beredete er die Messenier, das Mittel zur Vertheidigung zu wählen, daß sie schon im vorigen Kriege ergriffen hatten, ihre Städte zu verlassen, und, so wie damals nach Ithome, so ietzt zusammen auf den Berg Ira zu ziehen. Dieser Rath wurde befolgt.

Die Messenier besassen also, auser dem Berge Ira, nichts mehr von ihrem Lande, als die westliche Küste, wo Pylus und Methone lagen. Auch betrachteten sie das übrige Messene als feindliches Land, und verwüsteten es so gut als das Spartanische Gebiet. Sie machten bei ihren häufigen Ausfällen so viele Beute, und besonders Aristomenes mit seinem Haufen, der nun auf fünfhundert angewachsen war, daß die Spartaner nur für sie das

Land

Land zu bauen schienen, und wirklich befahlen, das neu eroberte Messene und die daran gränzenden Spartanischen Ländereien nicht mehr anzubauen. Allein dieser Befehl wurde für die Spartaner sehr verderblich. Es entstund darüber eine Hungersnoth, und aus dieser ein Aufruhr, den nur die Muse des Tyrtäus zu stillen vermochte *).

Aristomen begnügte sich nicht einmal mit diesen Verheerungen. Er zog mit seiner Kohorte in der Nacht vom Ira aus, und marschirte die Nacht durch so schnelle, daß er noch vor Sonnen Aufgang an die Spartanische Stadt Amyklä kam, sie einnahm, plünderte, und mit der Beute nach Hause zurückgieng, ehe man in Sparta Anstalten zum Nachsetzen machen konnte.

Nun beschlossen die Lacedämonier, alles anzuwenden, um sich Aristomens zu bemächtigen. Sie legten mehr als die Hälfte ihres Heers mit ihren beiden Königen in Hinterhalte: und es gelang ihnen, den Aristomen in die Mitte zu bekommen. Er wehrte sich zwar mit Löwenmuth; aber er bekam viele Wunden: und als ihn endlich ein Stein an das Haupt traf, sank er vom Pferde, und die Lacedämonier nahmen ihn mit funfzig von seinen fünfhunderten gefangen.

Mit

*) Durch ein Gedicht, das er Eunomia nannte. Aristotel. Polit. l. V. c. 7. p. 586. ed. D. Heinf.

Mit Recht glaubten sie nun, den Krieg grösstentheils geendigt zu haben. Sie verurtheilten ihre Gefangenen zum Tode, und warfen sie in einen tiefen Schlund *), in den sie die schwehrsten Verbrecher zu werfen pflegten. Die Gefährten Aristomens blieben vom Falle auf der Stelle: ihn bewahrte das Schicksal zu mehr grossen Thaten für sein bedrängtes Vaterland auf. Er kam unverletzt auf den Boden des Abgrunds.

Indessen zeigte sich kein Fünkchen Hoffnung zu seiner Rettung, in der dicksten Finsterniß, unter den Haufen lang vermoderter, und so eben entseelter Leichname. Er legte sich also auf den Boden, verhüllte sich das Haupt mit seinem Mantel, und erwartete seinen Tod. In dieser Lage blieb er biß an den dritten Tag, wo ihn ein abentheuerlicher Zufall, von der Art, wie die Geschichte äuserst selten aufweist, und die man selbst in Romanen zu wenig wahrscheinlich findet, einen Ausweg aus diesem Grabe zeigte. Er hörte nahe bei sich ein Geräusch; wickelte sich aus seinem Mantel, und sah um sich. Seine Augen waren der Finsterniß schon gewohnter: er erkannte einen Fuchs, der an den Leichnamen nagte. Der Fuchs musste durch irgend eine Oeffnung in diesen Schlund gekommen sein; vielleicht konnte Aristomen durch eben diese hinaus-

*) Der Ceadas oder Cäadas hies. S. Meurs. misc. Lac. l. III. c. 7.

hinauskommen. Kein Zug in seiner Geschichte setzt die Heldengrösse seiner Seele so sehr ins Licht, als diese bewundernswürdige Gegenwart des Geistes nach einer zweitägigen ruhigen Erwartung des gewissen Todes — und wie ruhig musste der dem Tod entgegen gesehen haben, der mit so vieler Ueberlegung das erste Mittel, ihm zu entgehen, ergreifen konnte! — Er bewegte sich nicht, biß der Fuchs an ihn hin kam. Dann ergriff er ihn mit der linken Hand; die rechte hatte er in seinen Mantel gewickelt, und hielt sie dem Fuchse vor, wenn er um sich biß. So gieng er dem Fuchse nach, wo er gehn konnte, und kroch, wo die Höhle niedriger wurde: und ließ den Fuchs nicht eher los, als biß er eine kleine Oeffnung gewahr wurde, durch welche ein Lichtstrahl fiel, und die der gewöhnliche Ein- und Ausgang des Fuchses war. Diese Oeffnung erweiterte er mit seinen Händen, und machte sie groß genug, um durchschlüpfen zu können.

So kam er glücklich zu seinen Messeniern, die ihn und sich beweinten. Und wer beschreibt das Erstaunen, die erst ungläubige, dann unbegränzte Freude der Messenier bei seiner Ankunft.

Das Gerücht von derselben kam bald auch nach Lacedämon, und man lachte dort über diese Todenerscheinung. Allein ein unangenehmes Ereigniß überzeugte sie bald. Die Korinther schickten ihnen Hülfsvölker zur

Be-

Belagerung des Bergs Ira. Diese besorgten auf ihrem Zuge nichts Böses, und wandten daher weder auf demselben, noch im Lager einige Vorsicht gegen einen unvermutheten Angriff an: und vielleicht trug selbst die Nachricht von Aristomens Tode zu dieser Sicherheit bei. Auf einmal aber wurden sie zu Nacht im Schlafe überfallen, viele von ihnen niedergehauen, ihre Anführer getödet, und ihr Lager geplündert. Als der Bericht von diesem Verluste nach Sparta kam, zweifelte kein Spartaner mehr, daß Aristomen noch lebte: und wirklich hatte seine Wachsamkeit diesen Streich ausgeführt.

Aristomenes hatte seine Freiheit noch nicht lange genossen, als er in Gefahr kam, sie wieder zu verliehren. Die Lacedämonier feierten das Fest des Hyacinthus *), und hatten deßwegen einen vierzigtägigen Stillstand mit den Messeniern gemacht. Im Vertrauen auf denselben entfernte sich Aristomenes ohne Bedeckung etwas vom Ira, und fiel sieben Kretischen Bogenschützen in die Hände, die im Messenischen streiften, und auf ihn lauerten. Sie überwältigten und banden ihn. Zwei von ihnen liefen nach Sparta, um diese erfreuliche Nachricht zu bringen. Die fünf andern führten ihn fort. Sie waren genöthigt, noch

*) Sie feierten es jährlich zu Amyklä. S. Potters griech. Archäol. nach J. J. Rambachs Ueberseţung. I. B. S. 943. f.

noch im Messenischen mit ihm zu übernachten, und führten ihn also zu einer Wittwe, die eine achtzehniährige Tochter hatte. Zum zweitenmal half ihm weibliche Gutherzigkeit aus der Gefahr: die Tochter wurde seine Erretterin. Um der Begebenheit einen Anstrich von Wunderbarem zu geben, erzählt man, daß sie in der vorhergehenden Nacht geträumt habe, es würde von einigen Wölfen ein Löwe, gebunden und seiner Krallen beraubt, zu ihr gebracht. Sie habe sich ermannt, den Löwen zu befreien, und ihm seine Krallen wieder zu geben, worauf er die Wölfe zerrissen. Bewogen also durch diesen Traum, oder bloß durch Hochachtung für Aristomen, berauschte sie die Bogenschützen; nahm, als sie eingeschlaffen waren, dem einen das Schwert, und löste damit Aristomens Bande. Aristomen machte mit diesem Schwerte seine Wächter nieder. Zur Dankbarkeit nahm er seine Befreierin mit sich, und verheirathete sie an seinen Sohn Gorgus.

Er fuhr nach seiner Befreiung fort, den Spartanern so viel Schaden durch seine Streifereien zuzufügen, als ihm möglich war. Er befreite unter andern einen Cephallenischen Kaufmann, der den Messeniern ihre Bedürfnisse zuführte, und von den Spartanern war aufgefangen worden. Allein er bekam bei diesem Gefechte eine Wunde, die, ob sie gleich nicht

gefähr-

gefährlich war, den Verlust vom Ira nach sich zog.

Es fiel nehmlich wenige Tage hernach eine abscheulich regnichte und stürmische Nacht ein. Die Wachen der Messenier waren diesem Sturm und Regen ohne alle Bedeckung ausgesetzt; denn die Mauern waren in der Eile erbaut worden, und weder mit Thürnen noch mit einer Bedachung versehen; Aristomen war durch seine Wunde gehindert, herumzugehn und den Posten nachzusehen; von den Spartanern schien in einer solchen Nacht nichts zu fürchten zu sein: die Wachen zogen also in der Stille ab, und giengen nach Hause. Einer von ihnen wohnte auserhalb der Mauer, denn nicht alle Messenier hatten innerhalb derselben Raum. Er kam seiner Frau sehr unvermuthet, die eben einen Liebhaber bei sich hatte. Dieß war ein Spartanischer Ueberläufer, der zuvor die Heerde eines vornehmen Spartaners, Emperamus, gehütet hatte, und mit seiner Heerde auf den Ira geflohen war. Er hatte immer die Zeit abgepasst, wenn die Wache den Messenier traf, und war dann zur Frau geschlichen; und also befand er sich auch iezt bei ihr. Bei der Ankunft ihres Mannes versteckte sie ihn eilig. Der Mann erzählte ihr, daß alle Messenier, welche die Wache gehabt hätten, wie er, nach Hause gegangen seien. Der versteckte Ueberläufer hört dieß mit an, eilt, sobald er es mit Sicherheit konnte, fort, und läuft

ge=

geradesweges zu Emperamus, seinem vorigen Herrn, der eben damals das Commando über das Heer hatte, das vor dem Ira lag; denn die beiden Könige waren nicht im Lager. Er erzählt diesem, ohne Zweifel in der Hoffnung, auser der Verzeihung seiner Flucht, noch eine ansehnliche Belohnung zu erhalten, was er von dem Messenier gehört hatte, daß die Mauer der Burg auf dem Ira ganz von allen Wachen verlassen, daß also dieß der günstigste Augenblick sei, in der Finsterniß dieser Nacht, des Zufluchtsortes der Messenier sich zu bemeistern.

Emperamus vernachlässigte diese wichtige Nachricht nicht. Er ließ seine Leute unverzüglich zu den Waffen greifen, und führte sie den Berg hinan. Der Ueberläufer zeigte ihnen den Weg. Sie hatten viele Schwiehrigkeiten zu überwinden. Der Regen dauerte fort, der Weg war schlüpfrig, und die dicke Finsterniß machte ihn noch beschwehrlicher. Aber die Hoffnung, die Burg zu ersteigen, und einem so langwiehrigen Kriege ein Ende zu machen, besiegte die Schwiehrigkeiten leicht. Sie kamen an die Mauer, legten Leitern an, und erstiegen sie unbemerkt und ungehindert.

Diese Begebenheit, die das Schicksal von Messene entschied, ist, wie man sieht, eine von den vielen wichtigen Begebenheiten, die aus einem Zusammenflusse geringfügiger Umstände entstehen, und durch welche das Schick-

sal, der viel sich dünkenden Klugheit und Wachsamkeit der Menschen zu spotten scheint; so wie im Gegentheil die unbedeutenden Erfolge, die oft aus mühsam erdachten, angelegten, und ausgeführten Anstalten hervorgehen, das Ansehen haben auf die Demüthigung der sich brüstenden Weißheit und Scharfsicht abzuzielen.

Die Messenier erfuhren die Ankunft der Feinde nur durch das ungewöhnliche Bellen der Hunde, das sie aus dem Schlaffe weckte, als die Spartaner bereits die Mauern besetzt hatten. Sie ergriffen sogleich die Waffen, wie sie ihnen in die Hände fielen, und der plötzliche Schrecken, und die Finsterniß und der Sturm hielten sie nicht ab, aus ihren Häusern zu eilen, und sich zur Vertheidigung zu rüsten. Aristomen und der Wahrsager Theoklus, die, nebst ihren Söhnen, die Gegenwart der Feinde zuerst gewahr worden waren, liefen durch die ganze Stadt, riefen die heraus, die noch nicht wach waren, und ermunterten alle, ihr Leben an die Erhaltung des Vaterlandes zu wagen.

Das Benehmen Aristomens und seiner Messenier in dieser fürchterlichen Lage bewährt die unerschütterliche Festigkeit ihres Muthes. Im freien Felde selbst dem überlegenen Feinde herzhaft ins Auge zu sehen, ist rühmliche, aber nicht seltene Tapferkeit. Aber bei einem solchen Ueberfalle, in solcher schrecklicher Ungewißheit

wißheit über die Stärke des Feindes, nach dem Verluste iedes Zufluchtortes, unverzüglich Widerstand zu thun, das ist Heldenmuth. Und manche griechische Stadt, die durch ihre Tapferkeit unsterblich worden ist, würde diese entscheidende Nacht in unentschlossenem Zagen zugebracht haben, und die Nacht würde die letzte der Freiheit gewesen sein. In der That ist das Unglück die wahre Feuerprobe der glänzenden Eigenschaften des Menschen, die in derselben, ie nach ihrem innern Gehalte, entweder in Rauch verfliegen, oder, geläutert, im reinsten Glanze strahlen.

Der Muth Aristomens und des Wahrsager Theoklus erscheint hier über den Muth der übrigen Messenier noch weit erhaben. Die Messenier hatten durch ihre Aufmunterung doch Hoffnung zum Siege gefasst: sie selbst aber hatten nicht die geringste; sie waren überzeugt, das Schicksal habe den Untergang Messenens beschlossen, und konnten also keine andre Absicht haben, als, ihre Freyheit nicht zu überleben, und einen rühmlichen Tod im gerechten Kampfe zu sterben. Aristomens Glaube an die Untrüglichkeit der Orakel ist schon in mehreren Stellen dieser Erzählung sichtbar gewesen. Der letzte Orakelspruch, den er mit dem Theoklus nach der unglücklichen Schlacht bei dem grossen Graben gehohlt hatte, hatte Messenen den Untergang prophezeit, wenn ein Tragus aus dem Flusse Neda trin-

ken würde. Tragus *) bezeichnet gewöhnlich im griechischen einen Ziegenbock. Aristomen sorgte also, so viel es sich thun ließ, dafür, diese Thiere vom Flusse entfernt zu halten. Allein das nehmliche Tragus bedeutet auch einen wilden Feigenbaum: und Theoklus bemerkte eines Tages, daß ein solcher Baum, der am Ufer stund, so krumm gewachsen war, daß seine äußersten Zweige in das Wasser hinein hiengen. Er theilte diese Bemerkung dem Aristomenes mit: und von diesem Augenblicke an, hielten beide Messene für verlohren; beide aber vergruben dieses traurige Geheimniß in ihrer Brust. Noch hatten die Messenier geheime Schriften, die ihre Mysterien betrafen **). Eine Weissagung des Hierophanten Lykus hatte ausgesprochen; wenn diese Schriften zu Grunde giengen, würde Messene auf immer vernichtet werden; würden sie aber erhalten, so würden die Messenier einst noch ihr Vaterland retten. Um diese Hoffnung zu versichern, trug Aristomen diese Schriften heimlich auf den Berg Ithome, vergrub sie dort, und übergab sie dem Schutze Jupiters und der übrigen Schutzgötter von Messene. Und nachdem er so für eine glücklichere Zukunft so gut er konnte

gesorgt

*) τραγος.

**) Ihre Mysterien hatte Kaukon schon unter ihrem ersten Könige, Polykaon, im 25. S. von Elevsis gebracht, Lykus bald darauf vermehrt, und Methapus in der Folge verändert. Pausan. IV, 1. p. 281.

gesorgt hatte, erwartete er geruhig den Ausbruch des Verhängnisses.

Die Nacht des Ueberfalls gieng vorüber ohne daß von beiden Seiten etwas erhebliches geschehen wäre. Die Spartaner, welche sahen, daß die Messenier sich zur Vertheidigung anschickten, wagten es aus Unkunde des Ortes nicht, etwas zu unternehmen. Die Messenier, denen Aristomen keine bestimmten Befehle geben konnte, die bei dem heftigen Regen keine Fackel brennend erhalten konnten, mussten sich auch bloß leidend verhalten.

Als aber mit Anbruch des Tages beide Parteien sich erkannten, griffen die Messenier, welche Aristomen und Theoklus biß zur Raserei begeistert hatten, die Lacedämonier, wo sie ihnen beikommen konnten, wüthend an. Ihre Frauen trugen Steine zusammen, um sie von den Dächern auf die Feinde zu werfen. Aber der anhaltende heftige Regen machte es ihnen unmöglich, auf die Dächer zu gehen. Also griffen auch sie zu den Waffen, und erhöhten durch ihre Theilnehmung und durch ihr Beispiel den Muth der Männer. Und vielleicht würden sie, glaubt Pausanias, noch das Schicksal gebeugt haben, wenn es durch Tapferkeit hätte gebeugt werden können; aber seine Hand lag zu schwehr auf ihnen. Der Regen dauerte mit der äußersten Gewalt, und mit einer erstarrenden Kälte fort: ein heftiges Donnerwetter begleitete ihn, und der religiöse

Aberglaube bemerkte, daß die Blitze den Spartanern zur Rechten fielen, worin diese die günstigste Vorbedeutung fanden. Die Weiber der Messenier verlohren endlich Kräfte und Muth. Die Spartaner benutzten ihre Ueberlegenheit in der Anzahl, liessen immer die Hälfte ihrer Streiter ausruhen, und dann die ermüdeten ablösen. Dennoch hielten die unerschütterlichen Messenier drei Tage und drei Nächte fast unausgesetzt den Kampf aus.

Theoklus sah die Unmöglichkeit, sich zu erhalten. Er rief den Aristomen zu sich. Was matteſt du dich vergebens ab? sagte er. Es ist einmal verhängt, Messene muß in der Spartaner Hände fallen. Rette dich, rette die Messenier, so gut du kannst. Mich ruft der Gott, dem ich diene, zum Tod fürs Vaterland. So sprach er, stürzte sich unter die Spartaner, rief ihnen zu *): Ihr werdet euch nicht immer des Besitzes von Messene freuen — verwundete und erlegte ihrer viele, und erlag endlich als ein Held, unter seinen Wunden.

Aristomen folgte dem letzten Rathe seines Freundes: überließ den tapfersten von den seinigen

*) Bei dieser Erzählung heist es im Paus. IV, 21. p. 332. Και οἱ ναι ες τους Λακεδαιμονιους επεισιν εκβοησαι τοσονδε. Hier muß wahrscheinlich και οἱ ausgestrichen, und für εκβοησαι gelesen werden εκβοησας.

nigen den Kampf gegen die Feinde; rief die übrigen ab, und befahl ihnen, ihre Weiber und Kinder in die Mitte zu nehmen, und sich zum Abzug in Ordnung zu stellen. Seinem Sohne, Gorgus, und Theoklus Sohne, Mantiklus, übergab er die Anführung des Nachzugs: er stellte sich an die Spitze; winkte mit seinem Spiesse den Spartanern, daß sie ihn durchziehen lassen sollten, und die Spartaner fanden nicht rathsam, Leuten von so verzweifelter Tapferkeit den Weg zu versperren. Sie öffneten ihre Glieder, und die Messenier zogen ungehindert durch sie hindurch.

So kamen sie an den Berg Lycäum in Arkadien, an der Gränze von Messene. Hier empfiengen sie die Arkadier, ihre alten Freunde, versorgten sie mit Speise und Kleidern. Die Vornehmsten von ihnen sprachen ihnen Trost zu, und führten sie auf ihrem Zuge. Die Arkadier vertheilten sie in ihre Städte, und wiesen ihnen Ländereien zum Anbau an. Auch gaben sie ihnen ihre Töchter zu Weibern *).

Es ist befremdlich, daß so treue Bundesgenossen, die sich, nach der Einnahme von Ira, so wenig durch einige Furcht vor den Lacedämoniern abhalten liessen, den Messeniern beizustehen, ihnen nicht früher Hülfe zugeschickt hatten, die sie wahrscheinlich gerettet haben würde, da sie doch in den drei Tagen, welche

*) Polyb. l. IV. c. 33.

die Messenier mit den Spartanern kämpften, Zeit dazu gehabt hätten. Sie hatten aber wirklich den Vorsatz gehabt, ihnen zu Hülfe zu eilen, und, auf die erste Nachricht von Ersteigung des Ira, von ihrem Könige Aristokrates verlangt, sie dahin zu führen. Allein das war eben der Verräther, der in der Schlacht beim grossen Graben die Messenier verlassen, und ihnen dadurch die schwehre Niederlage zugezogen hatte. Dieser Aristokrates versicherte sie, die Hülfe käme zu spät; es sei kein einziger Messenier dem Schwerte der Spartaner entgangen. Und so war der Zug nach dem Ida unterblieben.

Eben dieser Verräther hintertrieb einen Anschlag Aristomens, der alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs hatte, und den Spartanern die ganze Frucht eines so langwierigen Krieges entrissen haben würde. Aristomen wollte die Stadt Sparta selbst überfallen. Er berief fünfhundert Messenier, die er als die entschlossensten kannte, zu sich, und fragte sie in Gegenwart des Aristokrates, in den er kein Mißtrauen setzte, — denn sein Betragen beim grossen Graben hielt er bloß für Feigheit — und in Gegenwart einer Menge von Arkadiern: ob sie wohl mit ihm in den Tod gehen wollten, um ihr Vaterland zu rächen. Alle riefen, ja. Nun entdeckte er ihnen seinen Plan: er wollte sie Abends nach Sparta zu führen. Sie könnten leicht die Stadt überrumpeln;

rumpeln; denn die meisten Spartaner wären auf dem Ira, die übrigen giengen ab und zu, um die dasige Beute nach Sparta zu bringen. Glückte es ihnen, Sparta einzunehmen und zu behaupten; so wollten sie die Spartaner nöthigen, ihre Stadt gegen Messene einzutauschen; verunglückte das Unternehmen; so würden sie doch den ruhmvollesten Tod für das Vaterland sterben. Dieser Entwurf gefiel nicht nur allen Messeniern, sondern auch dreihundert Arkadier wollten Theil daran nehmen. Indessen konnte die Unternehmung diesen Abend nicht mehr ausgeführt werden, denn die Opfer waren nicht günstig. Und den folgenden Tag erfuhren sie, daß sie schon an die Spartaner verrathen waren.

Aristokrates hatte sogleich durch einen Sklaven, der seinem Herrn treuer war, als sein Herr dem Vaterlande, einen schriftlichen Bericht von Aristomens Anschlage an den König Anaxander geschickt. Anaxander dankte ihm dagegen schriftlich für seine guten Dienste, sowohl bei dieser Gelegenheit, als vorher, und versprach alle Erkenntlichkeit. Der Sklave fiel auf dem Rückwege mit diesem Schreiben in die Hände einiger Arkadier, die auf ihn lauerten, weil ihnen Aristokrates schon lange verhasst und verdächtig war. Das Schreiben Anaxanders wurde vor den Arkadiern und Messeniern öffentlich abgelesen. Dem Verräther blieb keine Ausflucht übrig, und die

Arkadier steinigten ihn auf der Stelle *). Sie forderten auch die Messenier dazu auf. Diese blickten auf ihren Aristomen; aber dieser stund in stummen Schmerz, die Augen auf den Boden geheftet, und bittre Thränen fielen über seine Wange.

Wie leicht sein Vorhaben auszuführen gewesen sein würde, zeigte sich dadurch, daß ein Messenier, Eueraetidas, aus Verdruß über dieses vereitelte Vorhaben, die doch nun gewarnten Spartaner, mit funfzig Mann auf dem Ira überfiel, und sie so unbereitet antraf, daß er eine Menge von ihnen niederhieb, biß er selbst auch seinen Tod dabei fand.

Ueber Aristomen war es einmal vom Schicksal beschlossen, daß er den Spartanern kein Leid mehr zufügen sollte, wiewohl er den Gedanken der Rache so wenig fahren lassen konnte, daß er sich deßwegen weigerte, mit andern Messeniern nach Sicilien zu gehen. Er blieb bei den Arkadiern, und genoß von ihnen die ausgezeichneteste Achtung. Er verheirathete seine Schwester, und zwei seiner Töchter daselbst. Die dritte bekam den Rhodier, Damagetus, König von Jalysus auf Rhodus, auf eine für Aristomen sehr ehrenvolle Art, zum Gemahl. Aristomen und Damagetus waren in Delphen zusammen getroffen.

Dama-

*) Nach dem Polybius vertilgten sie sogar sein ganzes Geschlecht. l. IV. c. 33.

Damaget hatte das Orakel gefragt, woher er sich eine Gattin wählen sollte. Das Orakel hatte ihm geantwortet, er solle die Tochter des bravsten Mannes in Griechenland heirathen: und sogleich bat er Aristomen um die seinige.

Aristomen gieng mit seinem Eidam nach Rhodus. Von da war er gesonnen, zu den Königen von Lydien und von Medien zu gehen, vielleicht um von ihnen Hülfe gegen die Spartaner zu verlangen; allein eine Krankheit verhinderte ihn daran, an der er in Rhodus starb. Die Rhodier errichteten ihm ein kostbares Monument.

Die Geschichte hat kaum ein Gegenstück zu dem Charakter und den Begebenheiten dieses grossen Mannes aufzuweisen, der so grosse Talente, so beharrlich, so rein von allen Nebenabsichten, ganz seinem Vaterlande widmete, in keiner Glücksumwandlung, so plötzlich und schrecklich sie sein mochte, Muth und Besonnenheit verlohr, und durch seine Tapferkeit bewirkte, daß sein Vaterland, so zu sagen, seinen eignen Untergang überlebte.

Von seiner persönlichen Tapferkeit zeugen auch drei Hekatomphonien, die er dem Jupiter auf Ithome, brachte, und die nach Messenischer Sitte nur der bringen durfte, der *) hundert Feinde eigenhändig erlegt hat

*) wie das Wort ἑκατομφονια schon zu verstehen giebt.

hat *). Von dem Ruffe einer so ungewöhnlichen Tapferkeit scheint auch das Gerücht hergekommen zu sein, daß sein Herz mit Haaren bewachsen gewesen sei. Eine offenbare Fabel, welcher zufolge Aristomen den Spartanern zuletzt lebendig in die Hände gefallen wäre, die ihm dann die Brust aufgeschnitten hätten **).

Die Messenier behielten ein dankbares Andenken seiner Verdienste um das Vaterland, noch lange nach seinem Tode. Als sie die Stadt Messene bauten, brachten sie, unter den Göttern und Heroen, die sie um Beschüz-

zung

*) Freilich zweifelt Plutarch in Romul. p. 33. ed. Ruald. daran, aber ohne hinlänglichen Grund.

**) So erzählt es Stephanus de urb. v. Ἀνδανια. Er beruft sich auf Herodot und Rhianus. Allein im Herodot findet sich nichts vom Aristomen; und Rhianus ist gerade der Schriftsteller, welchem Pausanias folgte, von dem nicht zu vermuthen ist, daß er bei einem so erheblichen Umstand, ohne es zu erinnern, von ihm abgegangen sein sollte. Plinius erzählt es auch hist. nat. l. VII. c. 37. p. 207. und Valerius Maximus l. I. c. 8, 15. Beide geben keine Quelle an. Valerius Maximus begeht sogar den Fehler, ihn den Athenienſern in die Hände fallen zu lassen, und er hat Ausleger gefunden, die diesen Fehler treuherzig bestättigen. Oliverius erzählt umständlich, daß die Athenienser einen schwehren Krieg mit den Messeniern geführt hätten, u. s. w., und Colerus versichert, daß Valerius hier dem Pausanias folge, in edit. Thysii, Lugd. Bat. 1670. p. 125. Dieses Pröbchen mag jungen Lesern zur Warnung dienen, kein zu gränzenloses Vertrauen in die Erklärungen der Herausgeber klassischer Autoren zu setzen.

zung ihrer neuen Stadt anflehten, vorzüglich auch dem Aristomen Opfer; und errichteten ihm in der Rennbahn eine eherne Statue, und im Gymnasium ein Grabmahl. Sie behaupteten auch, seine Gebeine befänden sich in diesem Grabmahl, und seien auf Befehl des Pythischen Apollo von Rhodus gehohlt und hier aufbewahrt worden. Vor demselben opferten sie ihm jährlich einen Stier, mit einer besondern Ceremonie. Sie banden den Stier an eine vor dem Grabmahl stehende Säule. Tobte der Stier, und erschütterte die Säule; so war es ein glückliches Zeichen: blieb die Säule unbeweglich; so prophezeite ihnen das ein Unglück.

Die abergläubische Verehrung Aristomens gieng so weit, daß die Messenier versicherten, er habe auch lange noch nach seinem Tode, seinem Vaterlande zum Besten, den Thebanern in der Schlacht bei Leuktra Beistand geleistet. Die Thebaner selbst erzählten, das Orakel Trophons in Lebadea habe ihnen befohlen, den Schild Aristomens, den er in der Schlacht bei Kaprosema verlohren, und nachher im Tempel Trophons aufgehängt hatte, zu nehmen und öffentlich aufzustellen, wenn sie den Sieg erfechten wollten; und sie hätten der Befolgung dieses Befehls den Sieg zu verdanken *).

Dieser

*) Pausan. c. 32. p. 359. f.

Dieser Sieg hatte für die Messenier glückliche Folgen, wie aus der Fortsetzung ihrer Geschichte erhellen wird, die noch, in möglichster Kürze vorgetragen, hier Platz finden mag.

Dieienigen Messenier, welche die westliche Küste des Landes bewohnten, und also von Lacedämon am weitesten entfernt, und durch den Ira einigermassen gedeckt waren, hatten sich nicht mit Aristomen auf den Ira begeben. Sie wohnten theils in den Städten Pylus und Mothone, theils zerstreut auf dem Lande.

Nach Iras Eroberung giengen die Pylier und Mothonäer, deren Untergang nun unvermeidlich war, nach Cyllene, einem Seehafen von Elis. Von hier schickten sie zu Aristomenes, und baten ihn, sie anzuführen, um irgendwo eine Kolonie zu errichten. Aristomen aber wollte, in der Hoffnung sich noch zu rächen, nicht zu weit von Sparta weggehen. Er gab ihnen aber seinen Sohn Gorgus, und des Wahrsager Theoklus Sohn Mantiklus, zu Anführern; und alle Messenier in Arkadien, denen es die Umstände gestatteten, stiessen zu ihnen. Glücklicherweise verlangte eben damals Anaxilas, Tyrann in Rhegium, an der südlichsten Küste Italiens ihren Beistand gegen die Einwohner von Zankle, das in Sicilien ihm gerade gegenüber lag. Sie schifften also dahin, besiegten die Zanklier, liessen sich in

Zankle

Zankle nieder, und gaben der Stadt den Namen ihres Vaterlandes, Messene.

Die übrigen Messenier, die nicht mit Aristomen nach Arkadien gegangen waren, wurden von den Spartanern wie die Heloten behandelt, und es ist also leicht, aus den Nachrichten von den Heloten, im Leben Lykurgs, von ihrem Schicksale sich einen Begriff zu machen. Doch benahm die Härte desselben auch ihnen den Muth und die Entschlossenheit nicht. Sie benutzten die Verwirrung, die ein fürchterliches Erdbeben im Jahr 3515 durch schreckliche Verwüstungen in Sparta verursacht hatte; vereinigten sich mit den Lacedämonischen Heloten, und giengen auf Sparta los. Als ihnen dieser Versuch nicht gelang, zogen sie sich nach Ithome, und streiften von da in das Spartanische Gebiet. Die Lacedämonier erhielten Hülfe von den Athenienſern und andern Bundesgenossen, und die Messenier würden nicht haben widerstehen können, wenn nicht die Athenienſer die Spartaner verlassen hätten, die mißtrauisch gegen sie geworden waren. So aber hielten sie sich zehn Jahre, und erhielten endlich freien Abzug *).

Der ungegründete Verdacht, den die Spartaner bei diesem Kriege, gegen die Athenienſer geäusert hatten, daß sie zu freundschäftlich gegen die Messenier gesinnt sein möchten, hatte

*) Pausan. und Diod. Sic. l. XI. c. 64. Thucydid. I. p. 23. f. ed. Basil. 1540.

hatte den Messentern die wirkliche Freundschaft der Athenienser erworben: wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn man, wegen einer ohne Grund vermutheten Zuneigung zu einer Person, Beleidigungen erfährt; vorausgesetzt, daß diese Beleidigungen uns wohl kränken, aber nicht schaden, und daß sie von Personen herkommen, an deren Freundschaft uns nicht viel liegt. Wenn freilich ein solcher Argwohn uns einen Freund oder Beschützer raubt, auf dessen Gunst wir einen besondern Werth setzten; wenn er dadurch wirklich nachtheilige Folgen für unser Wohl nach sich zieht: so werfen wir nur zu gewöhnlich einen unversöhnlichen Haß auf den Unschuldigen, gegen den man uns Liebe zutraute. Und es gehört in der That eine nicht gemeine Weisheit dazu, in beiden Fällen weder mehr noch weniger gegen ihn eingenommen zu werden, als man vorher zu sein Ursache hatte.

Die Athenienser räumten den auswandernden Messeniern sogleich die Stadt Naupaktus ein, die sie kurz vorher den Ozolischen Lokriern abgenommen hatten. Zur Dankbarkeit belagerten diese, von Naupaktus aus, Oniadä in Akarnanien, das immer feindseelig gegen die Athenienser gewesen war, und eroberten es. Sie behielten aber diese Eroberung nicht lange. Die Akarnanier rückten im folgenden Jahre mit vereinigter Macht gegen Oniadä an, um es zu belagern. Das Häufchen Mes-

senier aber, das darin lag, dem sie gar nicht zugetraut hatten, daß es sich in das freie Feld wagen würde, schlug sich durch sie durch, und kam glücklich nach Naupaktus zurück.

Im Peloponnesischen Kriege hielten sie standhaft die Partei der Athenienser, und thaten den Lacedämoniern grossen Schaden; wurden aber von diesen aus Naupaktus vertrieben.

Nun giengen sie theils nach Sicilien zu ihren Brüdern, theils nach Cyrene in Afrika, welches eine griechische Pflanzstadt war. Hier nahmen sie Theil an einem bürgerlichen Kriege der Cyrenäer. In demselben wurde aber der grösste Theil von ihnen aufgerieben; die übrigen blieben in dieser Gegend, biß eine grosse Veränderung in Griechenland sie in ihr Vaterland zurückrief *).

Die Lacedämonier hatten im Peloponnesischen Kriege den Sieg davon getragen; hatten sich

*) So erzählt es Diodor, l. XIV. c. 34. Pausanias sagt, sie wären zu den Euesperiten gegangen. Bei Strabo heisen sie Hesperiden, und er bestimmt ihre Lage l. II. p. 123. und l. XVII. p. 836. ed. Casaub., dessen Noten nachgesehen werden müssen. Herodot zählt sie zu den Libyschen Völkern. l. IV. c. 171. Ich finde es wahrscheinlicher, daß sie, nach Diodor, zu den Cyrenäern, als griechischen Abkömmlingen gegangen sind. Vielleicht wiesen diese nach der Schlacht dem Reste der Messenier das Land der Euesperiten, das nicht allzuweit von ihnen entfernt lag, zum Wohnplatz an. Die Stadt der Euesperiten bekam später den Namen Berenice.

sich aber durch ihr unedles Betragen bald einen neuen Krieg mit den Thebanern zugezogen, und von dem Feldherrn derselben, Epaminondas, einem der grössten Männer des Alterthums, eine schwehre Niederlage bei Leuktra in Boötien erlitten. Dieser lud, um durch die Nachbarschaft eines unversöhnlichen Feindes sie sicherer im Zaume zu halten, alle zerstreute Messenier im J. 3613 ein, ihr altes Vaterland wieder zu bewohnen. Freudig kamen sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit aus Sicilien und Afrika zurück.

Epiteles bekam den Auftrag, sie wieder in ihr Land einzuführen, und fand, wie Pausanias erzählt, nach Anweisung eines Traumes, die Schriften über die Messenischen Mysterien, welche Aristonenes, wie oben erzählt worden ist, auf dem Ithome vergraben, und an die ein Orakel das Schicksal von Messene gebunden hatte. Epaminondas wies ihnen am Fusse dieses Berges den Platz zur Erbauung einer Stadt an, die mit allen Feierlichkeiten eingeweiht wurde, und den Namen Messene bekam. Auser dieser bauten sie noch mehrere Städte, und kamen also, gerade dreihundert Jahre nach der Eroberung Iras, wieder in ihren ehemaligen Zustand. Könige wählten sie aber nicht mehr, sondern führten eine aristokratische Verfassung ein *).

Als

*) Polyb. l. IV. c. 4. et 32.

Als nachher Alexanders Vater, Philipp, König von Macedonien, den Krieg mit Griechenland führte, der der griechischen Unabhängigkeit ein Ende machte, hielten es die Messenier mit ihm. Nach Alexanders Tode aber nahmen sie an dem Lamischen Kriege gegen Antipater Theil.

In den Achäischen Bund traten sie eine zeitlang nicht, weil ihnen die Lacedämonier, welche erklärte Feinde dieses Bundes waren, vorher freiwillig Hülfe gegen den König Pyrrhus geschickt hatten; endlich aber vereinigten sie sich doch mit den Achäern, im 38. Jahrhundert, wie die Klugheit ihnen rieth.

Der Tyrann der Spartaner, Nabis, eroberte hierauf Messene; aber Philopömen, der Feldherr der Achäer, entriß es ihm wieder. Da sie bald darauf mit den Achäern, die über Beleidigungen von ihnen klagten, zerfielen, und eben diesen Philopömen gefangen bekamen, befleckten einige Messenische Oligarchen den Ruhm ihres Volkes durch die schändliche Hinrichtung ihres Befreiers. Der Achäische Feldherr, Lykortas *), rächte diese Abscheulichkeit mit gerechter Strenge an den Thätern; das Volk aber nahmen die Achäer wieder in ihren Bund auf.

Mit diesen hatten sie zuletzt das Schicksal gemein, in die Hände der Römer zu fallen.

*) Der Vater des Geschichtschreibers Polybius. S. Polyb. t. II. p. 646. M. ed. Ernest.

Der Geist Aristomens ruhte noch nach seinem Tode auf den Messeniern, und sie zeichneten sich im Peloponnesischen Kriege durch ihre Tapferkeit aus *). In den spätern Zeiten aber scheinen sie viel von der vorigen Festigkeit ihres Muthes verlohren zu haben; welches iedoch mehr der Furchtsamkeit ihrer Oligarchen, als des ganzen Volkes zuzurechnen sein mag. Wenigstens legt ihnen Polybius in den Zeiten des Achäischen Bundes dieses zur Last. Sein Urtheil über ihr damaliges Betragen, welches, nach seiner Gewohnheit, zugleich sehr lehrreiche allgemeine Betrachtungen enthält, mag gegenwärtigen Abschnitt beschliessen **).

„Die Regenten der Messenier, die oli„garchisch gesinnt waren, und nur ihren au„genblicklichen Privatnutzen vor Augen hatten, „waren beständig mehr, als sie sollten, auf den „Frieden bedacht. Dadurch entgiengen sie „bißweilen grossen einzelnen Gefahren, die ih„nen drohten und schon über sie herein bra„chen. Aber die Gefahr ihrer ganzen Lage „mehrte sich nur dadurch, und machte, daß „ihre Nation immer mit den grösten Unfäl„len zu kämpfen hatte. Die wahre Ursache „dieser

*) Thucydid. l. III. p. 155. ed. Bas.
**) l. IV. c. 32.

„dieser mißlichen Lage ist, meiner Meinung „nach, diese: sie gränzten an die zwei grösten „Völker im ganzen Peloponnes, ia ich darf „sagen im ganzen Griechenland, an die Arka„dier *) und an die Spartaner. So lange „sie ihr Land bewohnten, waren diese ihre „unversöhnlichen Feinde, und iene ihre „treuen, für sie besorgten Freunde. Sie „aber hatten nicht den Muth, sich öffentlich „für Feinde der Lacedämonier und Freunde der „Arkadier zu erklären. Wenn also diese Völ„ker, mit einander selbst oder mit andern, „Krieg hatten: so war es natürlich, daß die „Messenier Ruhe und Frieden genossen. So„bald aber die Lacedämonier durch nichts der„gleichen abgehalten wurden, sobald fiengen „sie wieder die alten Feindseeligkeiten an. Die „Messenier konnten mit ihrer Macht allein „ihnen die Spitze nicht bieten; und da sie sich „nicht im voraus Freunde gemacht hatten, die „die Gefahr mit ihnen getheilt hätten: so „blieb ihnen nichts übrig, als entweder das „Sklavenioch zu tragen, oder mit Weib und „Kindern ihr Vaterland zu verlassen, wie ih„nen öfters, und das vor noch nicht sehr lan„ger Zeit, widerfahren ist.„ — —

„Ich läugne nicht, daß der Krieg etwas „fürchterliches sei; aber so fürchterlich darf er „uns nicht sein, daß wir, um ihm zu entgehen,

*) Die mit im Achäischen Bund waren.

„lieber alles erdulteten. Wozu thun wir „denn so stolz auf Gleichheit, Freimüthigkeit, „und Freiheit, wenn doch der Friede wün„schenswerther ist, als das alles? — — „Friede mit Recht und Ehre ist das herrlichste „und nützlichste Gut; aber Friede mit Nie„derträchtigkeit und Sklaverei ist unter allen „Uebeln das schimpflichste und schädlichste *).„

*) ib. c. 31.

Phocion.

Phocion.

Bei einer mittelmässigen Aufmerksamkeit auf unsere Empfindungen bei dem Studium der Völkergeschichte müssen wir wahrnehmen, daß das, was uns bei den Personen, mit denen sie uns bekannt macht, am meisten anzieht, die Richtung aller ihrer Handlungen auf einen grossen Punkt, auf das Wohl ihres Vaterlandes, mit einem Worte der Patriotismus derselben, sei. Dieses Interesse, das wir am Patriotismus nehmen, wird leider schon durch die Seltenheit desselben erhöht. Der Patrioten sind so wenig gegen das Heer der gewöhnlichen Menschen, die nur insofern für das Wohl des Staates sorgen, als ihr eigenes dadurch befördert wird; die in diesem Fall nichts häufiger im Munde führen, als: Allgemeines Bestes; die aber kein so geringes persönliches Interesse haben, dem sie nicht dieses Allgemeine Beste ohne alle Ueberwindung aufopferten.

Geben wir uns über unsere Empfindungen etwas genauer Rechenschaft: so finden wir, daß der Patriotismus sich nicht in allen Patrioten auf einerlei Art äusere, und daß auch das Interesse sehr verschieden sei, das wir an den verschiedenen Arten desselben nehmen.

Die Arten des Patriotismus scheinen unter zwei Gattungen gebracht werden zu können, von denen Heroismus die eine, und Staatsklugheit die andere ausmacht. Jene wirkt weit stärker auf uns, als diese.

Der Heroismus erzeugt grosse Thaten, die nur eine grosse Seele unternehmen kann. Der Held führt sie aus, ungebeugt durch die Hindernisse, die sich dagegen stemmen, unbekümmert um die Folgen, die aus denselben entstehen, und seinen Untergang nach sich ziehen könnten. Er hat nur Einen Zweck, auf den er hinarbeitet, Erhaltung und Beglückung, nur Ein Ziel, auf das er seinen Widerstand richtet, Untergang und Bedrängung seines Vaterlandes. Er ist unserer Bewunderung gewiß, sein Heldenmuth mag sich in kriegerischen oder in bürgerlichen Unternehmungen zeigen. Man kann die Geschichte eines Tiberius Gracchus, wenn man sie genau kennt, so wenig, ohne begeistert zu werden, lesen, als die Geschichte des Camillus.

Die Staatsklugheit macht, in der Geschichte dargestellt, bei weiten nicht so viel Eindruck auf den Leser. Sie setzt Ruhe und kalte Ueberlegung voraus; der Heroismus Leidenschaft und Begeisterung. Was ist also natürlicher, als daß dieser Begeisterung bei dem Leser erregt, wenn iene ihn in Ruhe läßt! Sind nicht die ruhigen Charaktere, der Poesie, die das

Ger

Gemüth in Bewegung setzen will, beinahe unbrauchbar?

Wir fühlen auch die Seelengrösse, das, was Einen hervorragenden Sterblichen über das ganze Menschengeschlecht vom gewöhnlichen Schlage erhebt, nie stärker, als bei der Fülle von Kraft, aus der die Thaten der Helden hervorspringen, Thaten, die niemand thun kann, der ein geringeres Maaß von Kräften hat. Diese empfundene Grösse macht uns nachsichtiger gegen die Triebfedern der That. Wir sind nicht geneigt, einem Manne die Bewegursachen gemeiner Menschen zuzutrauen, der etwas gethan hat, was kein gemeiner Mensch thun könnte. Und selbst wenn die alltäglichen Antriebe, der Ruhmbegierde, vielleicht sogar der Eitelkeit, durch den Glanz seiner Thaten hindurch merklich werden, stören sie uns in der Bewunderung nicht; nur dürfen wir nicht kleinliche Antriebe, nicht Geiz, oder ähnliche kriechende Neigungen, ahnden.

Dieses alles entbehrt die Staatsklugheit, und erregt daher unsre Bewunderung nur insofern Heroismus mit ihr in Einer Person sich vereinigt, so, daß zwar sie der Hauptzug im Charakter ist, iener aber doch von ihr nicht verdunkelt wird. Wo dieser Fall nicht eintritt, gehört von Seiten des Handelnden ein vortheilhafter Zusammenfluß von Umständen, der die Reinigkeit seiner Absichten in das klärste Licht

setzt,

nicht den Gefühlen allein sich zu überlassen, sondern den Werth der Thaten sorgfältig abzuwägen, dazu, um dem staatsklugen Patrioten den ihm gebührenden Zoll der Bewunderung abzutragen.

Schon das Wort Klugheit, weiset auf Ruhe der Seele und kalte Ueberlegung, bei der es uns natürlicher ist, an Eigennutz und Nebenabsichten zu denken, als bei den Thaten hoher Begeisterung. Die Thaten selbst, die der Staatskluge verrichtet, sind meistens ganz gewöhnliche Thaten; ein guter Rath in grosser Verlegenheit, ein weiser Entschluß, wo ein unweiser alles verdorben haben würde, das ist es, biß auf eine, freilich nicht so gemeine Standhaftigkeit, deren Grösse aber nicht so unmittelbar an das Herz dringt, alles.

Ueber das ist bei der Staatsklugheit gemeiniglich gerade das Gegentheil von dem, was wir am Heroismus bewundern. Sie überzählt ängstlich die Hindernisse bei ieder Unternehmung, die Folgen von ieder, über die der Heldenmuth verächtlich hinweg sieht. Sie richtet sich nach den Umständen: giebt also in manchem nach, und das läßt furchtsam; bewilligt manches, was ohne die dazu nöthigenden Umstände zu bewilligen unrecht sein würde, und das scheint ungerecht; verbirgt ihre Absichten, wenn die Entdeckung derselben keinen glücklichen Ausgang des Unternehmens hoffen läßt, und das dünkt uns falsch.

falsch. Und dieses letzte macht es noch dazu schwehr, die wahren Absichten des Staatsmannes zu ergründen, wenn er sie auch erreicht, und macht es beinahe unmöglich, wenn er sein Unternehmen aufgeben musste, weil er seine Absichten nicht erreichen konnte.

Trifft es sich nun, daß der Staatskluge zwar sein Vaterland glücklich macht, aber auf eine Art, die seiner Person selbst unmittelbaren, in die Augen fallenden Vortheil gewährt: so finden immer unter zehn Lesern neune natürlicher, daß er ihn um dieses persönlichen Vortheils willen glücklich gemacht habe; denn es ist immer unter zehn Lesern — und wie vielfach dürfte ich diese Zahl vergrössern, ohne ungerecht zu sein! — nur einer, der in sich fühlt, daß er an seinen Nutzen hiebei nicht gedacht haben würde.

Daher sind die Stimmen über den Werth der Staatsmänner immer getheilter, als über den Werth der Helden. Daher wird über die Ciceronen und Phocione immer ungleicher geurtheilt, als über die Scipionen und Miltiades.

Um so mehr lohnt es aber auch der Mühe, allen Handlungen solcher Männer mit einer an Aengstlichkeit gränzenden Sorgfalt nachzuspüren. Denn, einen grossen Mann zum gemeinen, oder gar zum schlechten Mann herabzuwürdigen,

würdigen, ist Sünde gegen die Menschheit, und den gemeinen und schlechten Mann ihr als Muster vorzustellen, ist Verrath an ihr.

Man braucht übrigens nur Einen solchen Versuch selbst gemacht zu haben, um zu wissen, daß es sich in einer Sache, in der hauptsächlich das Gefühl, das sich immer nach unserer Denkart richtet, entscheiden muß, nicht leicht zu einer Gewißheit bringen lasse, die von niemand ferner bezweifelt werden könnte.

Phocion war in der 94sten oder 95sten Olympiade *) in Athen gebohren. Von seinem Geschlecht weiß man wenig. Sein Vater soll Phokus geheisen haben **), und, nach einigen, ein Löffelmacher gewesen sein ***). Plutarch findet diese Angabe mit Recht unglaublich, weil Glaucippus, ein heftiger Gegner Phocions, ihm eine so niedrige Abkunft nicht vorwarf. Gewiß bleibt indessen, daß der Ruhm seines Lebens und seiner Thaten durch keinen angestammten Glanz der Ahnen vermindert wird. Zwischen den Jahren der Welt 3580 und 3586.

Er genoß eine sehr gute Erziehung; war ein Schüler Platons, und nach dessen Tode, des Xenokrates. Sein ganzes Leben zeugt, daß er die Grundsätze der Philosophie glücklich eingesogen, und sie auf wahre Lebensweisheit ange-

*) Cornelius Nepos sagt, daß er fast 80 Jahre alt gewesen sei, als ihn das Unglück seiner letzten Tage betraf. Er starb aber im 3. Jahre der 115. Ol. Nach Plutarch, im 24. K., war er schon im Lamischen Kriege, Ol. 114. J. 1, 80 Jahre alt. Am Rande sind die Olympiaden nach den Petavischen Weltjahren berechnet. Nach Petavs Rechnungen muß 3208, von welchem Jahre an sie gezählt werden, zu einer iedeu Olympiade, die 4 volle Jahre enthält, gerechnet werden.

**) Aelian. var. hist. 2, 16. und an mehrern Stellen.

***) So erzählt es Aelian, 12, 43. vermuthlich nach dem Idomeneus. S. Plut. Phoc. 4. K.

angewandt hat. Durch sie scheint sich sein ruhiger, bedächtlicher, und fester Charakter erst recht ausgebildet zu haben. Nicht leicht sah ihn iemand lachen oder weinen. Er machte die gemeinsten Lustbarkeiten der Athenienser nicht mit. Seine Kleidung war einfach, und, durch den wenigen Schutz, den sie ihm gegen die Kälte gab, ein Beweis seines abgehärteten Körpers. Seine Bewegungen im Gehen waren bescheiden, und entsprachen der Ruhe seiner Seele. Uebrigens war seine Person klein und unansehnlich.

Seine Geburt fällt in die Zeiten nach dem Peloponnesischen Krieg, der sich im Jahr der Welt 3579 geendigt hatte. Athen hatte sich, biß Phocion in die Jünglingsiahre trat, von dem schwehren Verderben, in das es durch diesen Krieg versenkt worden war, durch seine innern Kräfte und durch seine vortheilhafte Lage schon wieder erhohlt. Seine Seemacht war ansehnlich; die Inseln des Aegeischen Meeres waren ihm theils unterthan, theils mit ihm verbunden, und in Thracien hatte es beträchtliche Besitzungen und Bundesgenossen.

Es waren damals zwei Wege, in Athen zu Macht und Ansehen zu gelangen: Beredtsamkeit und Tapferkeit. Das Volk hatte die Gewalt beinahe ganz an sich gebracht. Es entschied über alle Staatsangelegenheiten, ohne erst abzuwarten, was der Senat ihm darüber vorschlagen würde. Bei den Versammlungen

des

des Volks wurde die Angelegenheit vorgetragen, die entschieden werden sollte. Dann wurde ieder, welcher reden wollte, aufgefordert, seine Meinung zu sagen; denn die alte Anordnung, daß nur zehn verpflichtete Redner Vorträge an das Volk halten sollten, war vergessen *). Es stund auf wer Lust hatte, und sie redeten in der Ordnung des Alters. Nur sollte kein öffentlicher Redner iünger als dreisig Jahre, noch von lasterhaftem oder liederlichem Wandel sein **). Dieser Weg, sich bei dem Volke beliebt zu machen, wurde am häufigsten betreten. Wer auf andere Art sein Glück machen wollte, suchte sich im Kriege, hervorzuthun. In den goldenen Zeiten Athens, vor und während der Persischen Kriege hatten die iungen Athenienser beide zugleich eingeschlagen; zu Phocions Zeiten aber wählten sie immer nur einen von beiden. Er aber folgte den Fußstapfen der edlen Alten, und übte sich zugleich in der Rede- und in der Kriegskunst.

In

*) Xenophon sagt dieß ausdrücklich de rep. Ath. 1, 6. p. 55. ed. Zeun.

**) Da dieses eine sehr bekannte Sache ist, so verweise ich bloß auf Potters gr. Archäologie, 1. B. S. 195. f., nach Rambachs Uebersetzung; womit Meiners in der Gesch. der Wiss. in Gr. und Rom 2. B. S. 617. ff. verglichen werden kann. Nur irrt dieser darin, daß er die Gesetze, welche diese Demagogen betreffen, auf die zehn Redner einschränkt, welche Zahl wohl einmal von den Gesetzen bestimmt war, bald aber, wie es scheint, in Vergessenheit gekommen ist.

im 4. J. d. 100. Ol. J. d. W. 3607.

In dieser waren seine Fortschritte bewundernswürdig schnell. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt, als Chabrias, einer der berühmtesten damahligen Feldherren, schon so viel Vertrauen in ihn setzte, daß er ihm in der grossen Seeschlacht bei Naxos ein Commando gab, in welchem er sehr wichtige und entscheidende Dienste that.

Die Lacedämonier hatten, nach dem siegreichen Peloponnesischen Krieg, sich so übermüthig betragen, daß die meisten griechischen Staaten darüber aufgebracht wurden. Dadurch waren sie in einen Krieg mit den Thebanern verwickelt worden, in welchem sie die Ueberlegenheit des grossen Epaminondas schwehr empfanden. Die Athenienser, welche die Bedrückungen, die sie von den Spartanern erlitten, noch nicht vergessen hatten, waren auf die Seite der Thebaner getreten, und die Flotte, welche Chabrias commandirte, war gegen die Spartanische bestimmt, deren Befehlshaber Pollis hies. Bei der Insel Naxos kam es zur Schlacht *). In dieser litte anfangs der linke Flügel sehr, biß Chabrias ihm einige Schiffe zur Hülfe schickte, zuletzt aber verlohren die Lacedämonier das Treffen gänzlich **), und

*) Von einer Kriegslist des Chabrias bei dieser Schlacht findet man die Erzählung, an deren Richtigkeit ich sehr zweifle, beim Polyän, 3, 11.

**) Diodor. 15. B. 34. f. Kap. Phocion scheint nicht den linken Flügel commandirt zu haben, wie Plutarch erzählt;

und in demselben 24 Dreiruderer, die zu Grunde giengen, und acht, die mit der Mannschaft genommen wurden. Das war die erste Seeschlacht, die die Athenienser, seit dem Peloponnesischen Kriege durch eigne Macht gewannen. Ihre Freude darüber war ungemein groß, und nicht geringer ihre Liebe zu Chabrias, an der auch Phocion, der zu dem Siege so viel beigetragen, wie leicht zu erachten, keinen geringen Antheil hatte.

Das Vertrauen des Chabrias zu Phocion war so groß, daß er von diesem Jüngling Erinnerungen über wichtige Fehler in seinem kriegerischen Betragen annahm. Chabrias war nehmlich etwas unthätig und daher nicht leicht zu Unternehmungen zu bewegen; sobald er aber mit den Feinden handgemein wurde, war er so hitzig, daß er sein Leben, nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein gemeiner Soldat, wagte. Phocion, der Tapferkeit und Behutsamkeit vereinigte, mässigte Chabrias Feuer, und entflammte dessen Kälte.

Von dem Treffen bei Naxos an fehlen uns alle Nachrichten von Phocion. Erst neunzehn

 Jahre

erzählt; denn nicht nur erwähnt kein anderer Schriftsteller dieses Umstandes, sondern Diodor nennt auch den Anführer dieses Flügels Cedon. Ich glaube also, daß Phocion die Schiffe angeführt habe, welche Chabrias dem linken Flügel zur Verstärkung schickte. Nur auf diese passt die Nachricht Plutarchs, daß Phocions Schiffe die Schlacht schnell entschieden hätten.

Jahre nach demselben finden wir ihn wieder unter dem Oberbefehl seines Chabrias.

3. J. d. 105. Ol. J. d. W. 3626.

Die Inseln, welche mit den Athenienſern im Bunde stunden, wurden von ihnen, wegen der Armuth des öffentlichen Schatzes, so hart gehalten, daß sie endlich zu einem Abfall sich vereinigten, und daß die Athenienſer eine Flotte gegen sie ausschicken mußten, über welche Chabrias den Oberbefehl bekam.

Dieser befahl, vermuthlich vor dem Ausbruch der Feindseeligkeiten, dem Phocion, mit zwanzig Schiffen zu den Bundesgenoſſen zu segeln, und den bißherigen Tribut von ihnen zu erheben. Allein dieser stellte ihm vor, daß diese Macht viel zu klein sei, wenn er zu ihnen als Feinden gehn sollte; sollte er sie aber als Bundesgenoſſen behandeln, so sei ein einziges Schiff hinlänglich. Wirklich gieng er nur mit seinem einzigen Dreiruderer ab, und begegnete den Bundesgenoſſen mit so viel Feinheit und Leutseeligkeit, daß er mit vielen Schiffen nach Athen zurück kam, welche die Abgaben der Bundesgenoſſen brachten *).

Sie blieben indeſſen nicht lange so nachgiebig, und es kam zum Kriege **). Die Athenienſer griffen Chios mit einer Landarmee unter Chares und mit der Flotte unter Chabrias an.

*) Plutarch ist der einzige Gewährsmann dieser nicht sehr wahrscheinlichen Anekdote, K. 7., die er selbst mit man sagt zu erzählen anfängt.

**) Er dauerte drei Jahre.

an. Vermuthlich war Phocion auch hier bei Chabrias. Dieser fand aber durch seine Hitze seinen Untergang. Er suchte, mit seinem Schiffe zu landen; allein es wurde von den eisernen Spitzen der feindlichen durchlöchert. Die übrigen Schiffe zogen sich zurück; Chabrias aber fand es seiner unwürdig, seine Rettung durch die Flucht zu suchen, und starb den Heldentod *).

Phocion hatte gegen Chabrias, nicht nur solange dieser lebte, die grösste Verehrung bezeugt, sondern er erwies sich, auch nach dem Tode desselben, durch die Sorge für Ktesippus, seinen hinterlassenen Sohn, dankbar gegen ihn. Diese Sorge machte seinem Herzen um so grössere Ehre, da der Geist des Vaters auf diesem keineswegs ruhte. Er war vielmehr so einfältig und hatte zugleich so hohe Meinung von sich selbst, daß er dem Phocion bei einer Kriegsunternehmung, wo dieser commandirte, so lange weise Rathschläge gab und seinen Oberbefehlshaber machte, biß dessen Gedult ermüdete. „O Chabrias, Chabrias,„ rief er „ich bringe Dir für Deine Freundschaft ein „grosses Opfer, daß ich es mit Deinem Sohn „aushalte.„

Uebrigens wissen wir nicht, welche Unternehmung es gewesen sei, bei der seine Dankbarkeit auf die Probe gestellt worden, so wie wir überhaupt von den wenigsten seiner Kriegs-

*) Plut. und Diodor, 16. B. 7. K.

J. d. W. 3653. Ol. 107. J. 2.

thaten Nachricht haben. Und doch war ihm die Feldherrnstelle öfter, als irgend einem Athenienser, nicht nur zu seiner Zeit, sondern auch vor ihm, übertragen worden. Er wurde 45mal zum Befehlshaber gewählt, ohne daß er es ie gesucht hätte.

Eine sehr unvollständige Nachricht giebt uns Diodor von einem Feldzug, den er im Dienste des Persischen Königs Artaxerxes Ochus, mit dem jüngern Evagoras, auf Cypern gemacht, und welcher einen glücklichen Erfolg gehabt hat. Aegypten und Phönicien hatten sich gegen den König empört, und die Cyprischen Fürsten folgten diesem Beispiele. Phocion und Evagoras führten 8000 Miethsoldaten hinüber, die in diesem reichen Lande so gute Beute machten, daß, auf das Gerücht davon, ihre Anzahl sich bald verdoppelte. Sie belagerten Salamis; aber von ihren übrigen Unternehmungen weiß man nichts, als daß die Cyprischen Fürsten genöthigt wurden, sich dem König zu unterwerfen *).

Das

*) Diodor 16. B. 42. und 46. K. Ich gestehe, daß ich bei dieser Begebenheit sehr zweifelhaft bin. Es befremdet mich, daß Plutarch sie mit Stillschweigen übergeht, wiewohl sich Palmerius's (s. Wesselings Note 34. zum 42. K.) darüber beruhigt. Plutarch erzählt nehmlich wohl nur sehr wenig von den Thaten Phocions; er scheint aber nicht mehr gewusst zu haben, als er erzählt. Es wäre auch nicht unmöglich, daß Diodor sich bei dieser Begebenheit verwirrt hätte, da

Das Vertrauen der Athenienser zu ihm ist um so verwundernswürdiger, da seine Reden an das Volk nicht von der Art waren, daß sie ihm die Liebe desselben erwerben zu können geschienen hätten. Die Demagogen in Athen suchten sich dem Volke durch Nachgiebigkeit gegen seine Launen, und durch ausstudierte Gefälligkeit gegen seine Wünsche, gefällig zu machen. Phocion suchte nichts, als das Beste des Staats; und kein Redner widersprach dem Volke freimüthiger, und verwies es ihm strenger, wenn es etwas verlangte, das dem wahren Vortheile Athens zuwider war. Plutarch hat eine Menge harter Ausdrücke gesammelt, die Phocion bei solchen Gelegenheiten gebrauchte: und es lohnt sich der Mühe, sie bei ihm nachzulesen. Hier mögen einige der auffallendesten Platz finden, die zugleich zur Probe seines Vortrages, und seines eingreifenden, männlichen, ich möchte sagen Spartanischen, Witzes dienen können. Einmal verlangten die Athenienser, er sollte ein Heer gegen den

 Feind

da nicht allzulange vor derselben eine ähnliche sich zutrug. Die Athenienser hatten nehmlich im 3. Jahr der 98. Ol. dem Vater von diesem Evagoras durch den Chabrias Hülfe geschickt, und von dieser Hülfe erwähnt Diodor nichts. S. 15. B. 2. ff. K. Lambinus glaubte daher, daß man in unserer Stelle Diodors, statt Phocion, Chabrias lesen müsste. Allein er verwechselte den ältern, der um diese Zeit schon gestorben war, mit dem jüngern. v. Bos. not. ad Cornel. Chabr. c. 2.

Feind führen, und als er sich widersetzte, schalten sie ihn einen feigen Mann. „Ihr „könnt mich„ antwortete er „so wenig be„herzt machen, als ich euch feig; aber wir „kennen einander.„ Er forderte einst, bei einer ähnlichen Widersetzung gegen die Neigung des Volkes, einen gewissen Archibiades, dem ein sehr langer Bart ein männliches und ehrwürdiges Ansehen gab, zur Unterstützung seines Vortrags auf; allein der bärtige Demagog erhub sich, und sprach ganz nach dem Verlangen des Volks. Da fasste ihn Phocion bei der Wange, und sprach: „Lieber „Archibiades, warum lässest Du Dir also den „Bart nicht abscheeren?„ Er verbarg seine Unzufriedenheit mit den Planen des Volkes so wenig, daß er, als ein Orakelspruch von Delphi vorgelesen wurde, daß alle Athenienser einstimmig wären, und nur Ein Mann anders dächte, aufstund und sagte: „Rathet nicht lange „herum; ich bin gemeint. Denn mir allein „mißfällt alles was ihr thut.„ Ja, er wandte sich sogar ein andermal, da sein Vortrag mit einmüthigem Beifall aufgenommen wurde, zu seinen Freunden, und sagte: „Sollte ich nicht etwa, ohne es zu merken, „etwas Böses gesagt haben?„

Daß, ungeachtet dieser Widersezlichkeit, das Vertrauen des Volkes zu ihm so wenig geschwächt wurde, macht in der That diesem Volke Ehre, und darf bei dem Urtheile über

den

den Charakter der Athenienser durchaus nicht übersehen werden. Sie schienen, nach der Anmerkung Plutarchs, ihre gefälligen Demagogen nur, wie die Reichen ihre Parasiten, zur Unterhaltung nach einer guten Mahlzeit, zu brauchen, und wählten immer den halsstarrigen Mann von Grundsätzen, wenn sie zu einer wichtigen Unternehmung ein tüchtiges Haupt suchten. Wiewohl wir in der Folge sehen werden, daß die Athenienser auch hier sich nicht gleich blieben, und daß Unbeständigkeit ein Hauptzug in ihrem Charakter war, der sich bald weiter entwickeln wird.

Zugleich aber ist Phocions Gewicht in Athen ein Beweis, welche Gewalt unbescholtene Rechtschaffenheit, mit Einsicht, Standhaftigkeit, und Beredtsamkeit verbunden, über die Herzen der Menschen habe. Seine Rechtschaffenheit war so allgemein anerkannt, daß er, alles seines strengen Ernstes ungeachtet, mit dem Beinamen der Biedere *) bezeichnet wurde. Auch konnten die Beweggründe seiner Strenge um so weniger zweifelhaft sein, da er, auser dem, was das gemeine Beste betraf, der dienstfertigste Menschenfreund war, so, daß er sich auch mit allem Nachdruck um Leute annahm, deren Charakter und Betragen offenbar fehlerhaft war; „rechtschaffene Leute„ sagte er „brauchen keinen Beistand.„ Er

*) ὁ χρηστος.

besuchte sogar einen berüchtigten Sykophanten *), der verurtheilt worden war, auf sein Verlangen im Gefängniß. Alle seine Freunde suchten ihn davon abzuhalten: aber vergebens; „denn„ rief er „wo sollte man mit „einem Aristogiton lieber zusammenkommen?„

Der Charakter seiner Beredtsamkeit war nicht wortreiche Auseinandersetzung und rednerische Darstellung seiner Gedanken, sondern tiefer Sinn, in wenig Worte zusammen gedrängt. Diese Art der Beredtsamkeit hatte eine gewaltige Wirkung auf das cultivirte Athenienſische Volk. Er schlug oft mit wenig Worten die künstlichste Rede des Demosthenes nieder. Und dieser fühlte das so lebhaft, daß er zu seinen Freunden zu sagen pflegte, wenn Phocion nach ihm auftrat: „die Axt erhebt „sich über meine Rede **).„

Wir haben indessen nicht nur keine Reden von ihm übrig, sondern es ist uns auch eine geraume Zeit hindurch gar nicht aufgezeichnet, was er bei den Unternehmungen der Athenienser angerathen oder mißrathen habe. Erst da erfahren wir den Inhalt seiner öffentlichen Reden, wo die Maaßregeln, die Athen gegen Macedonien zu nehmen hätte, der Gegenstand derselben sind.

Dieses

*) Falscher Angeber, der mit solchen Anklagen ein niederträchtiges Gewerbe treibt.

**) Plut. Demosth. 10. K. Die griechischen Worte Ἡ των εμων λογων κοπις ανισαται, verliehren in der Uebersetzung sehr viel.

Dieses Macedonien, auf welches Athen sonst mit stolzer Gleichgültigkeit herabblickte, und dessen Könige es nicht selten in seinen Schutz genommen hatte, erhub sich auf einmal, unter dem Szepter eines einzigen Mannes, so hoch, daß das stolze Griechenland vor ihm zitterte, und zuletzt wirklich unter seine Obermacht sich schmiegen musste. Dieser Mann war König Philipp, Alexanders Vater.

Als er seine Regierung antrat, hatte er nicht nur nicht den entferntesten Anschein zu 3624. Ol. 105. 1. J.
einer solchen Grösse, sondern es war beinahe wahrscheinlich, daß er sein schwaches Reich nicht einmal würde behaupten können. Die Illyrier, denen es tributbar war, die Thracier, und die Athenienser, erschwehrten ihm den Besitz seines Reichs: und es waren ihm die zwei Eigenschaften, die ihn groß gemacht haben, seine Stärke in der Kriegskunst, und seine Feinheit, die es mit den Mitteln so genau nicht nahm, wenn sie nur zum Zweck führten, nöthig, um sich gegen so viele und so mächtige Feinde zu behaupten. Er eilte, mit den Athenienfern, deren Ueberlegenheit er kannte, Friede zu machen, und benützte zu diesem Endzweck seine Eroberung der beträchtlichen Stadt Amphipolis. Die Athenienser hatten sie ehemals in ihrer Gewalt gehabt, und waren durch die Spartaner aus ihrem Besitz verdrängt worden. Seit dem hatten sie diese Stadt nicht

aus

aus dem Gesicht verlohren, und lauerten nur auf eine bequeme Gelegenheit. Philipp ließ die Stadt nach seiner Eroberung in ihrer Unabhängigkeit, und dadurch die Athenienser bei

3625. Ol. 105. 2. J. ihrer Hoffnung. Im folgenden Jahre schickte er Gesandte nach Athen um Frieden, und erhielt ihn durch seine Schonung gegen Amphi-

3626. Ol. 105. J. 3. polis. Allein kaum hatte er hierdurch Luft bekommen, als er Amphipolis für sich eroberte, und, statt der Athenienser, eine mächtige, an sein Gebiet gränzende Stadt, Olynthus, deren Unterjochung er auf eine andere Zeit sparen musste, durch das Geschenk zweier Städte, die er erobert hatte, sich geneigt zu machen suchte.

Schon war sein Reich befestigt. Bald wurde seine Macht für Griechenland bedenklich. Er fieng an, Goldbergwerke in seinem Reiche, die bisher vernachlässigt worden waren, so zu benützen, daß er in kurzen einen Ueberfluß von Gold hatte, der ihn in den Stand setzte, in allen Theilen Griechenlands Anhänger zu unterhalten. Denn schon vom Anfang scheint die höchste Gewalt über Griechenland das letzte Ziel seiner Entwürfe gewesen zu sein.

seit 3627. Ol. 105. J. 4. Er stund deßwegen mit Freuden den Thessaliern bei, und befreite ihre Städte von Tyrannen, die sie bedrückten. Dadurch gewann er ihre Liebe so ganz, daß er in allen Umständen auf sie als treue Freunde rechnen konnte.

Bald bot ihm das Glück eine erwünschte Veranlassung dar, sich in die innern Angelegenheiten Griechenlands zu mischen, und an der Direction beträchtlichen Antheil zu bekommen. Die Phocenser hatten sich einige Felder zugeeignet, die zu Delphi gehörten, wo Apollo sein berühmtes Orakel hatte, das unter allen übrigen die tiefste Verehrung genoß. Die griechische Reichsversammlung, das Gericht der Amphiktyonen *), hatte sie darüber zu einer so schwehren Geldstraffe verurtheilt, daß es ihnen unmöglich fiel, sie zu bezahlen. Die Noth zwang sie also, dem Anschlag eines Philomelus Gehör zu geben, und sich die Schutzherrschaft über Delphi, die sie ehemals gehabt hatten, nach aller Strenge wieder zuzueignen. Sie bemächtigten sich daher der Stadt und des Gebietes von Delphi. Die 3629. Ol. 106. J. 2.

Böo-

*) Ganz Griechenland scheint Deputirte zu diesem Reichstag geschickt zu haben; wiewohl nur 11 Nationen als Theilhaber an dieser Versammlung genannt werden, die Jonier, Dorier, Perrhäbier, Böotier, Magnesier, Phthier, Melier, Doloper, Thessalier, Oetäer, und Lokrenser. Es waren nehmlich unter diesen Kanzleinamen auch nicht genannte griechische Staaten begriffen, z. E. die Athenienser unter den Joniern, die Spartaner unter den Doriern. Die Kanzleinamen selbst werden nicht gleich angegeben. Harpokration und Suidas zählen zwölf Nationen. Ich folge dem Redner Aeschines, der doch wohl am besten wissen musste, aus welchen Nationen die Amphiktyonen zu seiner Zeit zusammengesetzt waren. S. Potters gr. Arch. 1. B. S. 183. nach Ramb. Uebers.

Böotier machten sogleich Anstalt, ihnen beides mit Gewalt zu entreissen. Die Phocenser aber suchten, durch Gesandte andere griechische Staaten auf ihre Seite zu bringen; deducirten ihre Rechte, und versprachen, den ungeheuern Delphischen Tempelschatz nicht zu berauben, sondern von ihrer Verwaltung Rechenschaft abzulegen; und die Athenienser und Lacedämonier nahmen wirklich ihre Partei. Allein in der Folge wurde es augenscheinlich, daß sie ihr Versprechen nicht im mindesten hielten. Sie nahmen unermeßliche Summen aus dem Tempel, und verwandten sie zur Unterhaltung grosser Armeen, deren sie immer neue auf die Beine stellten, sobald die ersten geschlagen waren. Dadurch wurden die Böotier genöthigt, den König Philipp zu Hülfe zu ruffen und dieser folgte ihrem Ruffe auf das begierigste. Er zog den Phocensern mit einem Heere entgegen, das er, als die Vertheidiger des Apollo, mit Lorbeer bekränzte, und setzte den Feldherrn der Phocenser in solches Schrecken, daß er mit ihm kapitulirte, und mit seinem Heere, ohne eine Schlacht zu wagen, abzog und aus den Diensten der Phocenser gieng. Philipp hatte also die Ehre, den sogenannten heiligen Krieg ohne Schwertstreich zu endigen, in den er aus blossem Eifer für die Ehre der Gottheit sich eingelassen zu haben schien. Er überließ das Urtheil über die

3638. Ol. 108. 3. J.

Phocenser dem Gerichte der Amphiktyonen;

und

und diese gaben ihm und seinen Nachkommen, aus Dankbarkeit, eine Stelle mit zwei Stimmen in ihrer Versammlung, so wie sie vorher die nun ausgeschlossenen Phocenser gehabt hatten, und übertrugen ihm, und den Böotiern, und Thessaliern, die gemeinschäftliche Besorgung der Pythischen Spiele *), welches in Griechenland sehr viel bedeutete, wo man für diese Nationalkampfspiele so eingenommen war, daß man die Zeitrechnung nach den einen von ihnen, den Olympischen, richtete.

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Augen die Athenienser, die es mit den Phocensern gehalten hatten, diese wichtige Vergrösserung von Philipps Ruhm und Macht ansahen. Seine Absichten auf Griechenland waren gar nicht mehr zweifelhaft; und es war die höchste Zeit, ihm mit Nachdruck entgegen zu arbeiten, wenn sie seinen fernern Unternehmungen Schranken setzen wollten. In der That betrugen sie sich von nun an als seine offenbaren Feinde. Sie nahmen sich aller an, die von ihm bedrängt wurden. Zwei Feldherren von ihnen, Diopithes und Kallias, streif-

*) Diod. 16. B. 60. K. Das Faktum ist richtig; denn Demosthenes klagt darüber in seiner 3. Philipp. Rede. Wie aber Philipp diese Direction erhielt, und warum die Korinther davon ausgeschlossen wurden, ist kaum zu erklären. S. Wesselings Note zu dem angef. Kap. Diodors.

streiften in sein Gebiet, verheerten Städte, die ihm gehörten und unterwarfen andere, die mit ihm verbündet waren, den Athenienſern. Dieſe begegneten ihm auſerdem ſehr verächtlich; gaben ſeinen Geſandten kein Gehör, und nahmen die Inſel Halonneſus, die er erobert hatte, nicht als ein Geſchenk von ihm an, weil ſie ihre Uebergabe als ein Recht forderten *).

Auch Phocions erſte kriegeriſche Verrichtung, von der uns Plutarch Nachricht giebt, war gegen Philipp gerichtet. Es ſcheint nehmlich, daß, ehe noch Philipp den Krieg wider die Phocenſer übernahm, Euböa durch innerliche Unruhen zerrüttet geweſen ſei, und eine Partei von Philipp Hülfe geſucht habe. Er ließ ſich nicht lange bitten; denn die Inſel Euböa liegt ſo vortheilhaft an der öſtlichen Küſte

*) Von allen dieſen Begebenheiten läſſt ſich der Zeitpunkt nicht genau angeben. Wir kennen ſie aus einem Schreiben Philipps an die Athenienſer, das in Demoſthenes Werken uns aufbewahrt iſt (p. 61. ed. Wolf. Baſ. 1572), und das dieſer in einer Rede an das Volk beantwortet hat. Wahrſcheinlich fallen ſie aber in dieſe Zeit, denn das Schreiben iſt während der Belagerung Perinths aufgeſetzt. Es iſt ein höchſt wichtiges Ueberbleibſel. Nicht nur lehrt es uns Philipps Geiſt kennen, der alle ſeine Schreiben ſelbſt ſchrieb, ſondern es zeigt uns auch, durch die vielen Vorfälle, deren es erwähnt, und von welchen die ganze übrige Geſchichte ſchweigt, wie mühſam und ärmlich wir die Geſchichte dieſer Zeiten aus den Hiſtorikern zuſammenſtoppeln müſſen.

Küste Griechenlands herab, von dem es nur durch den sehr schmalen Euripus getrennt ist, daß er sie die Fessel Griechenlands nannte. Er nahm also willig Theil an ihren Angelegenheiten, und ordnete in den wichtigsten Städten eine solche Verfassung an, durch welche die höchste Gewalt in die Hände seiner Anhänger kam *).

Bei dieser Veränderung muß ein gewisser Plutarchus, in Eretria, dem vielleicht seine bißherige Gewalt entrissen wurde, beleidigt worden sein; denn er verlangte Hülfe von den Athenienſern: und diese gewährten sie ihm, ungeachtet Demosthenes es widerrieth.

Phocion wurde zum Feldherrn ernannt. Man gab ihm eine geringe Macht mit, weil man erwartete, daß dort eine starke Partei sich unverzüglich zu ihm schlagen würde. Allein Phocion fand nichts, als unvermögende Freunde oder Verräther. Er gerieth dadurch in eine Verlegenheit, aus der er sich auf eine Art zog, die uns, zur Beurtheilung seiner kriegerischen Verdienste, für so manche verlohrne Nachricht von seinen andern Thaten im Felde schadlos hält. Denn nur ein grosser Feldherr, von reifer Erfahrung, unerschütterlichem Muth, und scharfem und festem Blick

Vor dem J. d. W. 3638. oder vor dem J. J. d. 108. Ol.

*) Der Unternehmungen Philipps in Euböa erwähnen Demosthenes und Aeschines. Plutarch gedenkt derselben, wiewohl nur im Vorbeigehn.

Blick konnte sich so herauswickeln, wie er. Kallias, der hernach auf Athenienſiſche Seite trat, hatte ein Heer aus ganz Euböa zuſammengebracht, und noch Hülfsvölker von Philippus kommen laſſen; und ſein Bruder, Taurosthenes, hatte Phociſche Miethſoldaten hinübergeführt *). Phocion fand ſich nicht im Stande, den Feinden im freien Felde die Spitze zu bieten, ſondern muſſte ſich auf einem ſteilen Hügel bei Tamynä verſchanzen. In dieſer Lage verließ ihn ein groſſer Theil von ſeinem kleinen Heere, und nur die bravſten hielten bei ihm aus. Er kümmerte ſich aber um dieſes Ausreiſſen wenig, und ſagte ſeinen Officieren, ſie ſollten unbekümmert darüber ſein; dieſe Leute würden ihnen mehr Schaden als Nutzen im Lager und im Gefecht gebracht haben, und zu Athen würde ſie das Bewußtſein, davon gelaufen zu ſein, abhalten, ihnen nach ihrer Zurückkunft Verdruß zu machen.

Indeſſen nahten ſich die Feinde, und Phocion beſchloß, ein Treffen zu wagen, da er ſich doch auf ſeinem Hügel in die Länge nicht halten konnte. Er befahl aber den Seinigen, ruhig zu bleiben, biß er das vor einer Schlacht gewöhnliche Opfer vollbracht hätte. Er zögerte, vermuthlich abſichtlich, lange mit demſelben. Der Feind rückte indeſſen näher an Phocions Lager. Plutarchus und die Reiter lieſ-

ſen

*) Aeſchines, contra Cteſiph. (p, 286. ed. Wolf. Baſil. 1572.)

sen sich von der Hitze hinreissen; erwarteten das Zeichen zum Angriff von Phocion nicht, sondern stürzten sich auf die Feinde. Allein die ersten wurden sogleich zurückgeschlagen, und alle auseinander gesprengt. Schon fiengen die Feinde an, das Lager zu bestürmen, als Phocion das Opfer endigte, den Schwehrbewaffneten *), als Rückhalt, stehen zu bleiben und die Fliehenden an sich zu ziehen befahl, und mit den andern aus dem Lager hinaus brach. Er selbst hatte die Auserlesensten um sich, unter denen sich besonders zween, die an seiner Seite stritten, Thallus und Glaukus, durch ihre Tapferkeit auszeichneten. Die Feinde widerstunden heldenmüthig. Als aber ein Kleophanes die Reiter von der Flucht wieder zusammen brachte, und zur Unterstützung des Fußvolks gegen den Feind führte, musste dieser weichen, und die Athenienser siegten. Phocion besetzte einen sehr vortheilhaften Posten bei Zaretra, wo die Insel am schmählsten ist. Die in der Schlacht gefangenen Griechen ließ er, um nicht von den Demagogen in Athen gelästert und angegriffen zu werden, los, und kehrte siegreich nach Athen zurück. **).

*) Dem Phalanx.

**) Diese Begebenheit erzählt Plutarch im 12. und 13. Kap. seines Phocion. Diodor meldet im 74. K. des 16. B., unter dem 4. Jahre der 109. Olympiade, daß Phocion den Tyrannen Klitarchus, den Philipp zum Tyrannen von Eretria gemacht, bekriegt habe.

Die Grösse seines Betragens wurde durch die Ungeschicklichkeit seines Nachfolgers, Molossus,

Ich hielt auf den ersten Blick für ausgemacht, daß hier für Klitarchus, Plutarchus gelesen werden müsste. Allein Wesseling, das Muster für alle Herausgeber eines alten Geschichtschreibers, war dieser Meinung nicht. Er beweist aus dem Demosthenes, daß Plutarchus früher aus Eretria verjagt worden sei, weil dieser seiner schon in der Rede de pace erwähnt, die er unter dem Archonten Archias, also im 3. J. der 108. Ol. gehalten hat: und daß Klitarch erst nach dem Plutarchus von Philipp über Eretria gesetzt worden ist. Allein ich bin dennoch der Meinung, daß Diodor, oder vielmehr der Schriftsteller dem er folgt, die Namen Klitarch und Plutarch verwechselt habe. Denn der Biograph Plutarch weiß nichts von einer Unternehmung Phocions gegen Klitarch, und Demosthenes und Aeschines gedenken ihrer eben so wenig. Das Stillschweigen dieser letztern beweist sehr viel. Denn es lässt sich nicht erklären, warum sie gerade diese Begebenheit mit Stillschweigen übergehen sollten, da sie so viel Veranlassung hatten, von ihr zu reden, als von jener mit dem Plutarchus. — Noch ist aber ein Umstand in Plutarchs Erzählung unbegreiflich, und höchst wahrscheinlich ein Irrthum von ihm. Er sagt nehmlich, Phocion habe den Plutarchus aus Eretria gejagt. (Wesseling schreibt ihm das auch nach); und doch war das Heer, das Phocion anführte, eben dem Plutarchus zur Hülfe bestimmt. Wenn man nun nicht annehmen will, daß Plutarch den schriftstellerischen Fehler gemacht, und den Umstand übergangen habe, der den Phocion bewogen hätte, über seinen Alliirten aufgebracht zu werden, und ihn fortzujagen: so muß man einen von diesen beiden Umständen für falsch erkennen. Der erste aber, daß Plutarchus die Hülfe

der

lossus, erst recht ins Licht gesetzt; da dieser seine Sache so schlecht machte, daß er selbst den Feinden in die Hände fiel.

In den feindlichen Gesinnungen gegen Philippus wurden die Athenienser durch ihre zween besten Redner bestärkt, die Philippus mit allem seinen Golde nicht auf seine Seite bringen konnte. Diese Redner waren Demosthenes und unser Phocion. Jener beharrte auf der Ermunterung zum Kriege gegen die Macedonier biß an sein Ende: dieser so lange,

der Athenienser verlangt habe, kann nicht falsch sein; denn Demosthenes sagt eben das in seiner Rede de pace (p. 22. ed. Wolf. Basil. 1572.), die Wesseling anführt, und noch ausführlicher Aeschines, den er nicht anführt, mit allen Hauptvorfällen, die Plutarch erzählt, in seiner Rede gegen Ktesiphon (p. 286. f.). Es bleibt also nichts übrig, als daß der letzte Umstand, die Vertreibung des Plutarchus, ein Irrthum Plutarchs, oder, wenn man, um ihn zu retten, eine Vermuthung wagen will, ein Fehler eines Abschreibers sei. Man könnte nehmlich S. 315. im 4. B. der Reiskischen Ausgabe, statt τον τε Πλουταρχον εξεβαλλε εκ της Ερετριας, lesen τον τε Φιλιππον, welcher dann freilich nur für seine Partei gesetzt sein müsste. Aeschines und Demosthenes sagen von einer Vertreibung des Plutarchus nichts. Dieser sagt vielmehr in der 3. Philippischen Rede (p. 50.) daß, nach dem Weggang Plutarchs die Eretrienser getheilter Meinung gewesen seien: eine Partei hätte sich den Athenienfern anvertrauen wollen, die andere dem Philippus; unglücklicherweise hätte diese letzte gesiegt.

als die Athenienser dem Macedonischen Könige gewachsen zu sein schienen. Als er sich von Philipps Uebermacht überzeugt hatte, rieth er zum Frieden. Demosthenes Beharrlichkeit scheint auf den ersten Blick edler und grösser. Phocions Aenderung zog ihm den Verdacht zu, daß er macedonisire *), und hat selbst die Schriftsteller, die ihm übrigens Gerechtigkeit widerfahren lassen, in seinem politischen Charakter irre gemacht. Noch wäre es zu früh, darüber entscheiden zu wollen. Aber das ist doch schon iezt einleuchtend, daß, wenn Philipps Uebermacht entschieden war, Demosthenes Beharrlichkeit unklug, und Phocions Nachgiebigkeit gegen die Umstände allen Regeln der wahren Staatsklugheit gemäß war.

J. d. W. 3641. Ol. 109. J. 2.

Damals hielt Phocion noch den Zeitpunkt für bequem, Philippen sich zu widersetzen. Dieser unternehmende Mann hatte zwei Thracische Fürsten, den Teres und Cersoblextes, welche beide Athenienssische Bürger waren **), angegriffen. Auch hiezu hatte er, woran es ihm nie fehlte, einen sehr scheinbaren Vorwand. Beide Fürsten hatten die griechischen Städte

*) Nach Plutarchs Ausdruck in seinem Demosthenes, K. 14.

**) Daß sie dieß waren, wissen wir bloß aus Philipps vorher angeführtem Schreiben. Dieses allein nennt auch den Teres; und aus diesem allein wissen wir, daß die Athenienser sich ihrer angenommen. Im übrigen s. Diodor, 16. B. 71. K.

Städte am Propontis und in der Thracischen Halbinsel sehr beunruhigt, und Philipp gab sich das Ansehen, der Beschützer derselben zu sein, wiewohl es sich bald zeigte, daß er nur auf eine Gelegenheit lauerte, sie in seine Gewalt zu bekommen. Die Athenienser nahmen sich ihrer Bürger an; giengen aber doch nicht weiter, als daß sie ihm Vorstellungen machten, auf welche Philippus nicht achtete.

Allein es stund nur zwei Jahre an, so kehrte Philipp seine Waffen gegen eine der wichtigsten unter diesen griechischen Städten, die er so eben in seinen Schutz genommen hatte. J. d. W. 3643. D. 109. J. 4.

Das war Perinthus, eine reiche und mächtige Stadt, die den Athenienfern, ihren Bundesgenossen, sehr ergeben war. Vermuthlich hatte sie sich, nach den Maximen ihrer Bundesgenossen, nicht auf das freundschäftlichste gegen ihn betragen. Er griff sie also an, und belagerte sie auf das heftigste. Er führte die fürchterlichsten Belagerungsmaschinen gegen sie auf, und ließ eine Zeitlang Tag und Nacht unausgesetzt stürmen.

Die Athenienser machten ernstliche Anstalten, ihnen zu helfen. Sie schickten den Chares mit einer Flotte nach dem Hellespont. Phocion war zu der Zeit in Euböa. Allein sie hätten keinen ungeschicktern Anführer zu dieser Unternehmung wählen können. Sein Uebermuth und seine Erpressungen machten ihn so verhasst bei den Bundesgenossen, daß sie

ihn nicht einmal in ihre Häfen lieſſen. Er kam alſo, nur von den Freunden gefürchtet, und von den Feinden verachtet, unverrichteter Sache zurück.

Das Volk in Athen war über die Beleidigung ihres Feldherrn von den Bundesgenoſſen ſehr aufgebracht; und noch mehr erhitzt durch ſeine Redner, war es im Begriff, die Hand von den Verbündeten abzuziehen. Aber Phocion, der von Euböa zurückgekommen war, ſtund auf, und ſtellte ihnen vor, ſie ſollten nicht auf das Mißtrauen ihrer Bundesgenoſſen zürnen, ſondern auf die, welche zu dieſem Mißtrauen Urſache gegeben hätten. „Dieſe machen„ ſprach er „daß auch die ſich „vor euch fürchten, die ſich ohne euch nicht „retten können *).„ Dieſe Vorſtellung machte Eindruck; und man befahl ihm, mit einer neuen Macht den Bundesgenoſſen zu Hülfe zu eilen.

Die Athenienſer hatten ſich aber nicht begnügt, die Bundesgenoſſen mit ihrer eigenen Macht zu unterſtützen, ſondern ſie hatten ſogar durch

*) Plut Phoc. K. 14. Dieß iſt die wichtige Stelle, auf die ich oben die Behauptung gründete, daß Phocion damals zum Kriege mit Macedonien gerathen hatte. Sie beweiſt unwiderſprechlich, daß er nicht immer macedoniſirte, daß er alſo ſpäter Gründe gefunden haben muß, ſeine Meinung zu ändern. Beſtechung bewog ihn ſicher nicht dazu. Selbſt ſeine Gegner laſſen ſeinem unbeſcholtenen Charakter Gerechtigkeit widerfahren.

durch eine Gesandtschaft den König von Persien gegen Macedoniens anwachsende Macht mißtrauisch gemacht, und ihn bewogen, den Thracischen Städten Hülfe gegen Philipp zu schicken *). Seine Satrapen versahen also die Perinthier mit Miethsoldaten, Geld, Proviant, und allen Kriegsbedürfnissen. Und Byzanz, das den nächsten Angriff von Philippus zu gewarten hatte, schickte seine besten Soldaten und Officiere nach Perinth.

Die Perinthier selbst hatten sich indessen auf das tapferste gewehrt; und hinter ieder Mauer, die er einwarf, fand Philipp schon eine neue Befestigung. Er gab also schnell seinen Entwurf, Perinth zu erobern, auf, und rückte, ehe man sichs versah, vor Byzanz. Dieses war in nicht geringer Verlegenheit, da es seine besten Leute, und selbst seinen meisten Kriegsvorrath, an Perinth abgegeben hatte.

Schon fieng Philipp an, es, nach seiner Gewohnheit, mit fürchterlicher Gewalt anzugreifen; als Phocion mit der Athenienssischen Flotte ankam, die noch durch andere griechische Städte und Inseln verstärkt worden war. Er wurde von den Byzantinern ganz anders empfangen, als Chares. Er verlangte nicht,

*) Philipps Schreiben, der den Athenienssern nachdrückliche und nicht grundlose Vorwürfe darüber macht. Plutarch und Diodor wissen von diesem Umstande nichts. Aber des erhaltenen Beistandes vom Persischen Könige erwähnt Diodor, B. 16. K. 75.

in Byzanz eingelassen zu werden, sondern wollte sein Lager vor der Stadt aufschlagen. Aber Kleon, ein angesehener Byzantiner, der die Lehrsäle der Athenienſischen Philosophen mit ihm besucht hatte, verbürgte sich für ihn, und Phocion wurde mit seinem Heer in die Stadt eingenommen. Die Byzantiner fanden nicht Ursache, ihr Zutrauen zu bereuen. Die Athenienser hielten vortreffliche Mannszucht, und thaten sich in den Gefechten durch Tapferkeit hervor.

Dadurch sah Philipp sich genöthigt, die Belagerung schimpflich aufzuheben. Phocion machte Landungen in seinem Gebiet, verheerte alles, wo er hinkam, und nahm ihm Schiffe und besetzte Städte weg. Auf einer solchen Streiferei aber wurde er selbst verwundet, und gezwungen, wieder abzusegeln.

Philipp sahe sich so in die Enge getrieben, daß er den Athenienſern und den griechiſchen Städten Frieden anbot, und diese in Ruhe zu lassen versprach.

Durch diese Anerbietungen erhielt er, daß die Feindseeligkeiten aufhörten *). Er selbst aber wich von seinen Planen gegen Griechenland, und besonders gegen die Athenienser, der Frie-

*) Ein förmlicher Friede kam nicht zu Stande, obgleich Diodor, 16. B. 77. K. es behauptet. Dieses, so wie die meisten folgenden Umstände, ergiebt sich aus Demosthenes, besonders in der Rede de falsa legatione. Hier kann es nur erwähnt werden; ausführlicher muß davon in dem Leben Philipps gehandelt werden.

Friedensunterhandlungen ungeachtet, nicht einen Schritt ab. Er suchte unvermerkt bald diese bald iene griechische Stadt auf seine Seite, oder wohl gar in seine Gewalt zu bringen. Besonders hatte er seine Absicht auf Megara gerichtet, deren Besitz ihm wegen der Nähe von Athen äuserst vortheilhaft gewesen sein, und die Athenienser bald ihm unterwürfig gemacht haben würde. Er hatte Einwohner dieser Stadt auf seiner Seite *), und vermuthlich war der Anschlag zur Ausführung reif, als er verrathen wurde. Die Megarenser schickten sogleich nach Athen um Hülfe.

Sie wandten sich mit ihrem Verlangen an Phocion. Er sah die ganze Wichtigkeit desselben ein. Er fürchtete, sie möchten, wenn die Athenienſische Hülfe zu lang ausbliebe, von den Böotiern Hülfe verlangen, von denen Athen sich wenig Gutes versprechen konnte. Er berief also das Volk mit Anbruch des Tages zur Versammlung, trug ihm die Lage und das Verlangen von Megara vor; und als das Volk die Hülfe zuerkannt, und ihm die Ausführung übertragen hatte, wählte und bewaffnete er sogleich die Mannschaft, die er brauchte, und führte sie auf der Stelle nach Megara.

Dort

*) Demosthenes nennt in der freilich später gehaltenen Rede de corona p. 319. einen Perilaus, als einen solchen. Vermuthlich spielte dieser schon damals eine Rolle. Uebrigens muß diese ganze Unternehmung sehr geheim betrieben worden sein; denn man findet im Demosthenes nichts als einzelne Winke darüber.

Dort befestigte er den Hafen, Nisäa, verband ihn durch eine zweifache Mauer mit der Stadt, und verschaffte dadurch den Megarensern Sicherheit gegen alle gewaltthätige Versuche Philipps.

Indessen hatte Philipp in Athen einen starken Anhang bekommen, und unter andern auch Aeschines, den angesehensten Demagogen nach dem Demosthenes, höchst wahrscheinlich ganz auf seine Seite gebracht. Die Athenienser schickten diesen mit andern Gesandten von gleicher Gesinnung nach Thermopylä zu der Versammlung der Amphiktyonen, um die Unterhandlungen mit Philipp wegen des Friedens zu beendigen. Von dieser Gesandtschaft war auch Philipps thätigster Gegner, Demosthenes. Allein die übrigen Gesandten entfernten diesen, und liessen sich von Philipp ganz in sein Interesse ziehen, worüber sie Demosthenes in der Folge heftig anklagte. Sie brachten die besten Nachrichten nach Athen. Philipp ließ sogar durch sie versprechen, seiner alten Feinde, der Phocenser, sich anzunehmen, und dagegen seine eifrigen Freunde, die Böotier, zu demüthigen. Die leichtgläubigen Athenienser glaubten alles, und gaben den Vorstellungen des Demosthenes gar kein Gehör.

Dem Könige lag alles daran, die Athenienser zu schwächen. Ihre Uebermacht über ihn war augenscheinlich, und ihm sehr empfindlich.

lich. Ihre Flotten behaupteten die Herrschaft auf dem Aegäischen Meere; und da Philipp, so wie Athen, grossentheils die nöthigen Lebensmittel aus Thracien erhielt, so schnitten ihm die Athenienser, seit dem Entsatz von Perinth und Byzanz, fast alle Zufuhr von daher ab. Wären also die Gesandten der Athenienser und die Reichsversammlung der Griechen weise und unbestochen gewesen, so würden sie damals den König zu einem für sie sehr vortheilhaften Frieden genöthigt haben. Zur See konnte er nicht daran denken, sich mit ihnen zu messen, und zu Lande konnte er ihnen nicht beikommen, wenn man ihm den Paß von Thermopylä sperrte, wo die Amphiktyonen versammelt waren. Allein seine Politik wusste für alles Rath, und machte hier ihr Meisterstück.

Die Phocenser waren, wie schon oben erzählt worden ist, von den Amphiktyonen wegen der Besetzung von Delphi gestraft worden. Nunmehr wurden die Einwohner von Amphissa, einer lokrischen Stadt, vor eben diesem Gericht verklagt, daß sie Felder gepflügt hätten, die zu dem Delphischen Tempel gehörten. Die Amphiktyonen veranstalteten eine Besichtigung; allein die Amphissenser überfielen und verjagten sie mit grosser Gewaltthätigkeit. Darüber aufgebracht, erkannten die Amphiktyonen Krieg über sie; allein die Exe-

kution

kution wurde äuserst schlecht und unwirksam geführt.

Diese Umstände benutzte Philipp, und machte, daß diese Exekution ihm übertragen wurde. Und nun hatte er auf einmal, was er gesucht hatte, den Durchgang durch Thermopylä.

J. d. W. 3646. O. 110. J. 3.

Er rückte mit 30000 Mann Fußvolk und 2000 Mann Reiterei, von denen er nicht den vierten Theil gegen die Amphissenser gebraucht hätte, in Griechenland ein; bestraffte die Amphissenser, wie im Vorbeigehn, ließ die Phocenser seinen Groll fühlen, und, ehe die Griechen sichs versahen, stund er in Phocis bei Elatea; und so wenig Er angeben konnte, was er dort zu thun habe, so wenig konnte ein Mensch in Griechenland sagen, was er nun weiter thun würde.

Nun giengen den Athenienſern die Augen auf, und sie erkannten, auf die erste Nachricht von der Besetzung Elateas, das Grundlose der Verheisungen, durch die sie sich hatten einschläfern lassen, und die Grösse der Gefahr, die über ihnen schwebte.

Die erste Nachricht kam in der Nacht nach Athen; und sogleich wurde die ganze Nacht hindurch das Zeichen mit der Trompete zu einer Versammlung des Volks gegeben. Man stelle sich die Bestürzung vor, in die das Volk durch eine so ungewöhnliche Anstalt gerathen, die mancherlei ängstlichen Vermuthungen, mit

denen

denen es sich martern musste. Man eilte mit dem frühesten Morgen zusammen. Die Proedri stellten dem Volk den Ueberbringer der Nachricht von Elatea vor *). Seine Erzählung wurde mit einem tiefen und schaudervollen Stillschweigen angehört. Vergebens rief der Herold zu wiederhohltenmalen diejenigen auf, die sprechen wollten. Kein Demagog wagte sich auf den Rednerplatz. Endlich warf das ganze Volk seine Augen auf Demosthenes; und dieser Zauberer gab ihnen durch die Wunderkraft seiner Beredtsamkeit Muth und Hoffnung wieder. Alles käme vor der Hand darauf an, sagte er, ihre bißherigen Feinde, die Böotier, auf ihre Seite zu bringen, welches sehr ausführbar wäre, da die Gefahr, unterdrückt zu werden, für sie so groß sei, als für Athen. Dahin müsten also unverzüglich Gesandte geschickt werden; denn blieben die Böotier auf Philipps Seite, so könnte dieser in zwei Tagen vor Athen stehen. Uebrigens müsste eben so schleunig ein Heer aufgestellt, und Philipp so weit als möglich entgegengeführt werden, damit der Krieg von den Attischen Gränzen entfernt würde **).

Phocion war nicht ganz seiner Meinung. Er wollte, man sollte mit Philipp Frieden schlies-

*) wenigstens kam es diesen zu. S. Potter. 1. B. S. 195. Diodor sagt, die κρατηγοι hätten es diesmal gethan. 16. B. 84. K.

**) Diodor. l. c.

schliessen, den dieser gerne annehmen würde, um nicht der Gefahr einer Entscheidung durch die Waffen ausgesetzt zu sein. Auf Demosthenes Rath, die Armee weit von Attika weg gegen Philipp zu führen, versetzte er: „Laßt uns „nicht überlegen, wo wir streiten, sondern, „wie wir siegen wollen. In diesem Fall bleibt „der Krieg immer fern von uns; und verlieren wir, so sind uns seine Schrecken immer „nahe genug.„ Allein er fand wenig Gehör. Einer von den politischen Müssiggängern sagte ihm: „Du erkühnst dich, die Athenienser „vom Kriege abzumahnen, die schon die Waffen in den Händen haben?„ „Allerdings;„ antwortete Phocion „und noch dazu weiß ich, „daß ich im Kriege mehr als Du, und Du „im Frieden mehr als ich zu sagen haben „wirst.„ Vielleicht war seine Widersetzung Schuld, daß nicht er zum Feldherrn gewählt wurde, sondern zwei Männer, die keineswegs mit Philippus in Erfahrung und Geschicklichkeit sich messen konnten, Chares und Lysikles.

Es ist nicht zu läugnen, daß Demosthenes mit seiner muthigen Entschlossenheit hier weit grösser erscheint, als Phocion, dessen Behutsamkeit an Furchtsamkeit zu gränzen scheint. Allein es wäre unbillig, nach dem ersten Eindruck das Urtheil über ihn zu sprechen. Demosthenes Rath macht ihm zwar unstreitig Ehre: es erhub den Ruhm der Athenienser, wenn

wenn sie in dieser gefährlichen Lage es wagten, dem siegenden Macedonier die Spitze zu bieten; auch war es kein tollkühnes Unternehmen, denn ihr Heer war stark und muthig genug, dem Macedonischen sich entgegenzustellen. Aber Phocions Rath wird nicht nur dadurch nicht verächtlicher, sondern er zeigt sich auch, bei einer genauern Prüfung, klüger, als iener feurige. Einige Ueberlegenheit der Macedonier konnte man sich doch nicht verläugnen: das Heer Philipps hatte, seit dem Antritt seiner Regierung, die Waffen beinahe nicht aus den Händen gelegt; und, was noch mehr sagen wollte, keiner der damaligen Feldherren kam dem Anführer dieses Heeres in der Kriegskunst gleich: man musste also durch eine Schlacht das Schicksal Athens auf die Spitze stellen; denn wenn diese verlohren gieng, so war kein Rettungsmittel mehr übrig, das man mit einiger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs hätte ergreifen können. Dagegen war wohl zu vermuthen, daß Philipp sehr annehmliche Bedingungen zum Frieden eingehen würde, wenn man ihm denselben in eben dem Augenblicke anböte, in dem man sich mit allem Nachdruck zum Kriege rüstete.

Der Ausgang rechtfertigte diese Ueberlegungen Phocions. Es gelang zwar der unwiderstehlichen Beredtsamkeit Demosthenes, die Böotier gegen ihren bißherigen Bundesgenossen zu bewaffnen; es wurden zwar die Rü-

stungen beider Völker so lebhaft betrieben, daß ihr vereinigtes Heer, ehe iemand es vermuthete, bei Chäronea Philippen gegen über stund; es fochten zwar beide Heere in der Schlacht mit einer Tapferkeit, die ihres alten Ruhmes würdig war: allein der Sieg blieb doch auf Philipps Seite; die Athenienser verlohren tausend Mann, die in der Schlacht blieben, und zweitausend, die zu Gefangenen gemacht wurden; und weder sie, noch die Böotier, hatten dem Ueberwinder mehr ein Heer entgegenzustellen.

Zwar fanden sich doch noch unter dem Athenienſischen Volke unruhige Köpfe, die tollkühn genug waren, noch einmal dem Fortgang des Siegers sich widersetzen zu wollen. Als die traurige Nachricht von der Niederlage dem Volke bekannt gemacht wurde, zogen sie den Charidemus, einen eben so unruhigen Kopf, auf die Rednerbühne, und verlangten ihn zum Feldherrn. Aber die Klügern und der ganze Senat widersetzten sich dieser abentheuerlichen Verwegenheit, und bewogen das Volk durch Bitten und Thränen, die Angelegenheiten des Staats in dieser mißlichen Lage den Händen Phocions zu übergeben.

Hier zeigte sichs, daß seine Nachgiebigkeit gegen Philipp weder Parteilichkeit für Philipp, noch feige Gleichgültigkeit gegen den Ruhm der Stadt gewesen war. Er machte keine Schwiehrigkeit, den Frieden zu schliessen, den

Phi-

Philipp selbst der Stadt durch seinen Sohn Alexander, und durch Antipater *), auf die besten Bedingungen antragen ließ. Er gab ihren Gefangenen die Freiheit, und ihnen selbst die vormals Böotische Stadt Oropus, und die Insel Samos. Dennoch setzte Phocion kein so unbegränztes Vertrauen in ihn, als Demades, einer der grössten und angesehensten Redner in Athen. Dieser war in der Schlacht bei Chäronea mit den andern Athenienſern gefangen worden, und hatte durch eine sehr freimüthige Antwort sich und den Athenienſern die Freiheit, und das Wohlwollen Philipps erworben **). Dadurch war er aber auch ganz in das Macedonische Interesse gezogen worden.

Das erste, was Philipp nach jenem entscheidenden Siege von den Griechen verlangte, war, daß alle Staaten Gesandte nach Korinth schicken sollten. Demades drang darauf, daß dieses Verlangen ohne Widersetzung befriedigt würde, und das veränderliche Volk war seiner Meinung. Phocion hingegen wollte, daß der König zuvor erklären sollte, was er auf

*) Wenn des sehr unglaubwürdigen Justins Erzählung, 9. B. 4. K., Glauben verdient.

**) Daß die Athenienſer diese nicht zu erwartende Gelindigkeit Philipps dem Demades, wenigstens zum Theil, zu verdanken hatten, sagt Diodor, 16. B. 86. K. und es läſſt sich auch daraus schon vermuthen, daß er den Böotiern bei weiten nicht so gütig begegnete, als ihnen.

dieser Versammlung von ihnen begehren würde. Aber er wurde überstimmt.

Alle griechischen Staaten schickten Abgesandte nach Korinth, die einzigen Lacedämonier ausgenommen. Philipp entdeckte ihnen sein Vorhaben, das grosse Ziel aller seiner Wünsche, und aller der künstlichen, mühsamen und gefährlichen Versuche, die Obergewalt über Griechenland zu bekommen. Es war der Vorsatz, den König von Persien im Namen Griechenlands zu bekriegen, zum obersten Feldherrn der Griechen ernannt zu werden, und von ihnen Völker und Schiffe zu erhalten. Die Versammlung durfte nicht daran denken, ihm etwas zu verweigern; es wurde also festgesetzt, was iede griechische Völkerschaft zu diesem Kriege beitragen sollte. Den Athenienſern wurde demnach auch der Antheil angewiesen, den sie an Mannschaft und Schiffen stellen sollten; und es bedarf kaum der Erinnerung, daß dem mächtigsten griechischen Staate nicht der schwächste Beitrag werde aufgelegt worden sein.

Diese Forderungen Philipps setzten die Athenienſer in grosse Bestürzung. Es konnte ihnen schon nicht angenehm sein, wenn der Persische König entkräftet oder gestürzt wurde, da sie sich bißher seines Beistandes gegen andere griechische Staaten, und selbst gegen Philipp, so vortheilhaft bedient hatten. Diesem hatten sie nun gar kein Gegengewicht mehr ents-

entgegen zu setzen. Und durch die vielen Schiffe und Soldaten, die sie an ihn abgeben mussten, verlohren sie ihre wichtige Uebermacht zur See, und ihre Stärke auf dem festen Lande. Damit vereinigte sich die Erinnerung an die goldenen Zeiten, wo Sie für Griechenland gegen die Perser gestritten und gesiegt hatten, und ein demüthigender Seitenblick auf die Lacedämonier, die mit ächt spartanischem Trotze dem siegreichen Philipp ihren Beitritt zur Korinthischen Versammlung abgeschlagen hatten.

Nun sahen sie ein, daß sie Phocions Rath hätten befolgen, und Philipp um sein Begehren vorher befragen sollen, wodurch sie sich wenigstens mildere Forderungen hätten erhandeln können. Fast waren sie geneigt, sich zu widersetzen. Aber Phocion selbst widerrieth es ihnen. „Ich hatte das befürchtet,„ sagte er „als ich widersprach. Nun ihr aber ein„mal seine Forderungen eingegangen habt, „müsst ihr euch gelassen und beherzt dabei be„tragen. Auch eure Voreltern haben bald „geherrscht, bald gehorcht; aber beides so, „daß sie die Stadt und Griechenland erhalten „haben.

Philippus machte nun grosse Anstalten zum Persischen Kriege, den er unverzüglich anfangen wollte. Er feierte noch vorher das Hochzeitfest seiner Tochter Kleopatra, die er an den Bruder der Mutter Alexanders, Alexander, König von Epirus, vermählte. Die J. d. W. 3648. Ol. III. J. 1.

griechischen Staaten schickten Gesandte mit Geschenken dahin; und die Athenienser zeichneten sich durch ihre Schmeicheleien dabei aus. Allein mitten unter den prächtigen Lustbarkeiten dieses Festes wurde Philippus meuchelmörderischerweise getödet; und die Sachen schienen dadurch eine andere Lage zu bekommen.

Man braucht den Charakter des Athenienfischen Volkes nur von weiten zu kennen, um sich vorzustellen, welche ausgelassene Freude die Nachricht von Philipps Tode bei demselben hervorgebracht habe. Die Redner, besonders Demosthenes, munterten es noch dazu auf. Dieser hatte den Tod des Königs schon heimlich erfahren, und sagte der Versammlung, ein Traum habe ihm verkündigt, die Athenienser würden eine fröhliche Botschaft bekommen. Als darauf der Tod des Königs bekannt gemacht wurde, erschien er bekränzt und in festlichem Gewande, ungeachtet erst sechs Tage vorher seine Tochter gestorben war. Das Volk war auser sich. Es wollte den Mörder des Königs krönen, und ein feierliches Dankopfer den Göttern bringen*). Aber Phocion, der, seit Philipps Einfall in Griechenland, ein weit grösseres Gewicht, als vorher, in Athen erhalten zu haben scheint, widersetzte sich, und stellte ihnen vor, daß einestheils die Freude über einen solchen Fall unedel sei, und daß

*) Plutarch im Demosthen. c. 22.

daß auf der andern Seite die Macht, die bei Chäronea gesiegt habe, um einen einzigen Mann verringert worden sei.

Ohne Zweifel kannte Phocion schon damals den iungen Alexander, der bereits bei mehreren Gelegenheiten, und kurz vorher noch bei Chäronea, sich hervorgethan hatte, besser als die Athenienſischen Demagogen. Demosthenes hielt den Regierungsantritt eines Kindes, wie er ihn nannte, für den glücklichen Zeitpunkt, in welchem Griechenland das Macedonische Haus in seine alte Niedrigkeit herab setzen könnte. Er suchte also, die Athenienser und die übrigen Griechischen Staaten gegen den iungen König zu bewaffnen. Der Erfolg entsprach seinen Bemühungen. Die Thebaner trieben die Feindseeligkeiten gegen die Macedonier am weitesten, und brachten, zu ihrem Verderben, den iungen Helden am meisten gegen sich auf. Die Athenienser und andre Staaten versprachen ihnen zwar Beistand, waren aber zu furchtsam, ihn zu leisten.

Anfangs schien Demosthenes wirklich richtig gerechnet zu haben. Alexander fand bei seiner Thronbesteigung in allen seinen Ländern nichts als Unruhe und Empörung. Allein er brachte einige Feinde durch die kluge Nachgiebigkeit, von der sein Vater ihm das Beispiel gegeben hatte, zur Ruhe, und die meisten bezwang er mit dem raschen und unwiderstehlichen Ungestümm, der alle seine Unternehmungen

J. d. W. 3649. Ol. XII. J. 2.

en bezeichnet. Dann wandte er seine ganze Macht gegen Theben, zerstörte die Stadt, und verkaufte die Einwohner die dem Niedermetzeln entgangen waren, als Sklaven.

Der Schrecken, den diese That über Griechenland verbreitete, war unbeschreiblich. Die Zerstörung Thebens und die Verkaufung seiner Bewohner war von den griechischen Staaten selbst beschlossen worden, die Alexander nach Korinth zusammenberuffen hatte, und denen der Muth fehlte, die Rachbegierde des Königs einzuschränken. Sie hatten zugleich beschlossen, daß alle Griechischen Städte die Thebaner ausliefern sollten, die sich zu ihnen geflüchtet hätten.

Die Athenienser benahmen sich hiebei zwar furchtsam, aber doch nicht unedel. Freilich liessen sie die Mannschaft, die sie in Bereitschaft hatten, nicht zu Felde gehn; sie schickten vielmehr Abgesandte an den König, die ihm zur Besiegung seiner Feinde Glück wünschen musten. Aber sie bewilligten ihm doch auch nicht alles blindlings, was er verlangte. Alexander gab den Gesandten wenig Gehör. Er bestund auf der Auslieferung der geflüchteten Thebaner, die von den Athenienfern höchst freundschäftlich waren aufgenommen worden, und begehrte die Auslieferung ihrer eifrigsten Demagogen, unter denen Demosthenes oben an stund. In der That hatte Alexander Ursache, über diesen aufgebracht zu sein. Nicht

nur

nur war Demosthenes immer der hartnäckigste Feind seines Vaters gewesen, sondern seinen Bemühungen war auch der Aufstand der Thebaner und die Bewegung unter den Griechen beizumessen; Alexander hatte sogar ein Schreiben in Händen, das Demosthenes an Attalus, einen mißvergnügten Macedonischen Feldherrn in klein Asien, hatte abgehen lassen, um ihn gegen den König aufzuwiegeln; und über das alles erlaubte sich Demosthenes bei ieder Gelegenheit die verächtlichsten Ausdrücke von Alexander.

Alexanders Forderungen erregten grosse Bewegungen in Athen. Das Volk rathschlagte, ob es sie erfüllen sollte. Phocion, dessen Denkungsart mit der Demosthenischen selten zusammenstimmte, und der ihn und die andern stürmischen Demagogen für das Verderben seines Vaterlandes ansah, der über dieß der Meinung war, es sei vergebens, der nunmehrigen Macht der Macedonier unter dem Szepter eines Alexander sich entgegen zu stemmen, und dem Demosthenes schon seine Ausfälle auf denselben verwiesen hatte*), Phocion erklärte gerade heraus, die Demagogen könnten nichts anders verlangen, als die Befolgung des Willens Alexanders. Sie sollten

*) Durch einen Vers aus Homers Odyssee, 9. B. 494. B.

Σχετλιε τιπτ' εθελεις ερεθιζεμεν αγριον ανδρα;

den Beispielen der vaterländischen Geschichte folgen, und willig sich für das Vaterland hingeben. Die Thebanischen Flüchtlinge bedauerte er weit mehr; war aber der Meinung, man müsse nicht durch ihre Beschützung verursachen, daß die Griechen Athen, so wie Theben, beweinen müssten. Man sollte also wohl die Redner sowohl als die Flüchtlinge von Alexander zu erbitten, keineswegs aber zu erkämpfen suchen *). Demades, dessen Beistand Demosthenes erkauft haben soll, nahm sich beider mit Nachdruck an, und schlug einen Volksschluß vor, in welchem für die Thebaner gebeten, und über die Redner eine Untersuchung erkannt und ihre Bestraffung versprochen werden sollte, im Fall sie straffbar erfunden würden.

Dieser Vorschlag drang durch. Demades und Phocion wurden mit dem Volksschluß an den König gesandt. Er empfieng sie beide sehr gnädig; begegnete dem Demades als dem alten Freunde seines Vaters, und nahm den

*) Phocion drückte sich bei dieser Gelegenheit, nach Plutarch und Diodor, allerdings sehr hart aus. Cornelius Nepos beschuldigt ihn hiebei sogar des Verbrechens des Undanks, weil er durch den Demosthenes gehoben und bei Anklagen auf Leib und Leben vertheidigt worden sei. Da Plutarch weder im Phocion noch im Demosthenes etwas von dieser Freundschaft des Demosthenes erwähnt: so verdient die Erzählung dieses nachlässigen Compilators gar keine Aufmerksamkeit.

den Phocion in seine Freundschaft auf *). Dieser rieth ihm, wenn er Ruhe suchte, die Waffen niederzulegen, und, wenn er nach Ruhm strebte, sie von den Griechen gegen die Barbaren zu kehren. Sein Rath fand Gehör, und Alexander war mit dem Dekret der Athenienser zufrieden.

Phocion gewann durch sein auf Menschenkenntniß gegründetes Betragen das Herz Alexanders so ganz, daß er eine feierliche Gastfreundschaft mit ihm errichtete, einen Briefwechsel von dieser Zeit an mit ihm unterhielt, und den vertraulichen Gruß, mit dem die Griechen die Briefe an ihre Freunde anzuheben pflegten **), auch nach der Besiegung des Persischen Königs seinen Schreiben an Phocion vorsetzte, da er niemand mehr damit beehrte, als den Antipater, seinen Statthalter in Macedonien ***).

Von dieser Zeit an wird es nöthig, eine strenge Aufmerksamkeit auf Phocions Thaten und Gesinnungen zu richten, wenn man über seinen Charakter unparteisch urtheilen will; denn

*) Nach Plutarch erfuhr er, daß schon sein Vater gegen Phocion grosse Hochachtung gehabt habe. 17. K.

**) Χαιρειν.

***) Bei dieser ganzen Erzählung müssen Plutarch, Phocion, c. 17. Demoth., c. 23. Alexander, c. 13. und Diodor, 17. B. 15. K. mit einander verglichen werden. Ich hoffe, die verschiedenen Berichte von dieser Begebenheit ohne Gewaltthätigkeit vereinigt zu haben.

denn von dieser Zeit an findet man ihn immer auf Macedonischer Seite. Man muß also, so gut man es nach zweitausend Jahren kann, untersuchen, ob wirklich reiner Patriotismus seine Triebfeder gewesen sei: und die Billigkeit erfordert, dieses so lange anzunehmen, als sich seine Gesinnungen aus dieser Quelle herleiten lassen. Diese Untersuchung muß aber mit einigem Mißtrauen geführt werden, zu dem man durch die ausgezeichnete Gnade Alexanders gegen ihn berechtiget ist. Die grösten und besten Männer sind oft gerade am leichtesten durch eine solche Auszeichnung zu bestechen. Gesetzt, auch Phocion wäre es geworden, so wäre es darum noch nicht die Folge, daß er das Interesse seines Vaterlandes dem Macedonischen verrätherisch preisgegeben hätte: wohl aber könnte, bei dem redlichsten Entschlusse, das Beste seines Vaterlandes zu besorgen, die Neigung seines Herzens zu den Macedoniern seinen Entschlüssen unvermerkt eine schiefe Richtung gegeben haben; allerwenigstens könnte er durch dieselbe von allen muthigen Unternehmungen gegen sie abgeschreckt worden sein, zumal da seine Bedenklichkeit bei gewagten Unternehmungen, die wir bereits kennen gelernt haben, durch sein zunehmendes Alter in eigentliche Furchtsamkeit ausgeartet sein könnte. Ueber das war er durch das Gewicht der Macedonischen Gunst nunmehr der angesehenste, am meisten vermögende Mann in Athen: könnte

nicht

nicht auch die geheime, vielleicht ihm selbst nicht sehr merkliche Furcht, mit dem Fall der Macedonier auch sein Gewicht zu verliehren, einigen Einfluß auf seine Maximen gehabt haben? Wir wollen sehen.

Niedrigere Beweggründe, groben Eigennutz, dürfen wir ihm wenigstens nicht zutrauen. Von dieser Seite blieb er sogar von allem Verdachte frei. Vielmehr zeigt sich gerade von dieser Seite sein edler Charakter, der ihm den Ehrennamen, der Rechtschaffene, erwarb, am glänzendsten.

Alexander schickte ihm hundert Talente *) zum Geschenk. Als diese ungeheure Summe Geldes zu Phocion gebracht wurde, fragte er die Ueberbringer, warum Alexander unter allen Athenienfern gerade ihm eine so grosse Summe gebe. Sie antworteten, weil Alexander ihn allein für einen würdigen und rechtschaffenen Mann hielte. „Nun„ sagte Phocion „so „soll er mich auch einen solchen bleiben lassen„ und

*) Wenn attische Talente gemeint sind, wie es wahrscheinlich ist: so betrugen sie 127951 Thaler 9 Gr. 4 Pfenn. Denn, nach Rambachs Berechnung im 3. B. seiner Potterischen Archäologie, S. 164., macht das Talent 1279 Th. 12 Gr. 4 Pf. Nach unserm Rheinischen Münzfuß 2303 Guld. 7 Kr. 2 Pf. Die ganze Summe macht also nach diesem, das Talent gerade zu 2300 G. gerechnet, 230000 Gulden. Eine damals wirklich ungeheure Summe.

und schlug das Geschenk aus. Die Abgesandten des Königs folgten ihm in sein Haus: und da sie in demselben alle Kennzeichen der Armuth erblickten, indem Phocion und seine Gemahlin selbst häusliche Verrichtungen besorgten, die man sonst überall dem Gesinde überließ; so drangen sie auf das neue in ihn. Vergebens. Phocion zeigte ihnen einen elend gekleideten alten Mann, und fragte sie, ob sie ihn für schlechter hielten, als diesen. Sie baten ihn, sie mit solchen Fragen zu verschonen. „Nun sehet,„ sagte er „dieser Mann hat weniger zu seinem „Unterhalt als ich, und lebt doch vergnügt „damit. Und überhaupt, wenn ich dieses „Geld annehme, und keinen Gebrauch davon „mache; so nützt es mir nichts: und wollte „ich Gebrauch davon machen; so würde ich „den König und mich in übeln Verdacht bei „der Stadt bringen.„ Die Gesandten zogen also mit ihren Talenten wieder ab. Alexander fand sich durch Phocions Weigerung beleidigt, und schrieb an ihn, er hielte diejenigen nicht für seine Freunde, die nichts von ihm annähmen. Um ihn zu besänftigen, bat ihn Phocion um die Loslassung von drei Männern, die der König gefangen hielt. Er gab sie frei; und ließ ihm in der Folge durch Kraterus, einen seiner vornehmsten Generale, sagen, er möchte sich unter vier Städten in Klein Asien eine auswählen. Allein auch hiezu war Phocion nicht zu bewegen, ungeachtet Kraterus

ihm

ihm vorstellte, daß er den König aufbringen würde *).

Die zweite Gattin Phocions — denn diese war es, welche Alexanders Abgesandten in Phocions Hause in der Küche beschäftigt antrafen — war wegen ihrer Sittsamkeit und Häuslichkeit in Athen so berühmt, als Phocion wegen seiner Rechtschaffenheit. Das ganze Volk bezeugte ihr einst öffentlich, auf eine drollichte Veranlassung, seine Hochachtung darüber öffentlich. Ein Schauspieler, der eine Königin vorstellen sollte, verlangte von dem Unternehmer eine prächtigere Kleidung und ein ansehnlicheres Gefolge, und da er es nicht erhielt, weigerte er sich auf die Schaubühne zu ten. Der Unternehmer ward darüber aufgebracht, stieß ihn auf das Theater heraus, und schrie, daß das ganze Volk es hörte: „Siehst „Du nicht, daß Phocions Weib immer nur „mit Einer Magd ausgeht; und Du willst „mir mit Deinem Pomp die Weiberköpfe „schwindlich machen?„ Die ganze Versammlung bezeugte laut ihren Beifall. — Eine Jonierin kramte ihren Schmuck vor ihr aus. „Mein Schmuck ist Phocion,„ sagte sie

*) Plutarch. Aelian 1, 25. 11, 9. Cornelius, Phocion, 1. K., der aber, nach seiner Art, den Alexander mit Philipp verwechselt, und Vorstellungen der Gesandten in Absicht auf Phocions Kinder, und eine schöne Antwort Phocions hierauf hinzusetzt, wovon Plutarch und Aelian nichts wissen.

sie zur Jonierin „der nun zwanzig Jahre die „Feldherrnwürde in Athen bekleidet *).„

Nur sein Sohn wollte nicht in diese Fußstapfen treten, ungeachtet der Ermahnungen seines Vaters. Als dieser gewahr wurde, daß sie fruchtlos blieben, schickte er ihn nach Lacedämon, und ließ ihn da, nach Lykurgs Anordnungen, mit den Spartanischen Jünglingen gemeinschäftlich erziehen. Die Athenienser fanden sich dadurch beleidigt; und Demades fragte ihn einst im Spott, ob man nicht die Athenienser bereden sollte, die Spartanische Verfassung anzunehmen: er wolle, wenn Phocion es gut fände, den Vorschlag machen. „Es sollte Dir„ antwortete Phocion „nicht „übel lassen, wenn Du, in Deinem um Dich „her flatternden Gewande, von Salben triefend, die schwarze Suppe der Spartaner empföhlest, und den Lykurg anprieseſt.„

Phocion bekam, noch bei Alexanders Leben, eine neue Gelegenheit, seine Uneigennützigkeit zu zeigen. Alexander hatte, als er, nach Persiens Eroberung, den abentheuerlichen Zug nach Indien vornahm, einen Harpalus als Statthalter in Babylon zurückgelassen. Dieser hatte aber, in der Hofnung, daß Alexander nicht zurückkommen würde, sich so übermüthig betragen, und mit den ihm anvertrauten Schätzen so übel gewirthschaftet, daß er es nicht

*) Von ihrem bescheidenen Anzuge, s. auch Aelian. V. H. 7, 9.

nicht wagte, die Ankunft des Königs zu erwarten. Er nahm also 5000 Talente und 6000 Miethsoldaten mit sich, und gieng nach Griechenland. Seine Mannschaft ließ er in Lakonien, und er selbst gieng nach Athen *). Von den Schätzen, die er mitgebracht hatte, vertheilte er nur geringe Summen an die Demagogen, und beschloß, sich ganz dem Schutze Phocions zu übergeben, und bot deßwegen diesem 700 Talente an. Er erhielt aber einen Abschlag in sehr harten Ausdrücken. Bald darauf stellten die Athenienser, die sich vor Alexander fürchteten, eine Berathschlagung über ihn, und eine Untersuchung gegen diejenigen an, die Geschenke von ihm genommen hatten; und Harpalus erfuhr mit Erstaunen, daß alle seine erkauften Freunde gegen ihn stimmten, um den Verdacht der Bestechung von sich abzuwälzen, und daß der unbestechliche Phocion allein ihn zu retten suchte. Der Eidam Phocions, Charikles, wurde auch in diese Sache verwickelt, und bat Phocion um Beistand; wurde aber mit den Worten abgewiesen: „Nur in gerechten Sachen betrachte „ich Dich als meinen Schwiegersohn.„

Wenn wir also ia Grund zu dem Verdachte finden sollten, als ob Phocion aus nicht ganz reinen Antrieben beständig auf Macedonischer Seite gewesen sei: so müssen wir ihn doch von den

*) Diodor. 17. B. 108. K.

den niedrigen Antrieben eines groben Eigennutzes freisprechen. Daß er bei Alexanders Lebzeiten von allen Feindseeligkeiten abrieth, kann gar keinen Verdacht erregen. So lange Alexanders Unternehmungen gegen Persien glücklichen Fortgang hatten, war ein Versuch gegen Macedonien eine Ungereimtheit. Man konnte vielleicht einige Siege erhalten, aber man konnte nicht hoffen, die Macht des Königs auszuhalten, wenn er sie gegen Griechenland kehren würde.

Phocion hatte also offenbar Recht, als er den Athenienſern rieth, dem Alexander Dreiruderer zu schicken, die derselbe verlangte. Die Redner waren dawider. Als aber der Senat den Phocion um seine Meinung befragte, sprach dieser: „Ich meine, wir müs„sen entweder siegen, oder uns mit den Sie„gern freundschäftlich halten.„ Die Athenienser befolgten auch diesen Grundsatz, und nahmen keinen Antheil an dem Kriege, den der Spartanische König Agis, mit dem Beitritt vieler Griechischer Staaten, gegen Alexanders Statthalter, Antipater, verwegen anfieng, tapfer führte, und unglücklich endigte. Sie änderten aber ihre Gesinnung, als sie durch eine Verordnung Alexanders aufgebracht wurden.

Ol. 112. J. 1. biß Ol. 112. J. 3. J. d. W. 3652 biß 3654.

Griechenland hatte bißher die Macedonische Oberherrschaft beinahe noch gar nicht empfunden. In keiner Stadt lag Macedonische

Be-

Besatzung; und der König hatte noch nichts verlangt, als Leute und Schiffe zum Persischen Kriege. Nunmehr war dieser geendigt. Das ungeheure Persische Reich gehorchte Alexandern, der nun von seinem Ritterzuge nach Indien zurückgekehrt war. Jetzt fieng er an, seine Aufmerksamkeit mehr auf die Griechischen Staaten zu richten, und schickte eine Verordnung dahin, die in Olympia dem ganzen Griechenland bekannt gemacht wurde. Sie enthielt, daß alle Exilirte, diejenigen ausgenommen, die wegen Kirchenraubs oder Mords verwiesen seien, wieder in ihr Vaterland aufgenommen werden sollten. Dieser Befehl wurde von 20000 Exilirten, die zugegen waren, mit einem lauten Freudengeschrei empfangen; bei den übrigen Griechen aber erregte er ganz andre Empfindungen. Das war das erstemal, daß Alexander ihnen als Herr gebot; und dieser erste Befehl befestigte seine Macht in allen griechischen Städten, welche, demselben zufolge, vertriebene Bürger wieder aufnehmen mussten, die nun die entschiedensten Anhänger des Königs, ihres Wohlthäters, waren.

Ol. 113. J. 2. J. d. W. 3657.

Die übrigen Staaten unterwarfen sich ruhig; aber die Athenienser konnten den Verlust, der ihnen dadurch zuwuchs, nicht so gelassen verschmerzen. Sie hatten nehmlich die Einwohner der Insel Samos verjagt, und die Insel unter Pflanzvölker, die sie dahin schickten,

vertheilt*). Wenn sie nun die verjagten Samier wieder einnahmen, so mussten ihre Colonisten diesen wieder abtreten, was sie besassen. Sie vollzogen also Alexanders Verordnung nicht.

Da aber vorauszusehen war, daß Alexander bei der Vernachlässigung seines Befehls nicht gleichgültig bleiben würde: so machten sie auch Anstalten ihnen widerstehn zu können, wenn er Gewalt brauchen sollte.

Alexander hatte, als er von Indien zurückkehrte, seinen unruhigen Statthaltern, die schon darauf gerechnet hatten, daß er nicht mehr zurück kommen würde, befohlen, daß sie alle griechischen Miethsoldaten, auf welche sie sich verliessen, abdanken sollten. Der Befehl wurde vollzogen. — Die Abgedankten raubten und plünderten sich durch die Asiatischen Provinzen, giengen dann, mit einigen noch übrigen Persischen Grossen, nach Griechenland über, und liessen sich im Peloponnes auf dem Vorgebürge Tänarus nieder. Hier erwarteten sie, wer ihre Dienste kaufen wollte. Sie kamen den Athenienfern sehr gelegen. Die Sache wurde so eingeleitet, daß die Abgedankten den Leosthenes, einen der besten Athenienfischen Feldherren, zu ihrem Anführer wählten; und diesem schickte der Athenienfische Senat

*) Im 1. J. d. 107. Ol. Doch ist das Jahr zweifelhaft. S. Wesselings gelehrte Anmerkung zu Diodors 18. B. 18. K.

Senat in der Stille 50 Talente, um sie damit zu besolden *).

Man kann sich leicht vorstellen, mit welchen Augen Phocion diese Rüstungen angesehen habe. In der That gränzte es an Tollkühnheit, zu einer Zeit mit den Macedoniern zu brechen, wo ihr grosser König auf der höchsten Stuffe seines Glückes stund, und durch nichts gehindert war, seine Macht gegen diejenigen zu kehren, die sich unterfiengen, ihn anzugreifen. Die Athenienser fühlten das selbst, und schritten, ungeachtet ihrer Anstalten, zu keinen Feindseeligkeiten, so lange Alexander lebte: auch wurden sie von den Macedoniern nicht gezwungen, die exilirten Samier wieder einzusetzen.

Allein auf einmal änderte sich die Lage der Sachen, als ganz unerwartet die Nachricht nach Athen kam, daß Alexander gestorben sei. J. d. W. 3660. Ol. 114. J. 1. Er hatte sich, in einem Alter von nicht vollen 34 Jahren, durch seine Ausschweifungen im Trunke den Tod zugezogen, der das Signal zu einer unübersehlichen Reihe von Unruhen und Kriegen war. Das Athenienssische Volk gerieth in grosse Bewegung, als es diese Nachricht durch einen gewissen Asklepiades erfuhr. Kaum konnte man es bewegen, biß zu näherer Bestättigung ruhig zu bleiben. Vergebens brauchte der Macedonisch gesinnte Demades den schwülstigen Ausdruck: man hätte einen sol-

*) Diod. 17, 106. 111.

chen Toden schon durch die ganze Welt riechen müssen. Die Redner sprangen in Menge auf die Bühne, und schrieen, Asklepiades sage die Wahrheit, der König sei tod. Es war, um sie zu beruhigen, das Ansehen Phocions nöthig, der ihnen vorstellte: wenn Alexander heute tod sei, so würde er es auch morgen und übermorgen sein; man könne also die Bestättigung abwarten, und dann mit weit mehr Ruhe und Sicherheit rathschlagen.

Die Bestättigung erfolgte bald, und die Athenienser brachen sogleich los. Sie schickten dem Leosthenes Geld zu, um alle seine Soldaten mit den nöthigen Waffen zu versehen, und nahmen sie nunmehr öffentlich in ihre Dienste. Sie schickten an alle griechische Staaten, und forderten sie auf, diesen Zeitpunkt zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu benutzen, bei welcher Unternehmung Athen sich wieder an ihre Spitze stellen wollte, so wie es das bei Behauptung der Griechischen Freiheit gegen die Perser gethan hätte. Die meisten Staaten traten ihnen mit freudiger Erwartung bei; aber die Spartaner liessen sich nicht dazu bewegen, wozu sie ohne Zweifel die traurige Erfahrung, die ihr König Agis von der Stärke der Macedonier gemacht hatte, und der Widerwille, unter dem Oberbefehl der Athenienser, ihrer alten Nebenbuhler, zu stehen, bestimmte.

Die Griechischen Bundesgenossen brachten ein ansehnliches Heer zusammen, und die Athe-

Athenienser boten alle ihre Kräfte auf. Es wurde beschlossen, eine Flotte von 240 Kriegsschiffen auszurüsten, und 7 Zünfte der Stadt dem Leosthenes zu schicken, und 3 zur Bedeckung Athens zurückzubehalten. Dem zufolge sandten sie ihm wirklich 5000 Mann Fußvolk, 500 Reiter, und 2000 in Sold genommene Soldaten.

Die Athenienser weideten sich nun mit den freudigsten Hoffnungen: nur Phocion, und die Reichen und Edeln des Volks waren mit der ganzen Unternehmung unzufrieden. Und hier findet sich zum erstenmal ein Grund, gegen den Patriotismus Phocions Verdacht zu schöpfen; denn in der That scheinen die Umstände für die Athenienser vortheilhaft genug zu sein. Macedonien hat sein fürchterliches Oberhaupt verlohren; der König Arrhidäus, oder wie die Armee ihn nannte, Philippus, war ein schwacher Mann, und der andere König, Alexander, war so eben gebohren worden; ihre Wahl war nach grossem Streit, der sogar in Thätlichkeiten ausgebrochen war, zu Stande gekommen; die Macedonischen Grossen, die im Namen der Könige die Provinzen beherrschten, waren auf die Gründung ihrer eigenen Gewalt bedacht, und gegen einander selbst mißtrauisch; Macedonien war durch Alexanders Feldzüge sehr von Mannschaft entblösst. Auf der andern Seite war Athen noch immer in sehr blühenden Umständen, da es

durch Alexander nicht gedrückt worden war, seinen ausgebreiteten Handel ruhig fortgetrieben, und ein grosses Ansehen auf der See noch immer erhalten hatte. Dennoch kennen wir die wahre damalige Lage gut genug, um mit Sicherheit behaupten zu können, daß die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs nicht auf der Seite der Athenienser war. Freilich waren die Personen der Macedonischen Könige sehr unbedeutend: aber die Anhängigkeit der Macedonier an das königliche Haus war desto stärker; ihr Nationalstolz hatte durch das beispiellose Glück ihrer Waffen nicht wenig zugenommen; es war nicht zu erwarten, daß die Macedonischen Feldherren ihr Vaterland den bezwungenen Griechen überlassen würden; und wenn nur einige der beträchtlichsten ihre Macht vereinigten, so war nicht zu erwarten, daß die Griechen so tapfern und so geübten Heeren würden widerstehen können. Antipater selbst, der Statthalter in Macedonien, hatte kein so verächtliches Heer; er stellte 13000 Mann Fußvolk und 600 Reiter den Griechen entgegen, und ließ noch eine beträchtliche Mannschaft in Macedonien zurück; auch würden die Griechen ihm höchst wahrscheinlich untergelegen sein, wenn sie nicht das Glück gehabt hätten, die Thessalier auf ihre Seite zu bringen, deren Reiterei damals bei weiten die beste war, und die einen der geschicktesten Krieger, Menon, zum Feldherrn hatten. Die Macht der Athe-

nienser

nienser war auch weit nicht mehr die, welche im Peloponnesischen Kriege so vielen Feinden die Spitze zu bieten, und von so oft wiederhohlten Schlägen sich immer wieder zu erhohlen vermochte. Sie waren nicht einmal im Stande, die beschlossenen 240 Kriegsschiffe auszurüsten; denn ihre Flotte bestund, als sie dieselbe verstärkt hatten, nur aus 170. Ihre Landmacht hatten sie dem Leosthenes mitgegeben, und hatten keine für einen unglücklichen Erfolg mehr übrig. Der öffentliche Schatz war auch zu erschöpft, um sich durch fremde Mannschaft zu verstärken. Auch waren die Soldaten nicht im Stande, es mit den Macedonischen aufzunehmen; denn die Kriegszucht war bei ihnen gänzlich verfallen, die bei diesen auf das strengste beobachtet wurde. Daher urtheilten auch die klügsten unter den Griechen, daß das Unternehmen der Athenienser ihnen zwar Ehre machte, aber keinen Nutzen bringen würde.

Es darf uns also so sehr nicht befremden, daß Phocion seine Unzufriedenheit mit dieser Unternehmung sehr lebhaft an den Tag legte. Seine Aeuserungen enthalten zum Theil die Gründe seiner Unzufriedenheit. Nicht einmal die Rüstung zum Kriege, die in der That ansehnlich war, und auf die sich die Athenienser viel zu Gute thaten, schien ihm hinlänglich. Er antwortete auf die Frage, was er davon dächte: „Zum kurzen Wettlauf im Krieg ist „sie gut; aber um den verlängerten bin ich be-

„sorgt, da die Stadt weder andere Schätze, „noch Schiffe, noch Soldaten mehr „übrig hat *).„ Er verbarg sein Mißvergnügen dem Leosthenes selbst nicht. „Junger „Mann,„ sagte er „Deine Worte gleichen „den Cypressen; sie sind groß und erhaben, „aber Früchte tragen sie nicht.„ Leosthenes wurde natürlicherweise darüber aufgebracht, und fragte ihn bitter, was denn Er den Athenienſern in den vielen Jahren geholfen hätte, da er Feldherr gewesen? „Genug;„ antwortete er „die Bürger wurden doch in ihrem „Vaterland begraben.„ „Wann wirst Du „denn aber einmal den Athenienſern zum Krieg „rathen?„ fragte ihn der Redner Hyperides. „Alsdann,„ antwortete Phocion „wenn ich „sehn werde, daß die junge Mannschaft „Kriegszucht hält, die Reichen dem Staate „Beiträge geben, und die Redner die öffentlichen Gelder nicht rauben.„

Das Athenienſiſche Volk war nicht so geartet, daß es sich durch Gründe von einem Lieblingsentwurf abbringen ließ. Leosthenes zog also mit seinem Heer aus. Seine Thaten

*) Καλως προς το σταδιον· τον δε δολιχον τε πολεμε φοβεμαι. Zwei Arten von Wettlauf bei den öffentlichen Kampfſpielen der Griechen. Der Dolichus war sechsmal, nach andern zwanzigmal, oder gar vier und zwanzigmal, länger als das Stadium. S. Erasm. Schmid. ad Pindar. Olymp. 12. p. 282.

ten entsprachen der Erwartung, die man von ihm gefaßt hatte: und wahrscheinlich hätten die Athenienser sich mit mehr Ehre aus dieser mißlichen Sache gezogen, wenn er das Leben behalten hätte. Er mußte, noch ehe er Antipatern sich nähern konnte, die Böotier bekriegen, welche den Völkern, die ihm von Athen zugeschickt wurden, den Durchzug durch ihr Land zu verwehren suchten. Das Interesse bestimmte sie zu dieser, auf den ersten Anschein sehr unklugen, Widersetzung. Alexander hatte die Ländereien der unglücklichen Thebaner ihnen überlassen, und sie fürchteten mit Grund, sie herausgeben zu müssen, wenn die Griechen über die Macedonier die Oberhand behalten sollten. Ihr Widerstand half ihnen dießmal wenig: Leosthenes schlug sie, und zog nach Thessalien. Hier hatte er das Glück, die Thessalischen Reiter, die besten, die es damals in Griechenland gab, mit ihrem tapfern und erfahrnen Anführer Menon, vom Antipater zu sich herüberzubringen. Durch diese erhielt er die Uebermacht über die Macedonier.

Antipater zog ihm mit 13000 Mann entgegen. Seine übrige Macht ließ er, mit dem Befehle, Werbungen anzustellen, in Macedonien zurück. Zugleich ließ er auch die Flotte auslaufen. Das Heer des Leosthenes belief sich auf 23000 Mann. Mit dieser überlegenen Mannschaft schlug er Antipatern, und nöthigte

nöthigte ihn, sich nach Lamia zu werfen, von welcher Stadt dieser Krieg den Namen des Lamischen erhalten hat. Hier belagerte ihn Leosthenes mit dem grösten Nachdruck; verlohr aber bei einem Gefechte mit den Belagerten sein Leben.

Man kann leicht erachten, welche ausgelassene Freude die Berichte von Leosthenes Siegen bei dem ungestümmen Athenienſischen Volk erregen musten. Da waren unaufhörliche Dankopfer und Freudenfeste. Man fragte den Phocion triumphirend, ob er nicht diese Thaten selbst gethan haben möchte. „O ia;„ antwortete er „aber doch noch lieber gerathen, „was ich gerathen habe.„ Er versprach sich von dem glücklichen Anfang des Krieges so wenig, daß er, als eine glückliche Nachricht nach der andern, aus dem Lager kam, ausrief: „Wann werden wir doch einmal aufhören zu „siegen?„

Als Leosthenes Tod nach Athen berichtet wurde, fürchteten die Anstifter des Kriegs, die Athenienser möchten den behutsamen Phocion zum Feldherrn wählen. Um dieses zu verhindern, stimmten sie einen wenig bekannten Mann, in der Versammlung des Volkes aufzutreten, und zu erklären, er sei ein Freund Phocions, und rathe dem Volke, diesen Mann bei sich zu behalten, und auf künftige Fälle zu sparen, weil sie seines gleichen nicht finden würden, und dafür den Antiphilus zum Heere

zu

zu schicken. Dieser Rath fand Eingang, und Antiphilus, der in der That Muth hatte und das Kriegswesen verstund, wurde zum Feldherrn gewählt. Phocion gieng zu dem Rathgeber, und sagte: „Biß heute habe ich „Dich nicht einmal von Person gekannt; aber „von heute an nehme ich Dich unter meine „Freunde und Vertrauten auf; denn Du hast „dem Volke zu meinem Besten gerathen.„

Antiphilus fand einen neuen Gegner im Felde. Antipater hatte, auf die erste Nachricht von den Bewegungen der Griechen, an Leonnatus, der in Phrygien stund *) und an Kraterus, der mit einem Macedonischen Heere, das er in sein Vaterland zurückführen sollte, in Cilicien war, um Hülfe geschickt: beide hatten sie zugesagt. Leonnatus, der viel näher an Macedonien war, kam früher **). Er brachte, mit den Truppen, die er in Macedonien an sich zog, nahe an 21000 Mann mit sich. Das Heer der Griechen, bei denen bald einige weggiengen, bald neue hinzukamen, erreichte beinahe 24000 Mann, und unter diesen waren die Thessalischen Reiter, welche die grösste Stärke desselben ausmachten, 2000

an

*) Philotas, wie es im Diodor 18, 12. heist, hat Herr Mannert in seiner Gesch. der Nachfolger Alexanders, sehr richtig in Leonnatus umgeändert, S. 40. Not s).

**) Mehr in der Absicht, Macedonien selbst zu erhalten, als dem Antipater zu helfen. S. Mannert am ang. Orte, S. 41.

an der Zahl. Antiphilus hub die Belagerung von Lamia auf, und griff den Leonnatus an, ehe Antipater zu ihm stossen konnte. Menon und seine Thessalier erfochten ihm den Sieg, und Leonnatus blieb in der Schlacht. Doch konnte Antiphilus den Antipater nicht hindern, sich mit den überwundenen Macedoniern zu vereinigen.

Die Athenienser, aufgeblasen durch alle diese glücklichen Ereignisse, beschlossen, die Bötier mit Krieg zu überziehen, um für ihre vorherige Verweigerung des Durchzugs Rache zu nehmen; und ernannten Phocion zum Feldherrn. Dieser widersetzte sich mit solchem Ernste, daß ihm seine Freunde vorstellten: wenn er die Athenienser so sehr beleidigte, würde es ihm den Kopf kosten. „Unverdienterweise,„ erwiederte er „wenn ich für das „gemeine Beste rede; aber verdienterweise, „wenn ich das vernachlässige. „Als aber aller Widerstand nichts half, befahl er dem Herold auszuruffen: alle Athenienser vom mannbaren Alter biß auf die sechzigjährigen, sollten auf fünf Tage Mundvorrath zu sich nehmen, und gleich von der Versammlung weg ihm folgen. Darüber entstund ein schrecklicher Tumult; die Alten schrieen und lärmten. „Ei,„ sagte Phocion „es geschieht euch nicht zu viel: gehe „doch ich, als Feldherr, in meinem achtzigsten „Jahre mit euch.„ Dadurch brach er den Ungestümm des Volks, und der Krieg unterblieb.

Bald

Bald darauf aber gieng er willig zu Felde. Die Athenienſiſche Flotte, welche biß auf 170 Schiffe verſtärkt worden war, und unter Ertions Befehlen ſtund, war von der 240 Segel ſtarken Macedoniſchen, die Klitus commandirte, geſchlagen worden; und ein Theil von dieſer war, unter Micion, in Attica bei Rhamnus gelandet. Phocion führte ein Athenienſiſches Heer gegen ſie aus, das an gar keine Kriegszucht gewöhnt war. Die iungen Officiere machten alle den Feldherrn. Da, riethen ſie dem erfahrnen Phocion, einen Hügel zu beſetzen, dort die Reuterei hinzuſchicken, hier ſich zu verſchanzen. „O Hercules,„ rief Phocion „wie viel Feldherren, und wie wenig „Soldaten!„ Der gemeine Mann war eben ſo unbändig. Als Phocion ſein Heer in Schlachtordnung geſtellt hatte, trat ein Gemeiner weit vor das Glied heraus, und als einer von den Macedoniern ihm entgegentrat, gieng er geſchwind wieder in das Glied zurück. „Schämſt du dich nicht, Burſche,„ ſagte Phocion zu ihm „daß du zwei Poſten verläſ„ſeſt, den, auf welchen dein Feldherr dich „geſtellt, und den, welchen du dir ſelbſt ge„wählt haſt?„ Dieſer kalte Spott muß eingedrungen ſein; denn Phocion ſchlug die Feinde gänzlich: es blieben ihrer viele, und unter dieſen Micion ſelbſt.

In Theſſalien gieng es nicht ſo glücklich. Krateruß war mit 12500 Mann zu Antipa-

tern gestossen. Das Macedonische Heer war nun 48000 Mann stark, und die Griechen hatten nur 28500. Dennoch wagten diese ein Treffen bei Kranon *). Sie verliessen sich auf ihre Reiterei, die 3500 Mann stark war. Auch hätte ihnen diese die Schlacht gewonnen, wenn dem Macedonischen Phalanx zu widerstehen gewesen wäre. Die Griechen verlohren demnach; aber ihr Verlust war sehr unbedeutend, denn er belief sich nicht höher, als auf 500 Mann. Dennoch fanden Antiphilus und Menon nicht räthlich, den Krieg fortzusetzen. Der Mangel an Kriegszucht hatte zum Verlust des Treffens viel beigetragen. Antiphilus war zu iung und nachgiebig, um die Soldaten in der Ordnung zu erhalten. Er sah ein, daß es unmöglich sei, den geübten und disciplinirten Macedoniern mit einem solchen Heere die Wage zu halten. Er bat also um Frieden. Antipater erbot sich, ihn mit iedem griechischen Volke besonders zu schliessen. Das wollten die Griechen nicht eingehen. Antipater wusste sie bald dazu zu zwingen. Er nahm einige Thessalische Städte weg; und die Bezwungenen eilten sogleich, den Frieden für sich zu erhalten. Endlich schlossen ihn alle griechischen Staaten, die einzigen Aetolier und Athenienser ausgenommen.

*) In Pelasgiotis, am Fusse des Bergs Ossa. Auf der d'Anvillischen Karte von Griechenland findet es sich nicht.

nommen. Und Antipater gieng sogleich, nebst dem Kraterus, auf Athen zu *).

Die Athenienser waren nun in der schrecklichsten Verlegenheit. Sie wandten sich an Demades, den alten Freund und Günstling der Macedonier. Sie sahen sich genöthigt, ihm seine bürgerliche Ehre wieder zu geben, die sie ihm, wiederholter Verletzungen der Gesetze wegen, genommen hatten; denn ohne diese Wiedereinsetzung in seine bürgerlichen Rechte konnte er in den Volksversammlungen nicht erscheinen, und noch weniger einen Auftrag vom Staate annehmen. Er schlug vor, Gesandte mit unbeschränkter Vollmacht an Antipatern zu schicken. Dieß wurde beschlossen, und das Volk rief den Phocion auf, mit Demades als Gesandter zu demselben zu gehen, indem es auf ihn allein Vertrauen habe. „Hättet ihr auf meine vorigen Rathschläge Vertrauen gehabt,„ sagte Phocion „so dürftet ihr iezt nicht solche „Entschliessungen fassen.„ Man muß gestehen,

*) Die Erzählung von dem Lamischen Kriege ist aus den Nachrichten Plutarchs, und Diodors im 18. B. zusammengesezt. Einer ist aus dem andern ergänzt. Die eigentliche Zeit, in welcher manche Ereignisse vorfielen, ist aber von ihnen nicht bestimmt angegeben; diese sind also hier nach der Wahrscheinlichkeit geordnet. Es wird daher für junge Leser nicht ohne Nutzen sein, wenn sie Plutarchs und Diodors Nachrichten mit dieser Erzählung vergleichen.

hen, daß das Volk, die Gesandten nicht klüger hätte wählen können: Phocions Gunst bei Alexandern musste ihn Antipatern nicht weniger schätzbar machen, als den Demades. Dennoch richteten sie beide nichts aus. Antipater stund schon bei Theben, als sie ankamen, und war im Begriff, auf das Attische Gebiet loszugehen. Er antwortete ihnen auf die Bitte um Frieden, was die Athenienser ihm geantwortet hatten, als er in Lamia eingeschlossen gewesen war: sie müssten sich seiner Willkühr überlassen. Phocion bat allein darum, daß er so lange in seinem gegenwärtigen Lager stehen bleiben möchte, biß die Antwort der Athenienser angelangt wäre. Krateras war sehr unzufrieden mit dieser Bittee „Phocion verlangt„ sagte er „eine Unbilligkeit. Wir „sollen in dem Land unsrer Bundesgenossen „bleiben, und diese mitnehmen, da wir uns „in Feindesland auf Kosten des Feindes erhalten können.„ Allein Antipater zeigte, wie sehr er den Phocion liebte. Er ergriff den Krateras bei der Hand, und sagte: „Wir können das dem Phocion schon nicht abschlagen.„ Sie blieben also in Böotien; und Phocion und Demades brachten den erhaltenen Bescheid nach Athen.

Das Volk musste sich wohl das Verlangen Antipaters gefallen lassen, und schickte abermals eine Gesandtschaft, an deren Spitze Phocion war, zu Antipatern. Sie gaben

ihm

ihm den Xenokrates mit, den alten Lehrer Phocions, einen der geehrtesten und ehrwürdigsten Weisen die damals lebten. Sie hofften, sein Ansehen würde bei Antipatern nicht weniger vermögen, als die Freundschaft gegen Phocion. Der Ausgang wies, daß sie falsch geurtheilt hatten. Antipater mochte sich in der Gesellschaft der strengen Weißheit und Tugend nicht zum besten gefallen, und begegnete daher dem Philosophen mit einer verächtlichen Kälte; und Xenokrates hingegen scheint auch die höchste Regel des Rechts besser verstanden zu haben, als die Kunst, durch kluges und doch nicht unedles Nachgeben den wahren Vortheil seines Vaterlandes zu besorgen. Antipater begegnete den Athenienſern weit gelinder, als sie hatten erwarten dürfen. Er verlangte Kriegskosten und Straffgelder, die Auslieferung des Demosthenes und Hyperides *), die Wiedereinführung ihrer alten Staatsverfassung nach dem Census, und die Einnehmung einer Besatzung in Munychia **). Mit diesen Friedensbedingungen

*) Die aber so etwas schon vorausgesehen, und sich aus dem Staub gemacht hatten. Demosthenes konnte aber doch den Nachstellungen Antipaters nur dadurch sich entziehen, daß er Gift nahm.

**) einen der drei Häfen von Athen, der, so wie die andern, durch eine Mauer mit der Stadt verbunden war. — Die Sache der Samier wurde dem Ausspruch der Könige überlassen. Dieser fiel dahin aus, daß die Vertriebenen wieder eingesetzt werden sollten. Perdik-

gungen war Xenokrates allein unzufrieden. Antipater verführe mit den Athenienſern, ſagte er, für Sklaven gut genug, für freie Leute hart genug. Er hatte nicht Unrecht; aber ſeine Mitgeſandten hatten auch Recht. Es ſtund einmal in Antipaters Macht, die Athenienſer als Sklaven zu behandeln, und man hatte nicht erwarten können, daß er ſie ſo gelind behandeln würde. Der härteſte Punkt war augenſcheinlich die Beſatzung in Munychia. Phocion machte einen Verſuch, dieſe wegzubitten; aber er richtete nichts aus. Man erzählt die Weigerung Antipaters auf eine zweifache Art. Nach einigen antwortete er dem Phocion: „Wir wollen Dir alles gewähren, „nur nicht, was Dich und uns zu Grunde „richten würde.„ Nach andern fragte er Phocion: Ob er ihm Bürge ſein wollte, daß die Athenienſer keine Unruhen mehr anfangen würden, wenn er ihnen die Beſatzung erlieſſe. Phocion ſchwieg, unſchlüſſig, was er antworten ſollte. Allein Kallimedon, ein heftiger Mann, ließ ihm nicht Zeit zur Ueberlegung, ſondern ſchrie: „Und wenn der auch etwas ſchwätzt, „Antipater, willſt Du ihm denn trauen, und „von dem abgehn, was Du beſchloſſen haſt?„ Wenn dieſe letzte Erzählung die richtige iſt: ſo würde Phocion, wenn man ihm Zeit gelaſſen hätte, ohne Zweifel geantwortet haben, er könne

Das führte ſie auch wirklich dahin, und die Athenienſiſchen Coloniſten muſſten abziehen. Diodor, 18, 18.

könne sich für die Ruhe der Athenienser nicht verbürgen. Man muß auch das Volk von Athen sehr schlecht kennen, wenn man ihm zutrauen will, daß es ohne Besatzung Antipatern ergeben geblieben sein würde. Und man muß sehr bequeme moralische Grundsätze haben, wenn man behaupten will, Phocion hätte seinen Freund belügen sollen, um den Athenienſern ihre Freiheit zu erhalten, die sie noch dazu höchst wahrscheinlich zu ihrem eigenen Verderben gemißbraucht haben würden.

Antipaters Verlangen wurde also ohne Widerrede erfüllt. Es zeigte sich, daß die Macedonische Besatzung in Munychia den Athenienſern nicht so lästig war, als sie befürchtet hatten. Ihr Befehlshaber Menyllus, ein rechtschaffener Mann und ein Freund Phocions, mischte sich in keine öffentliche Angelegenheit, und machte ihnen keine Unruhe. Nur der Einzug der Besatzung, der gerade an einem der festlichen Tage der Eleusinischen Mysterien *) geschah, schlug die Athenienser nieder, indem sie lebhaft fühlten, wie tief sie von ihrer alten Höhe herabgesunken waren.

Die Aenderung der Staatsverfassung machte bei dem grössern Theil des Volkes einen weit schmerzlichern Eindruck. Alle diejenigen

*) Gottesdienstliche Feste, zu welchen nur Eingeweihte gelassen wurden, die nicht sagen durften, was dabei vorgieng. Die zu Eleusis, nicht weit von Athen, waren die angesehensten.

wurden von den Staatsämtern und allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen, die weniger als 2000 Drachmen *) im Vermögen hatten. Diesen Verlust eines ihnen so wichtigen Vorrechts konnten die Aermern nicht ertragen. Zwölftausend Bürger **) giengen aus der Stadt; und Antipater, der eben das gewollt hatte, wies ihnen Wohnplätze in Thracien an ***). Für viele erhielt Phocion noch die Erlaubniß, im Peloponnes zu bleiben.

Die Absicht Antipaters bei dieser Aenderung der Verfassung ist nicht zu verkennen. Der ärmste Theil der Athenienser hatte bißher in den Volksversammlungen, wo alle Staatsangelegenheiten entschieden wurden, die meisten Stimmen gehabt. Die Redner hatten gerade über diesen Theil die meiste Gewalt, und die unruhigsten Köpfe unter denselben vermochten am meisten. Antipater konnte also nicht hoffen, daß Athen sich ruhig unter die Macedonische

*) Das Drittheil eines Talents.

**) Nach Diodor, 18, 18. gar 22000. Ich halte aber diese Zahl für falsch.

***) Nach Plutarchs Phocion, K. 29., hätte Antipater sie hinausgejagt. Denn, nach ihm, bat Phocion viele von der Entfernung los. Es sieht auch dem Antipater nicht unähnlich, seine Feinde auf solche Art fortzuschaffen. Doch hatte er es nicht nöthig, da er sie einmal auser Stand gesetzt hatte, ihm zu schaden. Und Diodor sagt 18, 18. ausdrücklich, er habe denen Wohnplätze in Thracien gegeben, die Lust dazu bezeugt hätten (τοις βελομενοις).

donische Oberherrschaft schmiegen würde, so lange die Macht in den Händen des Pöbels wäre. Daher konnte auch Xenokrates mit dieser neuen Einrichtung sich nicht aussöhnen. Er schlug das Bürgerrecht aus, das ihm Phocion anbot. „Ich kann nicht an einer Verfassung Theil nehmen,„ sagte er „die ich „durch meine Gesandtschaft hatte ablehnen „wollen.„ Phocion hingegen gewann bei dieser Anordnung sehr viel. Da Antipater auf ihn das meiste Vertrauen hatte, so vergrösserte dieser auch sein Ansehen so viel er konnte. Diejenigen, in deren Händen nun die Regierung war, hatten mit ihm gleiche Grundsätze; und so war er im Grunde Regent von Athen. Auch zeigte er sich gar nicht geneigt, diese Anordnung der Verfassung abändern zu lassen, und dem ganzen Volke den bißherigen Antheil an der Staatsverwaltung wiederzugeben. Da nun dieses die Reinigkeit seiner Absichten einem schwehren Verdachte aussetzt: so ist es der Mühe werth, zu untersuchen, ob die Verfassung, die er billigte, wirklich vortheilhaft für Athen gewesen sei, oder ob er sie nur darum gebilligt habe, weil sie ihm Vortheil brachte. Im letzten Falle würde keine Kunst und keine Beredtsamkeit seine Uneigennützigkeit und Rechtschaffenheit retten können; im ersten Falle hingegen würde es unbillig sein, sie in Zweifel zu ziehen.

Man muß also vor allen bemerken, daß die Ausschliessung der Armen von der Staatsverwaltung keine Umstürzung der Athenienſischen Verfassung, sondern eine Wiederherstellung der Verfassung war, die Solon seinem Vaterland gegeben hatte, und die von ie her für ein Muster von Weißheit angesehen worden ist *). Nur hatte Solon nicht den Besitz von

*) Meiners ist, in seiner Geschichte der Wissenschaften in Griechenland und Rom, dieſer Meinung nicht. Er behauptet, Solon habe allen Bürgern Antheil an der Regierung gelassen. „Er übergab„ sagt er S. 27. des 2. B. „dem Volk und diesem allein die Macht, „in seinen allgemeinen rechtmässigen Versammlungen, „in welcher der Reiche und Vornehme nicht mehr als „der Arme und Geringe galt, durch die Mehrheit der „Stimmen Krieg und Friede zu beschliessen, Bünd„nisse mit andern Staaten zu errichten, zu erneuern „oder aufzuheben, alle Magistratspersonen zu wählen, „zu prüfen, und wenn sie ihr Amt gewissenlos ver„waltet hätten, zu bestrafen, endlich alte Gesetze ab„zuschaffen, und neue nützliche einzuführen.„ Als Belege sind citirt: Plut. I. 350. Isocr. I. 319. et sq. et Aristot. II. 10. Mir scheint keine dieser Stellen zu beweisen, daß das Volk, mit Inbegriff der von den Staatsämtern ausgeschlossenen Armen, mehr habe in seinen Versammlungen thun dürfen, als die Magistratspersonen erwählen und bestraffen. Ich muß iedoch gestehen, daß ich nicht gewiß bin, ob nicht Hr. Prof. Meiners eine Stelle des Isokrates meine, die ich nicht kenne. Wenn er aber dieienige meint, die in seinem Panathenaikus, S. 622. ff. der Wolfischen Ausgabe, Basel 1587. 8v. steht: so enthält dieselbe nicht nur von eigentlichen Regierungsgeschäften in den

Volks-

von 2000 Drachmen zur Bedingung gemacht, unter der man Zutritt zu der Regierung haben

 könnte,

Volksversammlungen nichts, sondern sie würde auch nichts beweisen, wenn sie etwas davon enthielte; denn sie handelt nicht von der Solonischen Verfassung, sondern von der Verfassung vor Solon. Ja Isokrates scheint sogar mißbilligende Seitenblicke auf iene zu werfen, wiewohl dieselben nicht sowohl der Solonischen Gesetzgebung, als ihrem Mißbrauch, gelten mögen. Die Stellen Aristoteles und Plutarchs aber beweisen, wie mich dünkt, für mich. Denn Aristoteles findet in Solons Einrichtung nichts demokratisch, als τα δικαστηρια. Hätte er aber das Recht, Krieg und Frieden zu schliessen, Bündnisse zu machen und aufzuheben, nicht weit demokratischer finden müssen, wenn das Volk dieses gehabt hätte? Er setzt sogar hinzu: Es schiene, Solon hätte die alte Verfassung, nehmlich den Rath und die Wahl der Staatsbeamten nicht aufgehoben, sondern dem Volke dadurch einen festen Fuß verschaffen wollen, daß er die Gerichte gemein gemacht habe. Plutarch scheint nicht minder deutlich für meine Meinung sich zu erklären. Er sagt, im 18. Kap. seines Solon: Solon habe den Armen alle Staatsämter versagt, und sie hätten an der Staatsverwaltung nur durch das Recht, sich öffentlich zu versammeln und zu richten, (τω συνεκκλησιαζειν και δικαζειν) Theil gehabt. Es könnte scheinen, als ob das συνεκκλησιαζειν hier vom δικαζειν unterschieden würde, und also das Recht, über Krieg und Frieden u. s. w. zu votiren, andeuten sollte; allein das unmittelbar folgende hebt diesen Zweifel. — Dieses hätte anfangs nichts, in der Folge aber etwas grosses zu sein geschienen, da

könnte, sondern ein gewisses Maaß von Früchten, das man jährlich einnehmen musste.

Man

das Volk dadurch das Recht, über alle Staatsbeamte zu richten, erhalten hätte. — Wie hätte aber das Recht, die wichtigsten Staatsangelegenheiten abzumachen, anfangs nichts scheinen können? Wie hätte das Recht der Volksversammlungen in der Folge nur darum wichtig scheinen können, weil in denselben auch über die Staatsbeamten gerichtet werden durfte? Wenn es nöthig ist, auch ein ausdrückliches Zeugnis eines alten Schriftstellers für meine Behauptung, daß die Verfassung, die Antipater Athen gab, eine Wiederherstellung der Solonischen gewesen sei, beizubringen: so sagt Diodor, 18 B 18. K. ausdrücklich: οἱ δε την ὡρισμενην τιμησιν εχοντες περι ενναχισχιλιους, απεδειχθησαν κυριοι της τε πολεως και της χωρας, και κατα τους Σολωνος νομους επολιτευοντο.

So ausgemacht dieses mir scheint: so wenig getraue ich mir zu entscheiden, ob, nach Solons Anordnung, nur der Rath und die Beamten, oder alle die, welche reich genug waren, um auf Staatsbedienungen Anspräche zu machen, in öffentlichen Versammlungen die eigentlichen Staatsangelegenheiten behandelt haben. Geneigt bin ich, das lezte anzunehmen. Denn es war damals in den Freystaaten allgemein eingeführt, die Staatssachen durch alle, welche Antheil an der Staatsverwaltung hatten, entscheiden zu lassen; die wohlthätige Erfindung der Repräsentanten war noch nicht gemacht. Diodor scheint es in der angeführten Stelle ausdrücklich zu sagen; und ich möchte fast glauben, daß auch Plutarch im 19. K. dieses gesagt habe, wo er erzählt, daß Solon nöthig gefun-

Man kann aber die Aenderung dieser Bestimmung nicht für eine Aenderung seiner Veranstaltung ansehen, da eben diese zu feste Bestimmung Schuld gewesen war, daß die Veranstaltung Solons sich geändert hatte. Zu Solons Zeiten waren das schon wohlhabende Leute, die 200 Medimnen des Jahrs einsammelten. Als aber der Reichthum Athens durch seine ausgebreitete Handlung wuchs, wurden der Leute, die jährlich mehr einnahmen, so viel, daß, wider Solons Absicht, ein grosser Theil des gemeinen Volkes an der Regierung Theil bekam *). Dadurch bildete sich die Demokratie in Athen, die immer weiter um sich griff, indem man gar niemand mehr den Antheil an der Regierung erschwehrte, den einmal

gefunden habe, einen zweiten Senat zu machen, ἐς προβουλευειν εταξε τω δημω, και μηδεν εαν απροβουλευτον εις εκκλησιαν εισφερεσθαι. Zwar könnte das auch bloß auf die Prozesse gehn, die vor das Volk gebracht wurden; allein es ist nicht nöthig, anzunehmen, daß auch hier noch die Rede von der Versammlung des ganzen Volkes, die Aermsten mit eingerechnet, sei. Man könnte demnach annehmen, Solon habe die Gerichte von der Versammlung des ganzen Volkes halten; die Staatsangelegenheiten aber von der Versammlung des Volkes, aus welcher die Armen (θητες) ausgeschlossen waren, entscheiden lassen; Antipater habe es eben so eingerichtet, nur daß die θητες damals die Stadt ganz verlassen hätten.

*) S. Meiners Gesch. der Wiss. 2. B. S. 47. N. **)

einmal so viele bekommen hatten. Wenn man also dem Pöbel diesen Antheil aus den Händen winden wollte: so durfte man nicht wieder die Bestimmung Solons annehmen, man musste eine neue machen, die mit dem Vermögen der Bürger in richtigerm Ebenmaaß stund. Und es scheint nicht, daß damals 2000 Drachmen eine zu grosse Summe gewesen sei, um den, dessen Vermögen sie nicht erreichte, in die Klasse der Armen zu werfen.

Es macht schon ein gutes Vorurtheil für Antipaters Einrichtung, daß sie in der Hauptsache die nehmliche war, die Solon für die beste gehalten hatte. Man braucht aber ihre Güte nicht auf das blosse Ansehen dieses Gesetzgebers anzunehmen. Man darf nur das damalige Volk von Athen genauer kennen, um sich zu überzeugen, daß es eine wahre Wohlthat für die Stadt war, ihm allen Antheil an der Regierung zu nehmen. Ich will nicht einmal darauf bestehen, daß es allezeit und überall schädlich ist, ein ganzes Volk Mann für Mann über Staatsangelegenheiten entscheiden zu lassen; daß ein demokratischer Staat nur dann weise regiert werden kann, wenn das Volk seine Rechte einigen von ihm gewählten Repräsentanten übergiebt; ich will alle die Uebel, welche aus einer solchen Volksregierung entstehen müssen, das Schwankende und Unsichere in den Maaßregeln, die immer nach dem Gutdünken dessen genommen werden, der die Kunst

besitzt,

besitzt, den unerfahrnen Pöbel auf seine Meinung oder in sein Interesse zu ziehen, und so viele andere, ich will sie nicht umständlich aufzählen: es war ein Fehler der Verfassung, den Athen mit allen alten demokratischen Staaten gemein hatte. Aber das entscheidet über die Verderblichkeit des Regierungsantheils, den das Athenienſische Volk hatte, daß dieses Volk ein weit verderbteres Volk war, als irgend ein anders. Es ist wahr, es hatte glänzende Seiten. Es war kein von Natur bösartiges, noch weniger ein dummes Volk; es war eine iovialische, im Grunde gutherzige, edler Aufwallung fähige, gegen wahre Grösse fühlbare *) Art von Menschen; sie hatten mehr Tinktur von Wissenschaft und Geschmack, als irgend eine Nation: aber seitdem sie durch die schändliche Nachgiebigkeit derer, die über die Verfassung wachen sollten, diese untergraben, und die wichtigsten Geschäfte des Staats an sich gezogen hatten; hatten sie so unermüdet daran gearbeitet, sich beständige Zerstreuungen durch öffentliche Lustbarkeiten, und Einkünfte für ihre Staatsarbeiten zu verschaffen, daß kein Volk gedacht werden kann, welches müssiger, bettelärmer, haabsüchtiger gewesen wäre, als das Athenienſische. Daher kam es, daß keine Unterdrückung zu hart war, die die Bundesgenossen leiden mussten, wenn der Athenienſische Pöbel einiges Geld von ihnen erpressen konnte.

*) Wie sie selbst an Phocion bewiesen.

konnte. Daher kam es, daß das allgemeine Beste, daß selbst der Ruhm des Staats, gegen den es sonst am fühlbarsten war, ihm gleichgültig wurde, wenn seine Einkünfte darunter Gefahr litten, oder auf die Kosten desselben vergrössert werden konnten. Daher kam es, daß es Gesetze gab, „von denen man „kaum hätte glauben sollen, daß sie in einem „Narrenhause hätten ausgebrütet und angenommen werden können. Von dieser Art „war das Gesetz des Eubulus, nach welchem „es bei Todesstrafe untersagt wurde, das Geld, „was dem Pöbel zu Opfern, zu Brod, und „zur Bezahlung der Sitze in den Schauspielen „gegeben wurde, zu andern Absichten, namentlich zur Löhnung von Kriegern anzuwenden *). „ Man kann nun leicht ermessen, welchen Gang die Staatsverhandlungen in den Händen eines solchen Volkes genommen haben müssen. Schon Phocions Geschichre liefert uns Beispiele genug von unbesonnenen, inconsequenten, nicht auf die Zukunft hinaus berechneten, und eben deßwegen bald wieder schimpflich aufgehobenen Schlüssen des Volkes. Sie zeigt uns, daß die Weisesten in Athen niemals Gehör fanden, wenn ein stürmischer Redner einen schimmernden Plan ihnen vor-

*) Meiners Gesch. d. Wiss. 2. B. S. 608. Demosthenes gab daher nur mit der äusersten Behutsamkeit einen Wink, daß man allenfalls diese Gelder zur Rüstung gegen Philipp gebrauchen könnte.

vorlegte; daß iene nur dann gesucht wurden, wenn die Stadt, durch die Folgsamkeit gegen diese Rathgeber, in Verlegenheit und Gefahr oder gar an den Rand des Verderbens gebracht worden war. „Lauter unverbesserliche Mängel eines Staats, in welchem der unerfahrne, „und von seinen Demagogen nach entgegengesetzten Richtungen hingetriebene Pöbel alles „entschied, und die Ausführung seiner Entschlüsse eben so unerfahrnen, oft bestochenen „Männern auftrug: in welchem die weisesten „und rechtschaffensten Bürger mit verrätherischen Schmeichlern zu kämpfen, und, wenn „sie diese auch überwanden, und das Volk auf „ihre Seite brachten, dennoch die Verläumdungen von Sykophanten, und falsche Anklagen wegen verderblicher Anschläge zu fürchten hatten *).„

Nun-

*) Meiners am a. O. S. 604. Dieser macht daselbst überhaupt von S. 598. biß 621. eine fürchterliche Schilderung von dem Athenienſischen Volke, an der ich auszusetzen habe, daß er ihre gute Seite ganz übersieht, und in Darstellung ihrer schlechten den Schilderungen ihrer Redner zu buchstäblich folgt, von denen man immer einen guten Theil als oratorische Hyperbolen abrechnen darf. Wenn man sich in der Kürze von der Verdorbenheit dieses Volkes überzeugen will, das von so manchem schönen Geiste, der gar zu gern das Ansehen haben möchte, in Griechenland zu Hause zu sein, so übermässig erhoben wird: so lese man in das kleine Büchlein de republica Athenienſium, das uns Xenophon hinterlassen hat, der doch wohl

seins

Nunmehr wird es so unglaublich nicht scheinen, daß Phocion an der neuen Verfassung, nicht bloß, weil er durch sie Regent in Athen wurde, sondern weil sie wirklich für Athen die vortheilhafteste war, mehr Gefallen hatte, als an der alten Demokratie. Er verwaltete den Staat mit Klugheit und Gerechtigkeit; besetzte die Staatsämter mit den würdigsten Personen; und brachte die zurückgebliebenen Armen, die sich nicht daran gewöhnen konnten, ohne Antheil an den Geschäften und ohne Unruhen zu leben, dahin, daß sie auf das Land giengen, und Ackerbau trieben.

So blieb Athen fünf Jahre lang in einer glücklichen Ruhe. Nur drangen die Athenienser darauf, daß Phocion von Antipater die Abfüh-

seine Landsleute am besten kennen musste. Er schimpft nicht ungestümm auf das Volk, sondern setzt alle seine Fehler mit wahrer attischer Feinheit in das helleste Licht, indem er sie durch die Nothwendigkeit zu bemänteln scheint, da es einmal den Athenienſern gefallen hätte, eine demokratische Verfassung einzuführen. — Es sei mir erlaubt, hiebei die kleine kritische Anmerkung zu machen, daß mir das von den Auslegern verworfene ἐπειδὴ δὲ παρεδοξεν αὐτοις δημοκρατεισθαι (gleich im Anfang des 3 K.) nicht nur von Xenophon gesetzt, sondern von ihm selbst gemacht zu sein scheine, um auszudrücken, daß sie sehr übel gethaten, sich die Demokratie gefallen zu lassen. Er hätte alsdann παρεδοξε aus εδοξε ungefähr eben so gemacht, wie die Franzosen deraisonner aus raisonner.

Abführung der Macedonischen Besatzung auswirken möchte. Sie konnten dieselbe verlangen; denn Antipater hatte versprochen, sie nur auf einige Zeit da zu lassen *). Phocion wich ihrem Verlangen aus, so gut er konnte. Es war vorauszusehen, daß, nach dem Abzug der Besatzung, die Demokratie bald wieder eingeführt werden würde. Er wandte also sein Ansehen bei Antipatern lieber dazu an, daß er ihn bewog, den im Frieden bedungenen Ersatz der Kriegeskosten nicht zu betreiben. Als die Athenienser bei Phocion nichts ausrichteten, wandten sie sich an Demades; und dieser übernahm willig den Auftrag, als Gesandter in dieser Angelegenheit zu Antipatern zu gehen. Er fand bei diesem seinen Tod. Antipater war, nach mannichfaltigen Unruhen, der Vormund der Könige und in der That das Oberhaupt des Macedonischen Reichs geworden. Er hatte in Asien ein Schreiben des Demades an Perdikkas, der die Vormundswürde vorher bekleidet hatte, und ein offenbarer Feind von Antipater gewesen war, gefunden. In demselben hatte Demades den Perdikkas aufgemuntert, den Antipater, von dem er sehr verächtlich sprach, anzugreifen. Antipater ließ also den Demades und dessen Sohn,

so-

*) Das versichert Diodor zweimal im 48. K. des 18. B. Plutarch sagt nichts davon. Es ist auch nicht sehr wahrscheinlich.

sobald sie ankamen, hinrichten *), und die Besatzung blieb in Munychia.

Es war nicht blinde oder kriechende Ergebenheit gegen Antipatern, die Phocion bewog, dem Versuch, die Besatzung wegzubringen, sich zu entziehen. Er hatte sich einmal standhaft genug gegen Antipatern, der etwas unrechtes von ihm verlangt hatte, erklärt: Antipater könne ihn nicht zum Schmeichler und zum Freund zugleich haben. Geschenke nahm er von ihm so wenig an, als vom Menyllus, dem Befehlshaber der Besatzung, von welchem er auch die Geschenke verbat, die derselbe seinem ausschweifenden Sohne Phokus geben wollte. „Wenn er sich ändert,„ sagte er „so hat er genug: bleibt er aber so, so reicht „doch nichts hin.„ Antipater pflegte daher auch zu sagen: Er habe zween Freunde in Athen, Phocion und Demades: den einen könnte er nicht bereden, etwas zu nehmen; dem andern könne er nicht genug geben.

J. d. W. 3665. Ol. 115. J. 2.

Nicht lange nach Demades unglücklicher Gesandtschaft starb Antipater. Er ernannte Polysperchon **), einen der alten Feldherren Alexanders, zum Vormund der Könige; und seinem eigenen Sohn, Kassander, dem er

*) Diodor, 18, 48. Nach Plutarch wäre Demades Brief an Antigonus gerichtet gewesen, und Demades von Kassander, Antipaters Sohn getödet worden. Er irrt ohne Zweifel in beiden Stücken.

**) Andere schreiben ihn Polyperchon.

er nicht Ansehen genug zur Bekleidung dieser höchsten Würde zutraute, gab er nur den zweiten Rang nach Polysperchon, indem er ihn zum Befehlshaber über die adelige Macedonische Reiterei machte *). Kassander war über diese Unterordnung höchst aufgebracht, und machte ernstliche Anstalten, sich der Abhängigkeit von Polysperchon zu enziehen. Er konnte auf die wichtigsten Griechischen Städte rechnen; denn sein Vater hatte vielen, so wie den Athenienfern, Macedonische Besatzung, und oligarchische Verfassung, und Freunde von ihm zu Vorstehern, gegeben. Er suchte besonders Athen zu behaupten, und schickte deßwegen Nikanorn, dem er mehr traute, an Menyllus Stelle als Befehlshaber über die Besatzung in Munychia, dahin. Er selbst gieng nach Asien zu Antigonus, der damals Klein Asien grösstentheils in seiner Gewalt hatte, und die Absicht, sich unabhängig zu machen, gar nicht mehr verbarg. Polysperchon sah die Nothwendigkeit ein, nachdrückliche Vorkehrungen zur Behauptung seines Ansehens zu treffen. Er setzte deßwegen, im Namen der Könige, den geschicktesten unter den Macedonischen Feldherren, Eumenes, in seine Statthalterschaft wieder ein, die Antigonus ihm entrissen hatte, und übergab ihm die königlichen

J. d. W. 3666. O. 115. J. 1.

*) Ueber diese Chiliarchenstelle s. Mannerts Gesch. d. Nachf. Al. S. 15. Und über die Wahl Polysperchons ein meisterhaftes Raisonnement eb. d. S. 138.

chen Schätze und Armeen zum Krieg gegen Antigonus.

Um die Griechischen Städte, und besonders Athen, von Kassandern abzubringen, machte er ein königliches Dekret bekannt, durch welche alle, die nicht um Mordes oder Kirchenraubs willen verwiesen worden waren, in ihr Vaterland zurückberuffen, die oligarchische Verfassung in allen Städten aufgehoben, und ieder Stadt der Befehl ertheilt wurde, die Macedonische Besatzung wegzuschaffen. Um die Athenienser desto sicherer zu gewinnen, gab er ihnen auch die Insel Samos wieder, die ihre Kolonisten hatten verlassen müssen *).

Es ist leicht zu erachten, mit welchen Gesinnungen die Athenienser ein Decret annahmen, das ihnen auflegte, was sie so lange gewünscht hatten. Nikanor hielt eine Unterredung mit ihnen in dem Hafen Piräeus, nachdem Phocion ihm für seine Sicherheit Bürgschaft geleistet hatte, und suchte sie zu bereden, auf Kassanders Seite zu bleiben. Er fand so wenig Gehör, daß sie ihn gefangen nehmen wollten, und dem Phocion Vorwürfe machten, daß er sein Wort hielt, und ihn unversehrt nach Munychia zurückgehen ließ **).

Pho-

*) Dieses Decret steht bei Diodor 18. B. 56. K.

**) Ich erinnere mich nicht, in allen Schriften Plutarchs ein schieferes und inkonsequenteres Raisonnement gelesen zu haben, als das über diese Begebenheit, im 32. K.

Phocion vertheidigte sich gegen diese Vorwürfe: versicherte, daß er volles Vertrauen zu Nikanorn habe, und nichts übels von ihm befürchte; wenn aber auch, so wolle er doch lieber Unrecht leiden, als Unrecht thun.

Es zeigte sich bald, daß Phocions Vertrauen auf Nikanorn viel zu groß war. Dieser verstärkte seine Besatzung unvermerkt, und man wollte Nachricht haben, daß er Miethsoldaten nach der kleinen Insel Salamis schicke, und Einwohner des Piräeus zu bestechen suche. Die Athenienser schickten eine Gesandtschaft an Polysperchon, und baten ihn, seinem Dekrete Nachdruck zu geben, und sie von Nikanorn zu befreien. Auch machten sie ein Dekret, daß alle Athenienser sich bewaffnen, und auf die Befehle Phocions warten sollten. Allein dieser wurde durch seine gute Meinung von Nikanorn, die ehrlichen Männern so viel natürlicher ist als Argwohn, eingeschläffert, wozu wohl auch die Langsamkeit des Alters das ihrige beitrug, und begieng den nicht zu rechtfertigenden Fehler, Nikanorn so schlecht zu beobachten, daß dieser, ehe man sichs versah, des Piräeischen Hafens sich bemächtigte, und sich in demselben so gut als in Munychia verschanzte. Nun erwachte Phocion zu spät, rief die Athenienser zu den Waffen, und wollte Nikanorn im Piräeus angreifen. Allein das Volk hatte das Vertrauen zu ihm verlohren, und verlachte seine zu spät kommenden Unternehmungen.

mungen. Sie hatten Recht; doch beweisen diese unnützen Unternehmungen, daß es sein Wille nicht war, daß der Hafen in Nikanors Gewalt kommen sollte; sie beweisen, daß es nur ein, obgleich nicht geringes, Versehen, keineswegs aber eine Verrätherei war, daß er es so weit hatte kommen lassen. Die Athenienser selbst hatten ihn so wenig in Verdacht, daß sie ihn mit einigen andern an Nikanor abordneten, um ihm Vorwürfe zu machen, und ihn zu bewegen, daß er sie, nach dem königlichen Dekrete, ihrer Willkühr überließ. Nikanor gab ihnen wenig Gehör. Er sagte, sie sollten sich an Kassander wenden: von diesem sei er zum Befehlshaber gesetzt worden, und könne also für sich nichts thun.

Um diese Zeit erhielt Nikanor von Olympias, der Mutter Alexanders des Grossen, die von allen Macedoniern verehrt wurde, ein Schreiben, das ihm ausdrücklich befahl, Athen zu verlassen. Er hatte den Muth nicht, sich geradezu zu widersetzen; er fand aber von einem Tag zum andern einen neuen Vorwand, den Abzug zu verschieben.

Indessen hatte Polysperchon seinem Sohne, Alexander, eine Armee, mit dem Auftrag gegeben, Nikanorn aus Athen wegzuiagen. Er erschien vor der Stadt, und alle Athenienser, die bei der Aenderung der Verfassung die Stadt verlassen hatten, und eine Menge fremdes Gesindels mit ihm. Phocion, dem, nach

den

den Gesinnungen, die wir an ihm kennen gelernt haben, nichts schrecklicher sein konnte, als die Wiedereinsetzung des Pöbels in sein voriges Recht, die öffentlichen Angelegenheiten zu handhaben, und der kein besonderes Interesse für Kassandern haben konnte, wenn Alexander und Polysperchon die aristokratische Verfassung beibehielten, der über das seine persönliche Neigung zu Nikanor durch dessen Benehmen verlohren haben musste, gieng mit seinen Freunden selbst zu Alexander, und suchte ihn zu bewegen, daß er sich der Stadt Athen versichern, den Nikanor wegjagen, aber den Pöbel nicht in die Stadt lassen möchte *). Der Besitz der Stadt war Alexanders Hauptabsicht **). Die Athenienser waren sehr ver-

*) Das erzählt Diodor, 18, 65., der bei dieser ganzen Erzählung mit Plutarch zu vergleichen ist. Plutarch sagt nichts davon. Von dem Versuche Phocions hingegen, Nikanorn den Piräeus wieder zu entreissen, sagt Diodor nichts. Das ist nicht befremdend. In einer Universalhistorie konnte dieser unausgeführte Versuch wohl übergangen werden. Daß aber Phocions Biograph seinen Besuch bei Antipatern übergeht, ist weit befremdender. Ich finde ihn aber, trotz dem Stillschweigen Plutarchs, glaubwürdig; denn er macht begreiflich, wie Phocion sich entschliessen konnte, zu Alexander und dem Vater desselben zu gehen. Daß ich die Ausschliessung des Pöbels für die Hauptabsicht dieses Besuchs angebe, wird wohl kein Unparteiischer gewagt oder parteiisch finden.

**) Meiner Meinung nach, nicht für seine Person, gegen die Absicht seines Vaters, sondern für sein und seines

blendet, wenn sie sich bereden konnten, daß ihm und seinem Vater ihre Freiheit am Herzen liege, und wenn ihnen nicht einleuchtete, daß sie bloß die Gewalt über Griechenland erhalten wollten, die Antipater gehabt hatte. Alexander verrieth seine wahren Gesinnungen bald, und erregte dadurch das Mißtrauen der Athenienser. Er pflog Unterhandlungen mit Nikanorn, an denen er keinen Athenienser Theil nehmen ließ. Ueber die Ausschliessung des Pöbels war ihm nichts abzugewinnen, und dieser strömte sogleich in die Stadt ein. Alexander kannte sein wahres Interesse sehr schlecht. Er würde weit sicherer auf Athens Anhängigkeit haben rechnen dürfen, wenn er die Aristokraten zu seinen Freunden gemacht, und die Regierung in ihren Händen gelassen hätte.

Sobald der Pöbel sich wieder in der Stadt befand, schritt er zur Umstürzung der verhasften Aristokratie, und besetzte die Staatswürden mit seinen Freunden. Der Redner Agnonides verklagte sogleich den Phocion und seine Freunde. Einige von diesen flohen augenblicklich. Phocion und die übrigen warteten ihr Urtheil ab. Einige wurden zum Tode, andere zum Exilium, und zur Einziehung ihres Vermögens verurtheilt. Nun verliessen auch sie die Stadt, und giengen zu Alexandern.

Ale-

seines Vaters gemeinschäftliches Interesse. Mannert scheint das erste zu glauben, am ang. O. S. 141.

Alexander empfieng sie sehr gütig, verwies sie aber an seinen Vater. An diesen gab er ihnen ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben, besonders für Phocion, mit; und versicherte seinen Vater, daß sie ihrer Partei wären, und alle Anhänglichkeit versprochen hätten. Allein Polysperchon war der Mann nicht, der durch Gründe sich von einer Meinung abbringen ließ.

Agnonides hatte es dahin gebracht, daß die Athenienser ihn, mit andern, als Gesandten an den Polysperchon schickten, um den Phocion bei demselben anzuklagen. Mit Phocion giengen zween Männer, die, wie man glaubte, vieles bei Polysperchon galten, Solon und Dinarch. Eine Krankheit Dinarchs hielt sie einige Tage zu Elatea auf. Sie kamen also zugleich mit den Athenienssischen Gesandten, in Pharyges, einem Orte in Phthiotis, zu Polysperchon, der den König bei sich hatte. Vielleicht kostete der Verzug, den Phocion Dinarchs wegen gemacht hatte, und der ihn hinderte, eher als die Gesandten von Athen zu kommen, deren Vorstellungen allen Eindruck des Vorschreibens Alexanders vernichteten, das Leben; zumal da sich hernach zeigte, daß Polysperchon von diesem Dinarch, für dessen Freund man ihn gehalten hatte, der erbittertste Feind war.

Von iezt an sind die Urtheile über Phocions Betragen nicht mehr getheilt. Selbst

wenn er schuldig wäre, würde man sich des Mitleids und der Bewunderung nicht erwehren können. Nie hatte die ruhige Grösse seiner Seele sich in so reinem Lichte zeigen können.

Polysperchon, oder zum Schein der Schattenkönig Arrhidäus, gab den Gesandten der Athenienser und Phocion mit seinen Freunden zugleich, eine feierliche Audienz. Der König und die Grossen des Hofes sassen unter einem Thronhimmel. Schon der Anfang gab eine schlechte Vorbedeutung für den Ausgang des Gerichts. Sobald Dinarch hineintrat, befahl Polysperchon, ihn wegzuführen, zu martern, und hinzurichten. Dann gab er den Athenienſern Gehör. Da aber beide Parteien einander widersprachen, die einen anklagten, die andern sich vertheidigten, und also ein unvernehmliches Geschrei entstund: trat Agnonides vor, und sagte: „Werft uns zusammen „in einen Käfig, und schickt uns nach Athen, „um dort die Sache auszufechten.„ Dieser Vortrag, der ziemlich im Geschmack der Partei war, die den Redner abgeschickt hatte, gefiel dem guten König so wohl, daß er herzlich lachte. Da er aber nur da war, um zu figuriren: so achtete man auf sein Wohlgefallen nicht, sondern winkte den Gesandten, ihre Anklage hier zu führen. Man sah, daß die Sache schon entschieden war. Die Gesandten wurden ruhig angehört; so oft aber Pho-

cion

cion zu reden anfieng, lärmte Polysperchon gegen ihn. Er nahm ein so unedles Betragen auf, wie sichs gebührte; stampfte mit dem Stock auf die Erde, trat zurück, und schwieg. Hegemon, einer der Freunde Phocions, sagte: Polysperchon würde ihm selbst bezeugen, daß er dem Volke geneigt gewesen sei. „Unterstehest Du Dich,„ schrie Polysperchon „vor „dem Könige auf mich zu lügen?„ Darüber fuhr der blödsinnige König auf, und wollte ihn eigenhändig mit einem Spiesse erstechen. Polysperchon fiel ihm aber schnell in die Arme, und die Versammlung wurde entlassen.

Phocion und seine Freunde bekamen sogleich Wache; und auf diesen Anblick flohen alle, die noch mit ihnen gekommen waren. Das Urtheil wurde dem Athenienſischen Volke überlassen, und es war leicht vorauszusehen, wie es ausfallen würde. Ein Macedonier, Klitus, bekam Befehl, sie nach Athen zu führen. Sie wurden auf Lastwägen dahin gebracht. Welch ein Schauspiel, als Phocion in solchem Aufzuge durch die Strassen der Stadt fuhr, in deren Dienst er grau worden war, die, selbst als sie ihn seiner Widersetzlichkeit wegen hasste, seine Unbescholtenheit durch einen Ehrennamen bezeugte, die noch vor wenigen Wochen unter seiner Aufsicht ruhig und glücklich war!

Klitus brachte die Gefangenen in das Theater. Daselbst versammelte sich alles, was

was seit der Revolution zum Volke gerechnet wurde, nicht bloß der zurückgekommene Pöbel, sondern auch Sklaven, Fremde, und ehrloses Gesindel, Männer und Weiber. In dieser Versammlung wurde das Schreiben des Königs abgelesen, welches enthielt: Er habe erkannt, daß die Beklagten Verräther seien; überlasse aber das Urtheil ihnen, als freien und unabhängigen Leuten. Dann führte Klitus die Angeklagten ein. Als Phocion erschien, verhüllten die besten unter dem Volke ihr Angesicht, und blickten weinend zur Erde nieder. Einer hatte sogar den Muth, aufzustehen, und zu sagen: Da der König dem Volk ein so wichtiges Urtheil überlassen habe, so gezieme es sich, die Sklaven und Fremdlinge fortzuschaffen. Allein der Pöbel tobte, und drohte, die oligarchischgesinnten Volksfeinde zu steinigen. Und so hatte keiner mehr den Muth, sich Phocions anzunehmen.

Die förmliche Anklage wurde nun gemacht. Der Hauptpunkt war: Die Beklagten wären nach dem Lamischen Kriege Ursache gewesen, daß die Stadt um ihre Freiheit, und das Volk um seine Rechte gekommen sei. Phocion fieng an, zu seiner Vertheidigung zu sprechen, wie iedem Angeklagten erlaubt war. Allein das Volk lärmte so sehr, daß ihn kaum die nächsten an ihm verstehen konnten. Als er das gewahr wurde, sagte er: „Wollt ihr uns mit Recht oder mit Unrecht hinrichten?„

Einige,

Einige, die das hörten, antworteten: „Mit „Recht.„ „Wie wollt ihr das aber entschei„den,„ fragte er „wenn ihr mich nicht anhö„ret?„ Als auch das keine Stille bewirkte, trat er weiter vor, und rief: „Ich bekenne, „Unrecht gethan zu haben, und erkenne mir „selbst den Tod für meine Staatsverwesung „zu: aber warum wollt ihr diese töden, o „Athenienser, die kein Unrecht gethan haben?„ Es war vergebens, von einem solchen Haufen Menschlichkeit zu erwarten. Viele schrieen: „Weil sie Deine Freunde sind.„ Nun trat Phocion zurück, und schwieg. Agnonides las den Vorschlag ab, das Volk sollte votiren, ob sie Unrecht gethan hätten, und wenn die Stimmen dahin fielen, sollten sie hingerichtet werden. Einige waren unmenschlich genug, zu verlangen, der über achtzigjährige Phocion sollte vor der Hinrichtung noch gemartert werden, und man sollte die Henkersknechte mit den Werkzeugen der Tortur herbei ruffen. Das erschütterte alle, die noch Menschenblut in den Adern hatten. Auch der Macedonische Befehlshaber, Klitus, machte ein finsteres Gesicht dazu. Agnonides bemerkte es, und mochte selbst fühlen, daß das zu viehisch grausam sei. „Ihr „Athenienser,„ sagte er „wenn wir den „Schurken Kallimedon erwischen, wollen wir „das thun: gegen Phocion aber schreibe ich es „nicht nieder.„ „Du thust sehr wohl daran;„ sagte ein unwillig gewordener Biedermann halb laut

laut „denn wenn wir den Phocion martern, „was sollen wir denn mit Dir thun?„ Nun wurden die Stimmen gesammelt. Alle sprangen auf, einige setzten sich Kränze dazu auf; und Phocion wurde zum Tode verurtheilt, und mit ihm seine Freunde, Nikokles, Thudippus, Hegemon, und Pythokles. Auch über die abwesenden, Demetrius Phalereus, Kallimedon, und Charikles *), wurde das Todesurtheil gesprochen.

Die Versammlung gieng nun auseinander, und die Verurtheilten wurden in das Gefängniß geführt. Phocions Freunde giengen weinend und schluchzend, indem ihre Bekannten sie umarmten. Phocion gieng mit eben der Mine, mit der er sonst, als Feldherr, begleitet von dem Volke, nach Hause gegangen war. Wer noch menschliches Gefühl hatte, bewunderte seine unerschütterliche Seelengrösse. Seine Feinde aber, die dieses Gefühl gänzlich abgelegt hatten, liefen neben ihm her, und schimpften auf ihn. Einer gieng sogar auf ihn zu, und spie ihn an. Phocion wandte sich an die obrigkeitlichen Personen, die mit ihnen giengen **), und sagte: „Wird denn niemand diesem seine Ungezogenheit wehren?„

Als

*) Wahrscheinlich Phocions Eidam.

**) Ἀρχοντες heisen sie beim Plutarch. Ohne Zweifel sind es οἱ ἕνδεκα, die Eilfmänner, die in

Athen

Als sie im Gefängniß angekommen waren, und der Schierlingsaft gemischt wurde, verließ den Thudippus die Standhaftigkeit. Er brach in Klagen gegen sein Schicksal aus, daß er unverdient mit Phocion sterben müsse. „Ist „es Dir nicht Trost genug „ sprach dieser „daß Du mit Phocion stirbst?„ Einer von Phocions Freunden fragte denselben, ob er seinem Sohne Phocus nichts zu sagen hätte. „Allerdings; ich lasse ihm sagen, daß er mich „nicht an den Athenienfern zu rächen suchen „soll.„ Nikokles, der getreueste unter seinen Freunden, bat ihn, zu erlauben, daß er den Giftbecher vor ihm leerte. „Eine harte Bitte,„ sagte Phocion „die mir wehe thut. „Aber ich habe Dir in meinem Leben nichts „abgeschlagen, so sei Dir auch das gewährt.„ Die übrigen nahmen Theil an dieser Einwilligung, und tranken auch vor ihm. Als die Reihe an Phocion kam, war das Gift ausgeleert, und der Scharfrichter erklärte, er werde keines mehr hergeben, wenn man ihm nicht zwölf Drachmen *) dafür zahlte. Da dieses einen Aufenthalt verursachte, so wandte sich Phocion an einen seiner Freunde, und sagte lächelnd: „Weil man doch in Athen „nicht

Athen die Aufsicht über die Vollziehung der Urtheile hatten. Traditus est undecim viris, sagt Cornelius ausdrücklich. Phoc. c. 4.

*) 2 Thlr. 13 Sgr. 5 Pf.

„nicht einmal umsonst sterben kann, so „zahle ihm das Geld *).„

So starb Phocion.

Sein Todestag war der neunzehnte des Monats Munychion **). Gerade an diesem Tage hielten die Athenienser einen feierlichen Aufzug von Reitern, dem Zevs zu Ehren. Der Zug gieng bei dem Gefängniß vorbei. Die Reiter verbargen ihre Empfindung nicht: einige rissen sich die Kränze vom Haupte, andere blickten weinend nach den Thüren des Gefängnisses. Wer nicht ganz von Haß und Wuth eingenommen war, fand es schändlich, daß man nicht einmal diesen festlichen Tag vorbeigelassen, oder das Volk vor dem Feste gereinigt hatte. Den Feinden Phocions hingegen

*) Diese ganze Nachricht von Phocions Tode und den zunächst vorhergehenden Umständen ist, wie der Leser gemerkt haben wird, beinahe wörtlich aus dem Plutarch übersetzt, dessen Simplicität in dieser Erzählung, nach meinem Gefühl, äuserst edel und rührend ist. Cornelius hat noch die Anekdote, daß einer mit Thränen zu Phocion gesagt habe. „Wie unverdient leidest „Du!„ „Aber nicht unerwartet;„ habe Phocion geantwortet „die meisten grossen Männer in Athen „haben dieses Ende genommen.„ Zwei von Plutarch erzählte Anekdoten hat Aelian, var. hist. 12, 49. 13, 41.

**) Der bald mehr bald weniger von unserm April und Mai in sich begreift.

gen war nicht einmal sein Tod genug, um ihre Rachgier zu kühlen. Es wurde befohlen, seinen Leichnam aus Athen hinauszuschaffen, und verboten, ihn nach Athenienſiſchem Gebrauch zu verbrennen. Keiner seiner Freunde hatte, in dieſer auf ihre Freiheit ſo ſtolzen Stadt, den Muth, seinen Leichnam anzurühren. Ein gewiſſer Konopion, der ſolche Dienſte ſonſt um Lohn that, trug ihn über Eleuſis hinaus. Hier verbrannte er ihn. Eine Megarenſiſche Frau gab ihm Feuer dazu; errichtete mit ihren Mädgen dem Phocion ein Grabmal, ſammelte ſeine Aſche, und vergrub ſie bei ihrem Heerde. „Hier, liebe „Hausgötter,„ ſagte ſie „übergebe ich euch „die Ueberbleibſel eines braven Mannes. Ge„bet ſie ſeinem väterlichen Grabe zurück, „wenn die Athenienſer zu Verſtand kom„men.„

Phocion blieb nicht ungerächt. Kaſſander kam mit 4000 Mann aus Aſien zurück, bemächtigte ſich des Pyräeus, führte die ariſtokratiſche Verfaſſung wieder ein *), und legte die höchſte Gewalt in die Hände des Demetrius Phalereus, dem die Athenienſer

*) Doch wurde auch denen Antheil an der Staatsverwaltung gelaſſen, die 10 Minen (1000 Drachmen), alſo halb ſo viel im Vermögen hatten, als nach Antipaters Anordnung dazu erforderlich war. Diodor 18, 74.

ser das Todesurtheil gesprochen hatten. Agnonides, Phocions Ankläger, wurde von dem Volk zum Tode verurtheilt. An zweien andern, die aus der Stadt geflohen waren, nahm Phokus, Phocions Sohn, blutige Rache *). Dem Phocion wurde eine eherne Bildsäule gesetzt, und seine Gebeine auf öffentliche Kosten begraben.

*) Er blieb übrigens ein Taugenichts, von dem man sonst nichts rühmliches weiß, als daß er einer Sklavin, die er in einem Hurenhause unterhielt, die Freiheit schenkte. Plutarch 38. K.

Tiberius Sempronius Gracchus.

Es ist über die Ursachen der Grösse und des Verfalls des Römischen Staates so viel geschrieben worden, daß ich voraussetzen darf, das wesentliche davon sei auch iungen Lesern nicht unbekannt. Ich kann mich also auf einige kurze Betrachtungen über dieses wichtige Phänomen einschränken.

Bei der Gründung Roms hatten die günstigsten Umstände zusammengewirkt, um dem Römischen Bürger einen ausgezeichneten, edeln Nationalcharakter eigen zu machen. Umgeben von neidischen, feindlichen Nachbarn, öfter im Felde als zu Hause, erlangten sie eine Uebung im Kriege, die sie selbst mächtigern Völkern überlegen machte. Dadurch wurde **Tapferkeit** die grösste Tugend, die sie kannten. Sie unterließ nicht, die Art zu denken hervorzubringen, die mit ihr am besten harmonirt: Großmuth, Verachtung niedriger und kleinlicher Gesinnungen. Diese Denkungsart wurde durch die **bürgerliche Freiheit** genährt, die sie schon unter ihren ersten Königen genossen. Diese verhütete, daß ihre Tapferkeit nicht in viehische Wuth ausartete, sondern immer von Edelmuth begleitet war; sie machte

ihnen ihr Vaterland theuer. Und da ihre ersten Kriege alle die Erhaltung oder den Untergang des Vaterlandes entscheiden mussten: so wurde Patriotismus die stärkste Triebfeder ihrer Tapferkeit, und die Ruhmbegierde verschmelzte sich in die Liebe für das Vaterland. Da sie nun vollends durch ihren zweiten König an eine tiefe Verehrung der Götter gewöhnt wurden; da ihre tapfersten Krieger häufig zugleich Priester der Gottheiten waren: so verwebte sich auch Religion so innig in ihren Charakter, daß ihre kriegerische Tapferkeit auf das bewundernswürdigste gemildert wurde, und sie, umringt von barbarisch tapfern Nationen, durch eine Tapferkeit hervorleuchteten, die, auf Ruhm, Religion, und Patriotismus gegründet, mit der Tapferkeit der Kreuzritter in ihrer schönsten Periode, die grösste Aehnlichkeit hat. Durch diese glückliche Mischung konnten sie selbst des wohlthätigen Einflusses der Wissenschaften auf die Sitten ziemlich entbehren. Nur selten artete ihr Heroismus in Grausamkeit aus: und selbst diese müssen wir ihrer edlen Quelle wegen bewundern, wenn wir gleich vor ihr zurückschaudern. Ausserdem hatte dieses Volk, das Glück, lange arm zu sein: und bedurfte also erst spät einer Lykurgischen Vorsorge, um das Verderben abzugraben, das immer dem Reichthum nachzuströmen pflegt.

Diese

Diese Denkungsart erhielt einen neuen Schwung durch den Besitz gänzlicher Freiheit, zu dem sie durch die Veriagung ihrer Könige gelangten.

Diese wichtige Begebenheit machte eine Aenderung in der bißherigen Staatsverfassung, deren Folgen bald merkbar wurden, und, wiewohl sie gewöhnlich nicht nach ihrer ganzen Wichtigkeit geschätzet werden, wohl so viel zur Umwandlung des Römischen Charakters und zum Umsturz der Römischen Verfassung beitrugen, als alle von aufen wirkende Umstände.

Durch die Aufhebung der königlichen Würde ward die Regierung Roms zwischen dem Senat, der aus den Edeln gewählt wurde, und dem Volke getheilt. Es stund nicht lange an, so zeigte sich, was die Erfahrung von ie gelehrt, und wovon Aristoteles die Nothwendigkeit bewiesen hat, der Senat und das Volk suchten ihre Gewalt, ieder auf Kosten des andern, zu erweitern. Die königliche Würde war bißher für beide die Gegenlage gewesen, die sie verhindert hatte, über ihre Schranken hinauszudrängen: und diese war nun weggenommen. Daher die ewigen Zänkereyen zwischen dem Adel und dem Volke, die einen grossen Theil der Römischen Geschich-

te für den neugierigen Leser so langweilig, und für den forschenden Beobachter so anziehend machen.

Anfangs hatten diese Streitigkeiten den wohlthätigsten Einfluß auf den Charakter der Nation. Sie setzten ieden von beiden Ständen in die Nothwendigkeit, sich vor dem andern hervorzuthun; und ohne Zweifel verdanken wir dieser Anstrengung die schönsten Thaten des Römischen Adels. Sie machten es auch nöthig, eine gewisse Feinheit anzuwenden, um den Ansprüchen der Gegenpartei auszuweichen, wenn man sie nicht geradezu abweisen konnte.

So lange der Wettstreit beider Stände auf so edle Art geführt wurde, gewann Rom unendlich dabei, wenn gleich die Aristokraten nach und nach mehr verlohren, als sie gesollt hätten, welches doch nicht mehr war, als sie gemißbraucht haben würden. Als aber das Glück der Römischen Waffen Rom nicht leicht mehr eine Gefahr für das Vaterland fürchten ließ; als dadurch die Ruhmbegierde allmählig von dem Patriotismus sich trennte; als durch die Bezwingung reicher Nationen der Reichthum mit allen seinen verpesteten Folgen in dem ungleichsten Verhältnisse in Rom eindrang: da änderte sich die bißherige Art, ienen

Wett-

Wettstreit zu führen, ganz und gar. An die Stelle der Verdienste, die vorhin Uebermacht verschafft hatten, trat Reichthum und Bestechung, und an die Stelle der vormaligen Klugheit, Ränke und Nachstellungen. Die schönsten Züge im Nationalcharakter, Edelmuth und Patriotismus, verblichen: was Wunder also, daß sich allmählig auch der Gehorsam gegen die Gesetze verlohr, daß man anfangs durch List, und später durch Gewalt sich ihnen zu entziehen suchte? Was Wunder endlich, daß Bürger gegen das Vaterland, das sie aufgehört hatten zu lieben, und gegen die Gesetze, denen sie aufgehört hatten zu gehorchen, die Waffen in die Hände nahmen?

Bei diesen Umständen wird der Hauptfehler in der Römischen Staatsverfassung erst recht merklich: ein Fehler, den die grössten Staatsmänner in Rom entweder nicht einsahen, oder nicht den Muth hatten zu rügen. Er besteht darin, daß der Antheil, den das Volk an der Regierung hatte, nicht bloß von seinen Repräsentanten verwaltet wurde, sondern wirklich iedem einzelnen Bürger gelassen war; denn die Tribunen des Volks konnten so wenig, als der Senat, etwas zum Gesetz machen, wenn nicht vorher ieder einzelne Bürger um seine Genehmigung befragt worden war. Jeder einzelne Bürger gab zugleich seine Stim-

me bei Erwählung dieser Volksrepräsentanten, und aller übrigen hohen Staatsbeamten. Dadurch waren diese sowohl als iene genöthigt, ihr ganzes Leben hindurch nach der veränderlichen Luft der Volksgunst zu haschen: und die Tribunen mussten bei ihren Vorschlägen mehr auf das bedacht sein, was dem Volk angenehm, als, was ihm nützlich war. So lang die Zahl der Römischen Bürger noch mässig war; so lang sich Vaterlandsliebe und Edelmuth unter der Menge erhielten: so lang blieben die Folgen dieses Fehlers unbedeutend. Als aber alles sich nach der Hauptstadt drängte; als der grösste Theil der Bürgerschaft von eigentlicher Bettelarmuth gedrückt wurde; als daher ihr ernstlichstes Anliegen war, Unterhalt, durch was immer für Mittel, zu erwerben; als das allgemeine Sittenverderben die Reichen nur zu geneigt machte, mit ihrem Ueberflusse sich die sklavische Abhängigkeit der Bürger zu erkaufen: da ließ sich dieser Fehler nicht mehr übersehen. Da es aber nicht mehr möglich war, das Volk um diesen seinen Antheil an der Regierung zu bringen: so wandten die einsichtsvollsten und redlichsten Römer ihr Bestreben dahin, die Macht der Volksrepräsentanten zu schwächen, und die Macht des Senats zu erhöhen. Allein diese Bemühungen konnten ein Uebel nicht heben, das man nicht bei der Wurzel angreifen durfte.

Die

Die Senatoren waren selbst zu wenig Römer, als daß man auf ihre eigenmächtige Staatsverwaltung Vertrauen hätte setzen können. Die Cicero waren äuserst selten, die bei allen ihren Unternehmungen bloß das gemeine Beste zum Augenmerk hatten. Den meisten war an der Gunst des Volks für ihr Privatinteresse zu viel gelegen, als daß sie seine Gewalt hätten schwächen lassen sollen. Indessen ist es unläugbar, daß dieienigen den wahren Vortheil des Staats am besten kannten, die auf das Ansehen des Senats am stärksten drangen; es ist unläugbar, daß alle Unternehmungen der Tribunen, die auf die Herabwürdigung des Senats zielten oder sie zur Folge hatten, Verbrechen gegen den Staat waren, dem freilich nicht mehr zu helfen war, dessen Verderben aber durch solche Anstalten beschleunigt und vermehrt wurde.

Es fehlte indessen auch unter der Gegenpartei des Senats nicht an grossen Männern, die die alten Nationaltugenden im Herzen nährten, bei deren Thaten reiner Edelmuth und aufgeklärter Patriotismus die einzigen Triebfedern waren. Aber sie glichen Pflanzen auf fremdem Boden. Sie verblühten, ohne Saamen hinter sich zu lassen, und gewöhnlich erstickte sie das Unkraut, von dem sie umgeben waren, ehe sie Früchte bringen konnten.

Ein

Ein solcher Mann war der ältere Gracchus. Der jüngere würde vielleicht noch grösser, als er, gewesen sein, wenn ihn nicht die Leidenschaften hingerissen hätten, seine Talente zur Befriedigung seiner Rachsucht zu mißbrauchen, und das Wohl des Staates darüber aus den Augen zu setzen.

Schon

Schon unter den Königen, als Rom im Ganzen noch ein armer Staat war, zogen die Vornehmern so viel von dem unter den Römern vertheilten Vermögen an sich, daß die geringern in die drückendeste Armuth fielen. Die Römer bekamen keinen Sold im Kriege. Wenn also ein Krieg etwas lange dauerte: so mussten die Armen, die ihre Felder mit eigner Hand bauten, dieselben entweder ungebaut liegen lassen, oder konnten doch die gehörige Sorgfalt nicht darauf wenden. Es musste ihnen also bald am Unterhalt fehlen, und sie wurden in die Nothwendigkeit versetzt, Geld von den Reichern zu entlehnen, von denen sie mit aller Strenge behandelt und zu Sklaven gemacht wurden, wenn sie das entlehnte nicht zurückzahlten. Die Ländereien, die sie im Kriege eroberten, wurden zwar von Romulus unter die Krieger vertheilt *), aber nach ihm zum öffentlichen Schatz geschlagen. Ihr Besitz kam dann immer an die reichsten und mächtigsten, die sie entweder kauften, oder zum Geschenk bekamen, oder sich stillschweigends ihrer bemächtigten. Schon der König Servius Tullius suchte diesem Unwesen zu steuern **). Allein das Uebel wurde immer grösser.

Endlich

*) Plutarch. Romul. c. 27.

**) Dionys. Halicarn. l. IV. c. 9.

J. d. W. 3597.

Endlich machte im Jahre der Stadt 267. der Consul Spurius Cassius einen Versuch, dem Volke liegende Gründe zuzuwenden. Es waren den Herniciern zwei Drittheile ihres Landes abgenommen worden. Diese wollte er, nebst den Aeckern, die von reichen Römern besessen wurden, da sie doch zum Aerarium gehörten, unter die Römer, Lateiner, und Hernicier *) austheilen. Allein man wusste das Volk dadurch gegen ihn aufzubringen, daß er die Aecker nicht unter dasselbe allein vertheilen, sondern auch den Lateinern und Herniciern etwas davon hatte zuwenden wollen. Sein Vorhaben kam also nicht zu Stande, und er büsste es mit dem Leben. Doch bleibt es merkwürdig, als der erste Vorschlag zu einer Aeckeraustheilung unter das Volk, der seitdem oft, und nie ohne grosse Unruhen zu erregen, wiederholt wurde.

Der Senat fand indessen immer Mittel, den Forderungen des Volks auszuweichen; es verdienen also diese fruchtlosen Versuche nicht, erwähnt zu werden. Allein das Uebel wurde dadurch immer ärger. Die Reichern zogen nach und nach alle die Aecker an sich, die in den eroberten Landschaften unangebaut gefunden, und, gegen eine Abgabe an Baum- und Feldfrüchten, verpachtet wurden. Sie erhuben sich durch die Länge der Zeit zu Eigen-

herren

*) Die Hernicier nennt Livius nicht, aber Dionys. Hal. 8. B. 69. K. und a. m. St.

herren derselben, und liessen sie durch ihre Sklaven bauen, die ihnen in den Kriegen nicht zu Soldaten weggenommen werden konnten. Die armen Bürger konnten also nicht nur kein Feld zum Eigenthum bekommen, sondern sie konnten sich auch nicht einmal dadurch vor dem Mangel schützen, daß sie die Felder der Reichen um Lohn gebaut hätten *). Ihre Armuth wurde dadurch immer drückender, ihre Schuldenlast schwehrer, und die Fälle häufiger, daß sie, durch die Unmöglichkeit zu bezahlen, ihre Freiheit verlohren.

T. Manlius, der, durch die Errettung des Capitols von den Galliern, den Ehrennamen **Capitolinus** bekommen hatte, nahm sich ihrer, im Jahr 368 nach Erbauung der Stadt, an. Da er sich aber durch die dadurch erworbene Gunst des Volks verleiten ließ, Anschläge auf königliche Gewalt zu machen: so wurde er im folgenden Jahre am Leben gestrafft. J. d. W. 3598.

Die Gährung unter dem Volke wurde durch seinen Tod nicht gestillt. Nach einigen vorhergegangenen Unruhen der Schuldensache wegen, schlug im J. 376. der Tribun des Volks C. Licinius Stolo das Gesetz vor, daß die bezahlten Zinse der Schuldner am Capital abgezogen, und der Rest in Zeit von drei Jahren abgetragen werden sollte. Um aber die Armen auch für die Zukunft zu schützen, J. d. W. 3606.

*) Appian. bell. civ. l. 7.

ßen, schlug er zugleich vor, es sollte keiner über 500 Morgen Feldes, das dem Staate gehörte *), besitzen. Dadurch konnten dann auch die Aermern zu dem Genusse solcher Ländereien kommen, wenn die Reichen von den Feldern, die sie besassen, welche abgeben mussten, und keine neuen dazu pachten durften.

Um die Annehmung dieser Gesetze zu hintertreiben, gewann der Senat einige Collegen des Licinius; und da ieder Tribun das Recht hatte, alle Verhandlungen, die ihm nicht gefielen, durch das Wort Veto aufzuheben: so konnte Licinius es nie dahin bringen, daß das Volk zum votiren über seine Vorschläge gelassen wurde. Dagegen erlaubte nun er nicht, daß das Volk Comitien zur Wahl der Consuln, oder der Tribunen der Soldaten, die damals statt der Consuln dem Staate vorzustehen pflegten, halten durfte. Durch diesen Widerstand blieb Rom fünf Jahre **) ohne Oberhaupt.

Endlich sahen sich die Senatoren genöthigt nachzugeben, nachdem selbst Camillus, den sie zum Dictator gemacht hatten, nicht im Stande gewesen war, dem Licinius und seinen Verbundenen Einhalt zu thun, und nachdem der an Camillus Stelle gewählte Dictator P. Manlius selbst dem Volke und seinen Tri-

*) Diese Einschränkung auf öffentliche Aecker macht Appian. l. c. cap. 8.

**) Nach Eutropius nur vier.

Tribunen geneigt sich erwies. Es wären also Licinius Vorschläge im Jahre der Stadt 385 zu Gesetzen geworden, wenn er nicht einen dritten beigefügt hätte, den das Volk noch nicht unterstützen, und Er nicht von den beiden andern trennen lassen wollte, weil ihm an diesem mehr lag, als an ienen. Dieser dritte Vorschlag war, es sollte allezeit einer von den zween Consuln aus dem Volke gewählt werden. Der Ehrgeiz seiner Frau hatte ihn zu diesem bestimmt; und er hatte wahrscheinlich die zwei andern nur hinzugethan, um das Volk desto eifriger für diesen zu machen. J. d. W. 3615.

Als ihn daher das Volk, 386, zum zehnmale zum Tribun wählen wollte, nahm er diese Würde nur unter der Bedingung an, daß es über seine drei Vorschläge zugleich votiren sollte. Die Bedingung wurde erfüllt, und seine Vorschläge giengen in Rechtskraft über *). J. d. W. 3616.

Allein nur einer derselben wurde dauerhaft befolgt, nur der, welcher Consuln aus dem Volke verlangt hatte. Die andern geriethen bald in tiefe Vergessenheit; obgleich Versuche zu

*) Livius, der über diese Begebenheit VI. 34-42. nachzulesen ist, übergeht die leges de fenore et agrariam im 42. Kap. mit Stillschweigen. Aber nicht nur der Zusammenhang, sondern auch die Bestrafung des Licinius, beweisen, daß beide Gesetze zugleich mit dem von der Wahl eines Consuls aus dem Volke, durchgiengen.

zu ihrer Aufrechthaltung gemacht wurden. Ihr Urheber, Licinius, selbst wurde wegen Uebertretung des Gesetzes von den Ländereien bestrafft, weil er, um seinem eigenen Gesetze auszuweichen, seinen Sohn für mannbar erklärt, und dadurch

J. d. St. 396 / J. d. W. 3626.

500 Morgen, die er über die gestatteten 500 besaß, als ein angebliches Eigenthum seines Sohnes, für sich zu behalten suchte *).

Das Uebel wurde nach einem kurzen Zwischenraum ärger als es gewesen war. Die Reichen zogen, erst unter fremden, dann ganz offenbar unter ihren eignen Namen, den Genuß der öffentlichen Aecker an sich, verdrängten die Armen, und liessen ihre weitläufigen Ländereien, wie vorher, durch Sklaven bauen. Daher nahm die Zahl der Freien, die allen Muth verlohren, und keine Mittel mehr hatten, Kinder zu ernähren, in dem Maasse ab, als die Zahl der Sklaven sich vermehrte.

Je länger dieses Uebel fortdauerte, desto schwehrer wurde es, ihm abzuhelfen. Es ließ sich nicht heilen, ohne, wo nicht eine Ungerechtigkeit, doch wenigstens eine Härte gegen diejenigen auszuüben, welche selbst keine Ländereien den Armen weggepachtet, wohl aber solche geerbt hatten, die denselben von ihren Vorfahren weggerissen worden waren. Es war auch leicht vorauszusehen, daß der Widerstand solcher Güterbesitzer der heftigste sein würde; und es war zu fürchten, daß ein Versuch

*) Liv. VII. 16.

such zu gleicherer Gütervertheilung grösseres Unheil nach sich ziehen dürfte, als durch ihn weggeräumt werden sollte.

Diese Betrachtungen, die, verbunden mit der Ueberlegung, welchem Haß und welcher Gefahr sich ein Verbesserer aussetzen würde, vielleicht in manchem schon den Gedanken einer Verbesserung dieses Uebels erstickt hatten *), hielten den edlen Tiberius Sempronius Gracchus nicht ab, die Heilung dieses Verderbens zu versuchen **).

*) Plutarch versichert (Gracch. c. 8.), C. Lälius, der Freund des Scipio, habe einen solchen Gedanken gehegt, ihn aber aus Furcht vor dem Widerstand der Mächtigen aufgegeben, und sei deßwegen Sapiens genannt worden. Ich finde aber sonst nirgends eine Spur von einem solchen Unternehmen, und Cicero giebt von Lälius Zunamen eine weit edlere Ursache als diese kluge Feigheit an (de fin. II. 8.). Und ich möchte fast vermuthen, daß ein Mißverstand bei dieser Plutarchischen Nachricht zum Grunde liege. Lälius hatte sich nehmlich einem Vorschlag eines M. Licinius Crassus widersetzt. Vielleicht hat Plutarch dessen legem Liciniam mit dem lege agraria des C. Licinius Stolo verwechselt, und geglaubt, von der Erneuerung dieses Licinischen Gesetzes habe sich Lälius abschrecken lassen.

**) Sein Vater war Censor und zweimal Consul gewesen. Seine Mutter war die berühmte Cornelia, Tochter des ältern Scipio Africanus. Seine unbescholtene Lebensart, und sein sanfter und ruhiger Charakter, der sich auch in seinen Reden abdrückte, erwarben ihm

Wie die Menschen, nicht eben zu ihrer Ehre, geneigt sind, allen ungewöhnlich grossen Handlungen nicht ganz reine Beweggründe unter-

ihm sehr früh allgemeine Achtung. Sobald es nur sein Alter zuließ, wurde er Augur. Appius Claudius, der oberste auf der Rathsherrenrolle (princeps senatus), der schon Consul und Censor gewesen war, bot ihm selbst seine Tochter zur Gattin an, und seine Frau äuserte, als er ihr mit heftiger Freude verkündigte, daß er einen Mann für seine Tochter habe: nur wenn Gracchus der Tochtermann wäre, hätte man Ursache, sich so zu freuen (wenn anders dieses Geschichtchen, das man auch von Gracchus Vater erzählt, wahr ist).

Tib. Gracchus diente hierauf unter dem jüngern Scipio Africanus im dritten Punischen Kriege, that sich vor allen hervor, und soll der erste auf der Mauer von Karthago gewesen sein.

In dem Kriege gegen die Spanische Stadt Numantia war er Quästor (Kriegszahlmeister) bei dem Consul Caius Manimus. Auch hier zeichnete er sich durch Muth und Verstand, und durch Ehrerbietung gegen den unglücklichen Feldherrn aus. Dieser war genöthigt, mit den Feinden zu kapituliren. Sie verlangten, er sollte unsern Gracchus, dem sie allein trauten, zu ihnen schicken. Als die Römer die schimpfliche Bedingung des freien Abzugs erfüllt hatten, und durch das Joch gegangen waren, nahmen die Numantiner ihr Lager in Besitz. In diesem lagen noch Gracchus Rechnungsbücher. Er kehrte mit drei oder vier Freunden zurück, und bat sie um diese Rechnungen. Sie führten ihn in die Stadt, bewirtheten ihn, gaben ihm die Bücher, und erlaubten ihm, auch von der übrigen Beute zu nehmen, was er wollte. Er nahm aber nichts, als Weihrauch, den er zu den öffentlichen Opfern brauchte.

unterzulegen, vermuthlich, um, durch das Gefühl ihrer Unfähigkeit zu dergleichen, nicht zu sehr gedemüthigt zu werden: so gab es auch Leute, welche behaupteten, Tib. Gracchus sei durch Unwillen gegen die Mächtigen zu dieser Unternehmung bewogen worden. Er habe sich nehmlich beleidigt gefunden, daß man den Vertrag, den er, um die Armee des C. Hostilius Mancinus zu retten, mit den Numantinern gemacht hatte, nicht bestättigt habe *). Allein bei dieser Aufhebung gab man dem Gracchus den stärksten Beweis von Achtung, da man beschloß, den Consul Mancinus den Numantinern auszuliefern, und dem Gracchus, der als sein Quästor wirklich den Vertrag geschlossen hatte, nichts unangenehmes deßwegen zufügte. Es ist also die Versicherung seines Bruders, des C. Gracchus, viel glaubwürdiger, daß die Abnahme der Volksmenge, und die ungeheure Anzahl der Sklaven, die zum Ackerbau gebraucht wurden, welche er auf seiner Reise durch Italien nach Numantia beobachtet hatte, den ersten Vorsatz, sich diesem Verderben entgegenzustellen, in ihm erregt habe **). Es ist auch ein solcher Beweggrund seinem edlen, sanften, und zugleich festen Charakter viel entsprechender; und die ruhigen, wohl überlegten Schritte, durch die er vom Anfang seinen Zweck zu erreichen suchte, tragen keine

*) Cicero Brut. c. 27.
**) Plutarch. Gr. c. 8.

Spur von einer stürmischen Leidenschaft, die ihn in Bewegung gesetzt hätte.

So rein und edel aber die Gründe, die ihn veranlassten, sein berüchtigtes Gesetz zu geben, sein mochten: so bleibt es doch möglich, daß sein Unternehmen selbst tadelnswürdig gewesen sei. Es ist bereits erwähnt worden, daß dieses Gesetz eine widrige Härte gegen viele Besitzer von geerbten Gütern nöthig machte, und daß der Widerstand derselben grosses Unheil befürchten ließ. Es waren nicht mehr die alten Zeiten, wo es weniger Ueberwindung kostete, dem Besten des Vaterlandes ein Opfer zu bringen; und nicht einmal diese hatten ein solches aufzuweisen. Es war also vorauszusehen, daß Aufruhr und Blutvergiessen auf diesen Versuch folgen würde. Auch ließ sich vermuthen, daß der Arme, den seine Armuth nicht sittlich gebessert hatte, einen plötzlichen Wohlstand, an den er so wenig gewöhnt war, nicht gemässigt würde ertragen können. Und da es nicht wohl möglich war, allen Armen gleich gut zu helfen: so konnte man von den schlecht oder gar nicht versorgten, gefährliche Ausbrüche des Neides und Unwillens erwarten. Vermuthlich ist dieses die Rücksicht, in welcher Cicero das Unternehmen Gracchus betrachtete, das er überall als verderblich verwirft, und über das er beide Gracchus selbst da verfolgt, wo er ihre Vorzüge erhebt.

Sein Beispiel darf uns indessen nicht blindlings zur Nachfolge hinreissen. Ciceros Denkungsart war, bei aller Liebe für sein Vaterland, doch mehr senatorisch als ächt patriotisch. Wahrscheinlich mißbilligte er Gracchus Unternehmen hauptsächlich deßwegen, weil durch dasselbe das Ansehen des Senats geschwächt, und die Macht des Volkes vergrössert wurde. Er hatte Recht, dieses für gefährlich und verderblich anzusehen. Allein der Senat durfte nur den Gracchischen Vorschlag durch seine Autorität durchsetzen, wie Gracchus ihm anbot: so wurde seine Macht, auf die rühmlichste Weise, durch die dankbare Liebe des Volks, befestigt. Wenn Cicero bloß der übeln Folgen wegen, die Gracchus Gesetz nach sich ziehen musste, es verwarf: warum billigte er die Ermordung Cäsars, ein so viel gewaltthätigers Unternehmen, von dem sich bei dem Sittenverderben Roms so viel weniger gute Folgen hoffen, und so viel mehr verderbliche voraussehen liessen?

Und wenn auch das Unglück so groß war, welches Gracchus Gesetz über Italien bringen musste: war denn nicht auch das Unglück schwehr genug, von dem es Rom und Italien zu befreien suchte? War das Elend des armen Mannes, der seine besten Kräfte für das Vaterland hingegeben hatte, von dem er nicht eine Erdscholle sein nennen konnte *), nicht

*) Nach Gracchus eigner Vorstellung.

jämmerlich genug? Und waren die Folgen, die dieses Elend befürchten ließ, und zum Theil schon erzeugt hatte, nicht wenigstens so gefährlich, als die, welche von dem Unwillen der Reichen, und dem Uebermuth der wohlhabend gewordenen Armen, und der Verzweiflung der arm gebliebenen, zu besorgen waren? War nicht die Menge der brodlosen Bürger, die sich in die Hauptstadt gedrängt hatten, für ieden unruhigen Kopf, der Vermögen genug hatte, sie zu besolden, ein zu allem bereites Heer, das um so fürchterlicher war, ie weniger sie zu verliehren hatten? Auch waren die Sklaven, die durch den Bau der Felder den Unterhalt erwarben, dessen die Bürger entbehren mussten, Italien nicht minder gefährlich. In eben dem Jahre, in welchem Gracchus sein Gesetz gab, brach eine fürchterliche Empörung der Sklaven aus; und nicht allzulange nachher bedeckten weit heftigere Sklavenkriege Rom und Italien mit Schande und Verderben.

Es ist wahr, daß wir, nach so vielen Jahrhunderten, die Rechtmässigkeit des Gesetzes an sich, leichter einsehen können, als die von demselben zu hoffenden oder zu befürchtenden Folgen. Doch haben wir auch aus den Zeiten, die demselben ziemlich nahe waren, Vorgänger, die es durchaus billigten, Vorgänger, die sehr ausführliche gleichzeitige Nachrichten vor sich hatten, und Einsicht genug

nug besassen, um ihrem Urtheil Gewicht zu geben. Plutarch und Appian sind entschiedene Vertheidiger unsers Gracchus.

Gracchus selbst zog einsichtsvolle Kenner der Römischen Verfassung zu Rathe, ehe er sein Gesetz vorschlug: und der Beifall derselben bestimmte ihn erst, den mannichfaltigen Aufforderungen Folge zu leisten, die seine Mutter und seine Freunde mündlich, und Unbekannte schriftlich, an ihn thaten.

Er wurde im Jahr der Stadt 620 J. d. W. 3850. Tribun des Volks. Gleich nach dem Antritt seiner Würde machte er bekannt, daß er eine Versammlung des Volks *) anstellen wollte, worin er dasselbe befragen würde, ob es folgendes Gesetz genehmigte: Kein Bürger sollte von liegenden Gründen, die dem Staate gehörten, mehr als 500 Morgen besitzen; nur die, welche Kinder hätten, sollten noch die Hälfte darüber behalten dürfen: das übrige sollte durch eine dazu zu ernennende Commission unter das Volk vertheilt werden.

Es ist leicht zu ermessen, welche Bewegungen auf diese Bekanntmachung entstunden. Nicht allein die in Rom wohnenden Reichen und Armen nahmen für und wider diesen Vorschlag Partei; sondern aus dem ganzen benachbarten Italien eilten die, welche das Römische

*) Comitia. Wenn die Tribunen solche anstellten, votirte das Volk nach Zünften (Comitia tributa).

Bürgerrecht hatten, nach Rom, um denselben durchsetzen oder hintertreiben zu helfen.

Es war nicht zu zweifeln, daß der Vorschlag Gracchus zum Gesetz werden würde, sobald er die Stimmen des Volks, von dem die Armen bei weiten den grössten Theil ausmachten, sammeln könnte. Die Reichen wandten also alle ihre Bemühungen dahin, es nicht so weit kommen zu lassen. Man hatte in Rom schon lange das Geheimniß gefunden, die Unternehmungen der Tribunen durch dieses Collegium selbst zu entkräften. Jeder Tribun hatte das Recht, sich den Vorschlägen seiner Collegen zu widersetzen. Wenn ein einziger sagte: Ich gestatte es nicht *): so mussten alle übrigen neune ihr Vorhaben aufgeben. Die Reichen brachten also auch dießmal einen Tribun auf ihre Seite. Er hies Marcus Octavius, und war ein angesehener Mann von unbescholtnem Ruff, den wahrscheinlich bloß redliche Furcht vor den Folgen des Vorschlags seines Collegen, zum Gegner desselben machten. Auch begegnete ihm Gracchus in dem heftigen Streit, den dieser Widerstand erregte, allezeit mit Achtung, und wurde von ihm eben so behandelt. Keiner vergaß sich so weit, daß er ein Schimpfwort gegen den andern gebraucht hätte.

Indessen wurde Gracchus doch durch diesen Widerstand so aufgebracht, daß er seinen Vorschlag

*) Veto.

schlag strenger gegen die Güterbesitzer machte, und die Erlaubniß, über die 500 Morgen noch die Hälfte für die Kinder zu behalten, aufhub, und also das Gesetz des Licinius Stolo in seinem ganzen Umfang zu erneuern suchte.

Zugleich aber wandte er alles an, seinen Gegner, Octavius, von seiner Widersetzung abzubringen. Er erbot sich, ihm aus seinem eignen, wiewohl geringen, Vermögen den Verlust zu ersetzen, den sein Vorschlag ihm machen würde; denn Octavius besaß ansehnliche Güter, die er, sobald dieser Vorschlag durchgieng, abtretten musste.

Als auch dieses nicht wirkte, benutzte er die Erfindung des Licinius Stolo, und verwehrte allen Staatsbeamten die Verrichtungen ihrer Aemter, und versiegelte den Tempel Saturns, in welchem der öffentliche Schatz aufbewahrt wurde.

Dagegen suchten die Reichen, das Mitleid des Volks zu erregen, und erschienen in Trauerkleidern auf dem Markt. Heimlich aber machten sie Anstalten, ihren Feind gewaltthätig aus dem Wege zu räumen. Ihre Versuche blieben dem Gracchus nicht verborgen, und er bewaffnete sich, ohne es vor iemand zu verbergen, mit einem Dolche.

Nun

Nun kam der Tag, der zur Stimmensammlung anberaumt war *). Gracchus befahl dem Secretär, seinen Vorschlag abzulesen; er las: Octavius befahl ihm, zu schweigen; er schwieg. Ueberdas hatte Gracchus Gegenpartei die Gefässe weggenommen, worein das Volk die Täfelchen warf, wodurch es die Annahme oder Verwerfung eines Vorschlags zu erkennen gab **). Hierüber entstund ein fürchterlicher Lärm. Zwei ansehnliche Rathsherren, welche fürchteten, es möchten Gewaltthätigkeiten ausbrechen, nahten sich dem Gracchus, und beschwuren ihn mit Thränen, er möchte die Sache nicht auf das äuserste treiben, sondern sie dem Senat zur Beurtheilung vorlegen. Gracchus ließ sich bereden, und gieng in den Senat. Hätten damals die gesetzten, verständigen, und billigen Rathsherren die grösste Anzahl ausgemacht: so wäre wahrscheinlich die Ruhe in Rom erhalten worden. Allein der Ungestümm der Reichen überwog, und Gracchus wurde äuserst verächtlich abgewiesen. Aufgebracht über diese Beschimpfung, eilte er zu dem Volke zurück, und

*) Vorher muß wenigstens Eine Volksversammlung gehalten worden, und durch Octavius Widerstand ohne zu votiren auseinandergegangen sein. Appian. 1. c. 12.

**) Jeder Bürger bekam zwei. Auf dem einen stund V. R. Vti rogas; auf dem andern A. Antiquo. Billigte er den Vorschlag, so legte er das erste in die Urne; mißbilligte er ihn, das andre.

und erklärte: es sei kein Mittel für die öffentliche Ruhe mehr übrig, als entweder ihn oder Octavius abzusetzen. Er bot dem Octavius an, Er sollte die Stimmen des Volks über ihn sammeln. Als dieser sich weigerte, entließ er die Versammlung, und berief sie auf morgen wieder, um über Octavius Absetzung zu votiren.

Des andern Tages machte er im Angesichte der Versammlung dem Octavius auf das neue die dringendsten Vorstellungen: und als diese ihn nicht bewegten, forderte er das Volk auf, seine Stimmen, darüber zu geben, ob es den Octavius vom Tribunat absetzen wollte. Die erste Tribus votirte auf die Absetzung. Gracchus ließ inne halten, und erneuerte seine Bitten bei Octavius. Auch diese blieben fruchtlos; und die Tribus fuhren fort zu votiren. Siebenzehn hatten bereits auf Octavius Absetzung gestimmt: und da der Tribus fünf und dreisig waren; so war diese Absetzung entschieden, sobald die achtzehnte den ersten siebzehn gleich votirte. Gracchus hielt nochmals ein, und drang nachdrücklicher als ie in seinen Collegen. Er beschwur ihn, sich nicht, durch einen so eigensinnigen Widerstand gegen einen gemeinnützigen Vorschlag, dem Schimpf und der Gefahr auszusetzen, die ihm so nahe bevorstünden. Er umarmte ihn, bat und flehte mit aller Herzlichkeit eines alten Freundes. Octavius wurde erschüttert; Thränen traten

ihm in die Augen, und er blieb lange in unschlüssigem Stillschweigen. Allein ein Blick, den er auf die Reichen, die auf seinen Beistand vertrauten, warf, bestärkte ihn in seiner alten Gesinnung. Er sagte, Gracchus möchte thun, was er wollte. Die achtzehnte Tribus votirte: und Octavius war abgesetzt. Gracchus ließ ihn durch einen seiner Lictoren, zu denen er Freigelassene nahm, als nunmehrigen Privatmann, von der Rednerbühne hinunterschleppen. Das Volk lief zusammen, und würde ihn in Stücke zerrissen haben, wenn nicht die Partei der Reichen ihn noch gerettet hätte. Ein treuer Sklave verlor durch die Beschützung seines Herrn die Augen.

Nunmehr wurde über den Vorschlag der Aeckeraustheilung ohne fernern Widerstand votirt. Sie wurde zum Gesetz gemacht, und Commissarien zur Untersuchung des Zustandes der Ländereien und zu ihrer Vertheilung ernannt. Es wurden drei gewählt: Gracchus selbst, sein Schwiegervater Appius Claudius, und sein Bruder Caius Gracchus.

So hatte also Gracchus durch Feinheit, Entschlossenheit, und Beharrlichkeit, sein Vorhaben durchgesetzt, und hatte, meines Bedünkens, weder die Gränzen seiner Gewalt überschritten, noch sonst zu unrechtmässigen Mitteln sich erniedrigt. Ich weiß, daß die Absetzung seines Collegen allgemein, als

eine unerlaubte Gewaltthätigkeit, verdammt wird, daß selbst seine eifrigsten Vertheidiger unter den alten Schriftstellern sie dafür erklären: ich muß aber bekennen, daß ich nichts sträfliches, nichts was der Römischen Verfassung zuwider wäre, an derselben finde. Was damals den widrigsten Eindruck machte, das Herabreissen des Octavius durch einen Freigelassenen, und seine Mißhandlung durch das Volk, fällt dem Gracchus nicht zur Last. Die Bühne zu verlassen musste er gezwungen werden, sobald er nicht mehr Tribun war, und der Lictor war die Person, der es zukam ihn dazu zu zwingen. An den Gewaltthätigkeiten des Volkes hatte Gracchus so wenig Antheil, daß er vielmehr bei der ersten Bewegung sogleich selbst zu seinem Schutze herbei eilte. Die Absetzung war nicht durch ihn erzwungen, sondern durch die Stimmen des Volks, der Verfassung gemäß, beschlossen worden. Daß man von einer solchen Absetzung kein Beispiel hatte, macht sie noch nicht widerrechtlich. Freilich scheint die Unverletzlichkeit der Tribunen dadurch gekränkt worden zu sein. Allein es war ihm keine Gewalt angethan worden, so lang er mit dieser Würde bekleidet gewesen war: und ich sehe nicht, wie diese Unverletzlichkeit dadurch beleidigt worden sei, daß ihm das Volk, welches ihm das Amt, das ihn unverletzlich machte, gegeben hatte, dasselbe wieder nahm.

Grac-

Gracchus bekam selbst Gelegenheit, sich darüber zu vertheidigen. Ein Rathsherr, T. Annius, beschuldigte ihn, durch diese Absetzung ein Staatsverbrechen begangen zu haben. Gracchus verklagte ihn deßwegen bei dem Volke. Annius aber setzte ihn durch die Frage: ob er abermals einen Tribun absetzen würde, wenn sich einer seiner annehmen wollte? in solche Verlegenheit, daß er die Versammlung entließ, und erst den folgenden Tag vor derselben sich verantwortete *). Er erklärte, daß man einen Tribun nicht hindern, noch absetzen dürfe, wenn er auch das Capitol anzünden sollte. Wenn er aber das Interesse des Volks, das ihm zu seinem Repräsentanten und zu seinem Beschützer gemacht hätte, zu untergraben suchte: so wäre er nicht mehr Tribun des Volks, und das Volk hätte volles Recht, ihm die Macht zu nehmen, die er gegen ihre Bestimmung und gegen ihre Ertheiler anwenden wollte.

Wenn diese Gründe, die keiner seiner Gegner unter den alten Schriftstellern widerlegt hat, diejenigen von dem Volke mit ihm aussöhnten, welchen die Absetzung seines Collegen zu gewaltthätig geschienen hatte: so waren sie doch nicht im Stande, den Senat auf mildere Gesinnungen zu bringen. Gracchus erfuhr von demselben die empfindlichsten Be-

*) Plutarch hat uns seine vortreffliche Vertheidigungsrede im 15 Kap. aufbehalten.

Beschimpfungen. Ein Zelt, welches allen gegeben wurde, die öffentliche Geschäfte auf dem Lande zu besorgen hatten, und welches er und seine Mitcommissarien zur Untersuchung des Zustandes der Ländereien brauchten, wurde ihm versagt; als Taggeld wurden ihm, auf Scipio Nasicas Anrathen, neun Obolen *) angewiesen; und überdas wurde er mit den bittersten Vorwürfen und Beschuldigungen gekränkt.

Diese Mißhandlungen brachten ihn natürlicherweise nur noch mehr auf. Er brachte es dahin, daß die Commissarien zugleich die Untersuchung bekamen, welche Ländereien ein Privateigenthum oder ein Eigenthum des Staats wären. Er schlug vor, daß das baare Geld des Pergamenischen Königs Attalus, welcher das Römische Volk zum Erben eingesetzt hatte, unter die Armen, welche Ländereien bekämen, zu ihrer Einrichtung ausgetheilt werden sollte. Er machte auch noch andere Vorschläge, welche dem Volke schmeichelten, und das Ansehen des Senats untergruben. Ein Schritt, welchen die Beschimpfungen, durch welche er dazu gereizt wurde, wohl entschuldigen, aber nicht rechtfertigen können.

Seine Widersacher erlaubten sich noch weit gewaltthätigere Anschläge gegen ihn. Einer seiner Freunde starb plötzlich mit deutlichen

*) Ungefähr funfzehn leichte Kreuzer.

chen Zeichen der Vergiftung. Gracchus wurde darüber so bestürzt, daß er Trauerkleider anzog, und das Volk um Schutz, nicht für sich, für den keiner mehr zu hoffen wäre, sondern nur für seine Mutter und seine Kinder bat. Dadurch wurde die Zuneigung des Volks für ihn noch lebhafter.

Die Senatoren wandten sich also zu einem erlaubtern Mittel. Die Zeit zur Wahl der Tribunen für das künftige Jahr *) nahte heran. Sie gaben sich alle Mühe, zu verhindern, daß Gracchus nicht aufs neue gewählt würde. Gracchus gab sich eben so viele Mühe, die Wahl wieder auf sich zu lenken. Doch hatten seine Feinde so viel vermocht, daß er die Wahlversammlung den ersten Tag entlassen und auf den nächsten wieder beruffen musste, weil er voraus sah, daß die Stimmen des Volks ihm nicht günstig sein würden.

Ehe das Volk auseinandergieng, wandte er noch einmal alles an, es in seinem Interesse zu erhalten, Vorstellungen und Bitten. Es gelang ihm so sehr, daß, auf die Aeuserung, er wäre nicht einmal diese Nacht vor den Nachstellungen seiner Feinde sicher, ein grosser Theil des Volkes seine Thüre bewachte.

Den folgenden Morgen versammelte sich das Volk auf dem Capitolium. Gracchus be-

*) Der 17. Julius. Cic. ad Attic. I. 1. Ihr Amt selbst traten sie den 10. December an.

begab sich, in Begleitung vieler von seinen Freunden, dahin; obgleich mehrere unglückweissagende Vorbedeutungen, welche uns die Alten sorgfältig aufbewahrt haben, ihn hätten abschrecken können, und, wie es scheint, beinahe unschlüssig machten.

Indessen ließ sich alles sehr gut für ihn an. Seine Anhänger hatten sich zunächst um die Stühle der Tribunen herumgestellt, um ihn gegen gewaltthätige Angriffe zu schützen, und er wurde von dem Volke mit einem Freudengeschrei empfangen.

Der Senat war an diesem wichtigen Tage auch nicht ruhig. Er hatte sich in dem Tempel der Treue versammelt, und berathschlagte sich über die Maaßregeln, die er in der gegenwärtigen Lage zu nehmen hätte. Die meisten Senatoren drangen darauf, man müsse die Ernennung Gracchus mit Gewalt hintertreiben.

Ein Senator, Fulvius Flaccus, der ein Freund des Gracchus war, eilte auf das Capitol; drängte sich durch das Volk durch, und sagte dem Gracchus in das Ohr, welche Gefahr ihm von dem Senat drohte.

Schon vor seiner Ankunft hatte einige Unordnung in der Versammlung geherrscht, die sehr gedrängt beisammen stund. Die Warnung Flaccus vermehrte diese Unordnung. Gracchus Freunde hatten sogleich ihre weiten

Ueberkleider *) aufgeschürzt, den Gerichtsdienern ihre Stäbe aus den Händen gerissen, und die Bänke, die für das Volk hingesetzt waren, zerbrochen, um Waffen zur Vertheidigung zu haben. Die Menge, welche weiter von Gracchus entfernt war, wollte die Ursache von diesem Geräusch wissen; es war aber Gracchus nicht möglich, sich bei dem ungeheuern Lärm durch die Stimme ihnen verständlich zu machen. Er legte also die Hand an sein Haupt, um ihnen die Lebensgefahr, in der er schwebte, zu erkennen zu geben. Allein dieses Zeichen war zu undeutlich, um allgemein verstanden zu werden. Seine Feinde legten es für ein Verlangen nach der Krone aus; und brachten dem Senat die Nachricht, Gracchus wolle zum König gemacht sein.

Bißher hatte noch der Consul, Publius Mucius Scävola **), dem Ungestümm der aufgebrachten Senatoren widerstanden. Nun wurde deren Geschrei stärker; aber noch gab er nicht nach. Es war zu unglaublich, daß Gracchus an die Königswürde denken sollte. Er erklärte, er würde sich allen ungerechten Verfügungen desselben widersetzen, iezt aber keine gewaltthätigen Maaßregeln ergreifen. Darüber gerieth Scipio Nasica, einer der reichsten von den unrechtmässigen Güterbesitzern, in Wuth; sprang auf, und rief: „Weil

„ dann

*) Togae.

**) Der andere, L. Calpurnius Piso, war in Sicilien.

„dann der Consul den Staat verräth, so folge „mir, wer den Gesetzen zu Hülfe kommen „will.„

So sprang er aus dem Tempel, und eine Menge Senatoren folgte ihm mit ihren Anhängern. Er wickelte seine Toga um den linken Arm, um zum Gefechte geschickter zu sein; und eilte auf das Capitol. Die Versammlung machte, betäubt von dem Anblick der Edelsten in Rom, ihm und seinem Gefolge Platz. Diese waren theils schon mit Stöcken und Prügeln bewaffnet, theils ergriffen sie auf dem Capitol Trümmer zerbrochener Bänke; und drangen damit auf Gracchus ein.

Die Tribunen flohen; Gracchus Partei war zerstäubt: es blieb also auch ihm nichts übrig als die Flucht. Er warf seine Toga von sich, an der ihn schon iemand ergriffen hatte, und floh in den Unterkleidern *); fiel aber, als er über einige Stuffen hinabsprang, über andere Fliehende, die vor ihm gefallen waren; und wurde erschlagen. Den ersten Schlag soll ihm, welches nicht sehr wahrscheinlich ist, Publius Satureius, einer seiner Collegen, gegeben haben; des zweiten rühmte sich Lucius Rufus, als einer grossen That **).

*) Tunica.

**) Ich bin in der Erzählung von der Ermordung Gracchus fast durchgehends dem Plutarch gefolgt.

Nur

So fiel einer der Edelsten, welche Rom, die fruchtbare Mutter grosser Männer, her-

vor-

Nur scheint es mir, als ob Plutarch die Versammlung, in der er getödet wurde, nicht für eine Wahlversammlung hielte, sondern für eine Versammlung, in der über die Vorschläge des Gracchus, welche dem Senat am wehesten thaten, votirt werden sollte. Dieses würde die Gewaltthätigkeit des elenden Nasica in etwas entschuldigen, wenn sie überhaupt zu entschuldigen wäre. Allein alle andern Geschichtschreiber sind dagegen, und unter diesen auch Livius, nach der Epitome seines 58. Buches. Der Umstand, den Appian angiebt, daß die auswärtigen Anhänger des Gracchus nicht hätten zu der Volksversammlung kommen können, weil die bevorstehende Aerndte sie verhindert, macht es auch wahrscheinlich, daß die Versammlung um die Zeit der Tribunenwahl, im Julius, gehalten worden sei. Eine kleine Schwiehrigkeit macht es, daß man schwehrlich, auser diesem Falle, finden wird, daß Wahlcomitien auf dem Capitol gehalten worden seien. In der That erzählt Florus, sie seien diesesmal in dem Comitium, das heist auf dem Markte, gewesen, und Gracchus sei erst von da auf das Capitol geflohen. Allein die ältern Geschichtschreiber überstimmen ihn.

Die Hauptabweichung in der Erzählung, die Appian von diesem schrecklichen Tage macht, besteht darin, daß die Anhänger Gracchus, auf ein von ihm gegebenes Zeichen, schon vor der Ankunft des Nasica sich nicht nur bewaffnet, sondern auch schon Schlägereien angefangen hätten, über welchem Lärm die andern Tribunen sich entfernt hätten. Ich kann ihm aber hierin nicht Glauben beimessen, wiewohl sein Zeugniß auserdem viel Gewicht bei mir hat. Es sieht dem Gracchus zu unähnlich, daß er das Signal zu Gewalt-

vorgebracht hatte, im dreißigsten Jahre seines Alters; beweint von dem Volke, aber noch nach dem Tode mißhandelt von seinen Gegnern, die ihm sogar die Ehre des Begräbnisses verweigerten, und seinen Leichnam, mit den andern Erschlagenen, deren über dreihundert waren, in die Tiber warfen. Seine Anhänger wurden grausam verfolgt, ungehört verurtheilt, und zum Theil mit unmenschlicher, ausstudierter Grausamkeit hingerichtet.

Das war das erste Bürgerblut, das absichtlich über öffentliche Streitigkeiten in Rom floß; und Gracchus war der erste Tribun des Volks, an dessen Person, die nach den Gesetzen geheiligt und unverletzlich war, ein Römer die Hände zu legen sich erfrechte. Wer sollte glauben, daß die Senatoren unverschämt genug gewesen sein könnten, seine Ermordung für gesetzmässig auszugeben? Wer kann begreifen, wie selbst der Consul Scävola, der sich dem Unternehmen Nasicas widersetzt hatte,

waltthätigkeiten gegeben haben sollte: und Appian giebt keine andere Ursache davon an, als daß die Reichen das Votiren gehindert hätten. Allein wie konnten sie das, da die Anhänger Gracchus bei weiten die grösste Anzahl ausmachten, und den Gracchus schon bei seiner Ankunft mit einem freudigen Zuruf bewillkommt hatten? Es ist sehr natürlich, daß die Umstände seiner Ermordung in den schriftlichen Erzählungen, absichtlich zu seinem Nachtheil sind verdreht worden, da fast alle Erzähler die Partei des Senats gegen ihn nahmen.

hatte, die That desselben für rechtmässig erklären, und wie der gefühlvolle Cicero ihm hierin beistimmen konnte? Wenn Gracchus ein so grosses Verbrechen begangen hatte, daß er den Tribun Octavius vom Volke absetzen ließ: warum soll es denn kein Verbrechen sein, daß Nasica einen Tribun tödete? Wenn es noch streitig ist, ob das Volk, das den Tribun, als seinen Beschützer, ernannt hatte, das Recht gehabt, ihn abzusetzen, als es in ihm seinen Unterdrücker zu erkennen glaubte: wie kann es zweifelhaft sein, ob Nasica Unrecht hatte, seinen Arm gegen einen Tribun zu bewaffnen, dessen Person die Gesetze, so lang er Tribun war, heiligten?

Hätte der Senat sich bewegen lassen, nachzugeben; hätte er das Ackervertheilungsgesetz, das er doch nach Gracchus Tode sich nicht aufzuheben getraute, genehmigt und bestättigt: der weise Gracchus hätte gewiß den wahren Vortheil des Staats zu gut gekannt, als daß er das Ansehen des Senats ferner zu schwächen gesucht hätte; die nachherigen Unruhen wären wahrscheinlich unterblieben; und der Senat hätte die brennende Rache seines Bruders sich nicht zugezogen.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vogel, Paul Joachim Siegmund, 1753-1834

Biographie grosser und berühmter Männer des Alterthums

Bd.: 1. Lykurg. Aristomenes. Phocion. Tiberius Semphronius Gracchus. - 1788
. - 312 S.

Nürnberg 1788

Bamberg, Staatsbibliothek -- Coll.vit.o.37(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11440303-4
VD18 80169244-001